H.sing. 791 m-4

<366066147600018

<366066147600018

Bayer. Staatsbibliothek

Tagebuch
einer Reise

durch einen Theil

Deutschlands und durch Italien,

in den

Jahren 1804 bis 1806.

Bibliothek
Schleiermacher

Von

Elisa von der Recke,

gebornen Reichsgräfin von Medem.

Herausgegeben

vom

Hofrath Böttiger.

Vierter Band,

nebst zwei Steinabdrücken.

Berlin, 1817.

In der Nicolaischen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bw I 52 / 667

Vorrede.

Zwei Jahre sind bereits verflossen, seit die ersten drei Theile meiner Reisebemerkungen erschienen: dies beweiset, wie zweifelhaft ich gewesen bin, den vierten Theil nachfolgen zu lassen. Als der würdige Herausgeber dieser Blätter mit meiner Zustimmung einen vierten Theil ankündigte, lag mir diese Arbeit noch in einiger Ferne, so daß die dazu erforderliche Behandlungsart mir nicht bestimmt und deutlich genug vorschwebte: und so glaubte ich mit Weglassung derjenigen Anführungen, denen das Zeitinterresse entrückt war, eine lesbare Zusammenstellung von Auszügen liefern zu können, an denen die Bedingung der Zeit weniger hafte. Indem ich aber dieser Aufgabe näher trat, bemerkte ich bald, wie unzertrennlich durch die Entstehungsart Eines mit dem Andern verwebt war. Viele meiner Darstellungen würden durch Absonderung gewisser Vor-

gänge ein auffallendes Ansehn davon getragen, und mich selbst in den Fall gesetzt haben, mißverstanden zu werden; einem Falle, dem ich ohnehin nicht gänzlich auszuweichen vermochte. Daraus ergab sich nun, daß ich die Nachlieferung eines vierten Theiles aufgeben, oder das vorhandene so mittheilen mußte, wie es sich in meinen Papieren darbot. Zu letzterem bewogen mich sehr achtbare Stimmen. Ueberdem aber glaubte ich, noch einen inneren Beruf zu vernehmen, der mich aufforderte, meine Beobachtungen, wie gering auch ihre Wirkung ausfallen möge, den Zeitgenossen darzulegen, um die Aufmerksamkeit der Unbefangenen gewissen Bestrebungen zuzuwenden, die eine Verfinsterung im Gebiete unserer höchsten, heiligsten Angelegenheiten erzielen, und in dem launenhaften Gange des Zeitgeistes, welcher sich zur mystischen Dunkelheit immer mehr hinzuneigen scheint, eine auffallende Begünstigung finden.

Zwei drohende Zeiterscheinungen schwebten auf der Reise meinem Gemüthe unablässig vor, der hierarchische Despotismus nehmlich, der die Geister zwängt, und jener politische, der, die Völker niederbeugend, von dem Manne ausging, der glücklicher Weise

jetzt in der Verdammniß einer quälenden Unthätigkeit seine unselige Rüstigkeit büßt. Und dieser Mann verhehlte schon die Anstalten nicht mehr, die er traf, um beide Gewalten in seiner Person zu vereinigen, damit, außer ihm nichts, auch der Gedanke nicht mehr herrsche. Beide Gewalten sind jetzt wieder getrennt: die politische ist in ihre Grenzen zurück getreten; die hierarchische fährt fort, mit dem Rechte des Bestehens, das Recht der Ausbreitung — durch welche Mittel es sey — zu verknüpfen.

Ich weiß es, daß eine nicht geringe Anzahl edler wohlgesinnter Menschen mir gegenüber steht, welche jene hierrachischen Anmaßungen entweder als gar nicht vorhanden, oder für zu unbedeutend ansehen, als daß es dieserhalb irgend eines warnenden Wortes bedürfe. Warum? — mögen diese fragen — warum an alte Zwiste erinnern, die längst abgethan sind? — warum Mißverständnisse zurückrufen, die der Vergangenheit angehören? — Ist dem in der That also? — sind diese Mißverständnisse wirklich veraltet, und in die Vergessenheit niedergelegt? haben jene Zwiste wirklich ihre Endschaft erreicht? — von Seiten der evan-

gelischen Glaubensgenossen: ja! — in Betreff der römisch-katholischen Kirche aber keineswegs. —

Könnt ich jenen Edlen, die keine Gefahr für die protestantische Glaubensform ahnen, meine Erfahrungen und zwar im Zusammenhange ihrer inneren Beziehungen darlegen: sie würden ihre Fragen nicht für so entschieden halten. Aber ich brauche ja nur hinzuweisen auf die allbekannten Thatsachen in Südfrankreich: diese, die Menschheit anschreienden neuesten Vorgänge, haben bei der höheren hierarchischen Geistlichkeit nirgend eine mißbilligende Stimme gefunden. Beweiset solches nicht genugsam, daß die Hierarchie fortfährt, in dem Geiste zu beharren, der zur Zeit der Reformation ihre Schritte leitete? — Ferner darf ich nur anführen, daß noch in der allerneuesten Zeit ein Bischof zu Münster, unter der Herrschaft eines protestantischen Fürsten, seine Glaubensgenossen durch einen öffentlichen Anschlag aufforderte, von Gott die Vertilgung der Protestanten zu erflehen. Endlich hat ein anderer Bischof zu Gent seinen protestantischen Fürsten die Fürbitte in den Kirchen versagt. Dahingegen hat im ganzen Sächsischen Lande, nie ein protestantischer Predi-

ger sich geweigert, für seinen katholischen Landesherrn in den Kirchen zu beten. Eben so haben die letzten Ereignisse unserer Tage gezeigt, wie treu und liebend protestantische Unterthanen ihrem katholischen Beherrscher ergeben sind. Alle diese Beispiele haben auf den Geist der Hierarchie keinen Eindruck gemacht. Selten ist der päbstliche Stuhl so würdig besetzt gewesen, seltner noch haben ihn so edle Prälaten umgeben, als es gegenwärtig der Fall ist: und diese empfehlende, rühmliche, doch zufällige Außenseite, in Verbindung mit andern lockenden Maßregeln, mögen in der neuesten Zeit nicht unwirksam gewesen seyn, einzelne Uebertritte zu veranlassen, um größere Erwerbungen vorzubereiten. Indessen hat das Innere Wesen der Hierarchie seine Beharrlichkeit behauptet; keine jener Verurtheilungen, die der evangelischen Lehre das Christenthum absprechen, ist zurückgenommen; durch einen Bestand von 300 Jahren hat die bestrittene Glaubensform dem päbstlichen Stuhl ihre Anerkennung nicht abzugewinnen vermocht. Die voregschlagene Vereinigung beider Kirchen, welche gegenwärtig in Anregung gebracht wird, ist nichts weiter als eine Redensart, eine neue Form, die eine alte Anmaßung um-

faßt. In dem milden Geiste des Christenthums, welcher Duldung lehrt und Verträglichkeit gebietet, steht der römischen Kirche die griechische gegenüber. Ich kann mich nicht enthalten, eine herzerhebende Stelle aus einer, die Sekte der Duchobrozen betreffenden, Verordnung unsers hocherhabenen Alexanders anzuführen. — Die Abweichung dieser Sekte von der rechtgläubigen Griechisch-Russischen Kirche ist allerdings eine Verirrung, die in eine fehlerhafte Vorstellung von dem wahren Gottesdienste, und von dem Geiste des Christenthums gegründet ist: allein es fehlt ihnen nicht an Religion, denn sie trachten nach dem Göttlichen, obgleich nicht in dem eigentlichen Verständnissen. Und ziemt es wohl einer christlichen Regierung, durch harte, grausame Mittel, Peinigungen, Exil u. dgl. die Verirrten in den Schooß ihrer Kirche zurückzuführen? — Die Lehre des Erlösers, der zur Rettung des Sünders in die Welt kam, kann nicht durch Zwang und Strafe verbreitet werden, kann nicht zu Unterdrükkungen desjenigen dienen, der wieder auf den Pfad der Weisheit geleitet werden soll. Der wahre Glaube kann nur mit dem Segen Gottes durch Ueberzeugung, Lehre, Scho-

nung, und vorzüglich durch gutes Beispiel Wurzel fassen; Härte überzeugt niemal, sondern nimmt gegen sich ein. — — — — — — — — — — — — Und kann wohl die rechtgläubige Kirche, wenn sie auch diese Verirrten in ihren Schooß aufzunehmen wünscht, Maßregeln der Verfolgung billigen, die dem Geiste ihres Oberhauptes, Christus des Erlösers, so widerstreiten? —

Welch einen Geist der Milde, welch ein Zeugniß der christlichen Sinnesart sprechen diese geheiligten Worte aus! — Die sämmtlichen römischen Dekretalen haben keine solche Verordnung aufzuweisen. Dennoch ehre ich jede würdige Idee im Katholicismus; ich rühme mich der Freundschaft mancher hochachtbaren Mitglieder der katholischen Glaubensgemeinschaft; ich werde gerührt durch manche zarte Seite katholischer Kirchengebräuche: nur die fortwährende Verdammung anderer Lehrmeinungen von Seiten der römischen Kirche, die Bedrükkung, welche sich katholische Regierungen gegen protestantische Unterthanen erlauben: das sind die Gegenstände, die ich für Entweihungen des Christenthums halten muß.

Wär' ich in England geboren, so würde

die Behandlung, welche dort den Katholiken wiederfährt, mich nicht weniger schmerzen.

Uebrigens habe ich mir bei der Mittheilung meiner Bemerkungen das Gesetz vorgeschrieben, auf keine Weise anstößig zu werden; in so fern ein solches nehmlich dem heiligeren Gesetze des inneren Wahrheitsinnes nicht widerstrebt: darum würde ich es tief empfinden, wenn meine Aeußerungen über religiöse Gegenstände irgend ein Wehgefühl in einer, der katholischen Glaubensform redlich anhängenden, Seele hervorbringen könnte. —

Längst schon bin ich über den Mittag meines Lebens hinaus; nicht mehr viel dürften der Tage seyn, hinter denen die ernste Stunde mich erwartet, die lauter, als jede andere, zur Rechenschaft des Daseins auffordert: im Geiste jener heiligen Stunde habe ich diese Blätter geprüft, und übergebe sie ruhig ihrem Schicksal.

Berlin, den 18. März 1817.

die Verfasserin.

Vorbericht des Herausgebers.

Ist es auch recht und geziemend, der Vorrede noch eine Aftervorrede folgen zu lassen? Das wichtigste über den Hauptzweck, welcher der ehrwürdigen Verfasserin beim Niederschreiben dieses vierten Theils vor Augen schwebte, ist von ihr in der Vorrede so klar und befriedigend ausgesprochen worden, daß sie von Seiten des Herausgebers weiter keines Zusatzes bedarf, als daß die polemische Tendenz, welcher so viele hier eingewebte Betrachtungen, wo nicht ihren Ursprung, doch ihr vorzügliches Interesse zu danken hat, gerade in dem Zeitpunkt, wo uns das neueste allgemeine Meßverzeichniß weit über 100 verschiedene Werke und Abhandlungen über das Reformations-Jubileum, die Lieblingsmaterie dieser wortreichen, thatenarmen Zeit, ankündigt, gewiß allen Freunden der reinen und unverfälschten Christusreligion zwiefach willkommen seyn wird. Daß es, wie schon im Vorbericht zum ersten Theil bemerkt wurde, der edelen Frau, die hier aus der Fülle ihrer innigsten Ueberzeugung spricht, fern von aller Bitterkeit und Persönlichkeit, nur um die Sache zu

thun sey, hat selbst der Pariser Kunstrichter, Hr. Vanderbourg, welcher im Journal des Savans der ersten drei Theile dieses Tagebuchs einer ausführlichen Anzeige würdigte, nicht geleugnet, obwohl er übrigens darin etwas höchst unstatthaftes und mit ihrem Charakter ganz unvereinbares aufbürdet, wenn er ihr den Vorwurf macht, daß sie durch ihre aus ihren protestantischen Vorurtheilen geflossenen Urtheilen den alten Sectenhaß wird aufrege.

Wie sehr sie das ehrwürdige Oberhaupt der katholischen Kirche, dessen unerschütterlicher Muth neuerlich eine andere Protestantin, die edle Friderike Brun in ihren Briefen aus Rom aus den Jahren 1808 — 1810 volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, persönlich zu achten sich gedrungen fühlte, mögen die in diesem Theile erwähnten Unterredungen mit dem Pabste vor ihrer Abreise aus Rom nach Dentschland jedem Unbefangenen zur Genüge darthun.

Diese Hochachtung kann mit dem Geiste des Protestantismus vollkommen bestehn, der sich in andern Stellen offen und ungeheuchelt ausspricht, und, der Hauptsache nach, ganz mit dem Bekenntnisse übereinstimmt, das ein freimüthiger Boie, dem Vernehmen nach, ein sehr geachteter öffentlicher Lehrer an der Leipziger Universität, in Absicht auf die Unwandelbaren, aller Einigung widerstrebenden Dogmen der römisch-katholischen

Konfession ablegt, und durch eine Schlußanrede an die katholische Kirche und deren Oberhaupt bestätiget *).

Aber auch da, wo es ihr heilige Gewissenspflicht ist, ihre innern Ueberzeugungen nicht zu unterdrücken, bedient sie sich stets der größten Vorsicht und Behutsamkeit und ist oft nur mit einer leisen Andeutung zufrieden. Dies ist z. B. auch da der Fall, wo sie bei ihrer Rückkehr von Neapel nach Rom das Ende des ihr so theuer gewordenen Pater Paolino a St. Bartholomaeo erfährt, und die Härte beklagt, wodurch diesem, um Wissenschaft und Wahrheit hochverdienten, Missionär der Propaganda in Indien seine letzten Tage verbittert worden sind. Was die Verfasserin bei dieser Gelegenheit nur mit einem Wink zu verstehen giebt, mag in diesem Vorbericht eine ausführlichere Darstellung erhalten. Es betrifft das Schicksal eines unserer deutschen Landsleute (Joh. Phil. Wesdin, so hieß sein Name in der Welt, war zu Hoff an der Leitha, dem Grenzfluß zwischen Oesterreich und Ungarn geboren) **), über dessen

*) S. Mahnung der Zeit an die protestantische Kirche bei der Wiederkehr ihres Jubelfestes. Germanien 1817. 54 S. in 8. Auf wenig Bogen viel Beherzigenswerthes.

**) Vergl. Adelung im Mithridates Th. I. S. 134 f.

letzte Tage und Mißverhältnisse zum Pabst Pius VII bis jetzt nur wenig bekannt worden ist.

Das schönste Denkmal hatte sich der redliche und gelehrte Paolino durch das Andenken gesetzt, welches er seinem großherzigen Gönner und Freunde, dem Kardinal Stefano Borgia, mit dem er zu verschiedenen Zeiten 24 Jahre gelebt hatte, in der lateinisch abgefaßten Biographie desselben gestiftet hat, mit der Aufschrift: Vitae Synopsis Stephani Borgiae — curante P. Paulino a S. Bartholomaeo (Romae 1805 bei Fulgoni 75 S. in gr. 4). So wie es der würdigste Lobspruch auf Fra Paolino ist, daß er eine so lange Reihe von Jahren hindurch der Vertraute und Beauftragte in den wichtigsten Angelegenheiten eines Mannes war, der, fern von allem blinden Bekehrungseifer, die so oft gemißbrauchte Propaganda zu den humansten Zwecken benutzte und einem Münter und Schov so gut sein Herz und seine Kunstschätze öffnete, als einem Amaduzzi oder Georgi; so ehrt es auch wieder den Kardinal, daß er in Paolino nicht blos den eifrigen Missionär, sondern auch den redlichen Forscher und vorurtheilsfreien Gelehrten hervorzuheben und sich ganz anzueignen wußte. Von diesem der Wissenschaft und Religion gleich wohlthätigen, wechselseitigen Verhältniß enthält diese biographische Notiz, die Paolino kurz nach Borgias Tode in Frankreich, wohin er Pius VII begleitet hatte,

(den 23. Nov. 1804.) in Rom herausgab, die rührendsten Beweise. Die Schrift selbst ist wenig oder gar nicht außer Italien bekannt worden und verdient doch aus einem doppelten Grund alle mögliche Aufmerksamkeit. Sie enthält besonders im fünften und siebenten Kapitel die vollständigsten Nachrichten über das Museum Borgianum zu Veletri, dem Stammsitz der Familie Borgia, welches neuerlich ganz verkauft, und nach Neapel gebracht worden ist. Schon in so fern ist diese Schrift für die archäologische Museographie von größter Wichtigkeit. Sie ist es aber auch in Rücksicht auf die mannigfaltigen biographischen Nachrichten, treffenden Anekdoten und Charakterzüge, die der vertrauteste Beobachter, oft auch Haus- und Tischgenosse des Kardinals von ihm mit liebenswürdiger Offenheit erzählt. In sofern verdiente sie noch jetzt in Verbindung mit andern Hülfsmitteln, wozu auch des ehrwürdigen Bischofs Münter Lobrede auf Borgia gehört, zu einer Biographie etwa in den Zeitgenossen benutzt zu werden, in welchen auch der um die Kunde des Orients hochverdiente, durch Gesinnungen und Schicksale gleich merkwürdige, Paolino selbst einen Ehrenplatz verdient.

Es leidet übrigens keinen Zweifel, daß dieser ächt christlich-katholisch gesinnte, und dem Pabst Pius VII, dem er auch seine Biographie des Borgia zueignete, treu ergebene Mann in seinen

letzten Tagen manche Kränkung und Zurücksetzung erfuhr. Erwägt man nun, daß die Wiederherstellung des Ordens der Gesellschaft Jesu eine der ersten Handlungen gewesen, welche Pius VII nach seiner Wiedereinsetzung auf dem päbstlichen Stuhl, und Zurückkehr nach Rom aus päbstlicher Machtvollkommenheit nicht ohne laute Befremdung von ganz Europa vornahm, und bringt man dabei alle Beweise einer sehr lebhaften Zuneigung und Vorgunst für diesen Orden in Anschlag, welche der heilige Vater bei dieser höchst auffallenden Vernichtung früherer Dekrete zu erkennen gab, so mag die in Rom selbst allgemein herrschende Meinung: als habe Paolino durch einige Aeußerungen über die Väter Jesu in seiner Schrift auf Borgia das Mißvergnügen des Pabstes und der ihn stets umgebenden Jesuitenfreunde auf sich gezogen, allerdings einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten. Es mag daher zur Warnung und Lehre nicht unnütz seyn, die Stellen auszuzeichnen welche einen so wirksamen Unwillen hervorbringen konnten. Immer drückte sich Paolino mit großer Behutsamkeit und Umsicht von einer Kirchengesellschaft aus die kanonisch damals gar nicht mehr existirte, und deren Wiederherstellung nach einem vor ganz Europa so offenkundig geführten, von allen katholischen Regierungen eingeleiteten oder doch gebilligten Proceß, wo nicht zu den völligen Un-

Unmöglichkeiten, doch zu den größten Unwahrheiten zu gehören schien.

Gleich im ersten Abschnitt (S. 5), wo Borgias Jugendgeschichten und die schon im Knaben hervorglänzenden seltenen Anlagen geschildert werden, wird auch folgendes erwähnt: „Wie scharfsinnig schon der Knabe zu beobachten pflegte, mag dies Beispiel beweisen. Eine gewisse Religionsgesellschaft wurde, ihres Eifers wegen *), damals in Rom sehr gepriesen und mit Lobsprüchen bedeckt. Wie es aber in allen menschlichen Dingen zu geschehen pflegt: es fehlte auch nicht an Widerspruch. Auch in der Familie des jungen Stefano fanden sich Gegner, die Einwürfe machten. Um den Streit zu schlichten, sagte der Vater, Camilla Borgia, einmal blos die Worte: diese Religiöse wissen zu leben. Stefano, der dies mit anhörte, fing von Stund an darüber nachzudenken und wollte gar zu gern wissen, was denn das heiße: sie wissen zu leben. Er selbst konnte sich die Sache nicht deutlich machen. Nun fragt er seine Gespielen, wendet sich an gelehrte Männer und forscht, indem er erzählt, was sein

*) Man denke z. B. an die von den Jesuiten gestiftete, vom Erzbischof in Wien und vom Legaten des Pabstes eingesegnete christliche marianische Ritterschaft zum Kezzerfang in Ungarn in den Jahren 1744 f. f. und an des Jesuiten Sendorfs Bekehrungseifer in der Pfalz. S. Henke's Kirchengeschichte des 18ten Jahrhunderts Th. I. S. 206. 234.

Vater gesprochen, nach dem Sinn der zweideutigen Worte. Von ihnen wird er endlich belehrt, zu leben wissen heiße soviel, als es mit keiner Parthei verderben, den Mantel nach dem Winde hängen, göttliche und menschliche Vorsicht nach Willkühr gebrauchen oder mißbrauchen. Und allerdings wurde diese Gesellschaft dieser schmäligen Doppelseitigkeit (flagitii) angeklagt. Daher macht dieser Ausspruch des Vaters Camilla den Sohn für alle Folgezeit behutsam im Umgang mit dieser Sippschaft; (in illius farinae hominibus) und als er nun selbst im reiferen Alter das Treiben und Thun derselben bemerkt hatte, wendete sich sein Herz auf immer von ihnen."

Außer dieser Stelle, in der aber nicht einmal der Name der Jesuiten genannt wird, kommen sie namentlich nur noch einmal in Paolinos Schrift vor, im fünften Kapitel, (S. 33 f. f.) wo seine Thätigkeit, als Vorsteher der Propaganda, im Mißionswesen weiter auseinandergesetzt wird. In einer in Italien 1796 erschienenen Schrift: Storia impartiale del Papato di Pio VI. war eines Rescripts erwähnt worden, welches Borgia im Jahr 1778 an den apostolischen Legaten, den Bischoff von Mohilow Stanislaus Sistrzenzcwicz von Bohusz erlassen hatte, und worin er, nach der Behauptung jenes unparteiischen Erzählers von Pius VI Regierung, auch die Duldung der Jesuiten in Weißreußen begünstiget ha-

ben sollte. Diesem widerspricht nun Paolino sehr nachdrücklich. Jener Bischof habe blos aus eigner bischöflichen Machtvollkommenheit die Jesuiten dort wiederhergestellt und 1779 zu Mehrlow das erste Noviziat oder Profeßhaus errichtet *). Es fanden sich weder im Archiv der Propaganda Spuren einer solchen von Rom aus ertheilten Erlaubniß, obgleich übrigens jenem Bischof große Rechte in Ehescheidungsangelegenheiten zugestanden worden waren. Darum wären ganz anderen Ursachen, und nicht dem Reskripte des Borgia die Wiederherstellung der Jesuiten zu-

*) Das Dekret des Sekretärs der Propaganda, Stef. Borgia vom 15. August 1778 findet man ganz abgedruckt in der Schrift: Merkwürdige Nachrichten der Jesuiten in Weißreußen S. 53. Daraus geht deutlich hervor, daß man dem Bischof von Mohilow, der keinesweges selbst ein Jesuitenfreund war, dadurch von Rom aus Waffen gegen die Jesuiten in die Hände geben wollte. Allein der damalige Staatsminister der Kaiserin Katharina Andreas Tschernitschew war der nachdrückliche Sachwalter der Jesuiten und wußte jenes Rescript aus der Propaganda, ganz zu Gunsten der Jesuiten auszulegen. Man sehe die pragmatische Erklärung dieser Verhandlung in der trefflichen, jetzt aufs neue zur fleißigen Lectüre und Beherzigung zu empfehlenden Allgemeinen Geschichte der Jesuiten von P. Ph. Wolf. Th. I. S. 73 f. f. Man kennt ja in Petersburg sehr gut die eigentliche Gesinnung des Pabstes. Wie wahr ist, was Tschernischew an den Bischof schrieb: Pontifex utpote Catholicis Principibus Catholicior non male habebat, Jesuitas esse in Russia. S. Wolf a. a. O. S. 69.

geschrieben. Aus einem Ukas der Kaiserin Catharina von 1769 erhelle, daß sie allen ihren katholischen Unterthanen eigene Pfarrer habe geben wollen: dahinter hätten sich die Väter der Gesellschaft Jesu versteckt."

Man sieht, es ist dem Berichterstatter hier bloß um Berichtigung einer verfälschten Angabe zu thun. Freilich glaubt er seinen Freund und Gönner dadurch vom Vorwurf zu reinigen, als habe er durch Begünstigung der Jesuiten sein Gewissen verletzt und eine Gesellschaft, deren innere Tendenz kein römischer Prälat je billigen könne, unklug begünstigt. Allein schon der Umstand, daß Paolino dieß für einen Vorwurf hielt, mußten diejenigen, welche in diesen Orden die Heilsordnung der katholischen Christenheit zu erblicken geneigt sind, sehr misfällig seyn. Man macht über so etwas freilich niemanden den Proceß. Aber man gedenkts ihm doch! Tantaene animis coelestibus irae?

Bei einer so hochherzigen und wahrheitliebenden Frau würde schon der leiseste Verdacht, als habe sie diesen vierten Theil ihrer Reisebemerkungen aus irgend einer schriftstellerischen Eitelkeit wohl lieber unterdrücken als überflüssiges sagen wollen, die größte Ungerechtigkeit seyn. Was so oft blos Redensart ist, ist hier Thatsache. Sie gab den dringenden und von sehr achtungswerthen Personen ihr zukommenden Aufforderungen,

ihr Tagebuch zu vollenden, nur sehr ungern und erst nach einem Zwischenraume von zwei Jahren nach, mitten unter sehr schmerzhaften körperlichen Leiden, in deren Bekämpfung und Erduldung sie stets jene hohe Ergebung und Standhaftigkeit bewieß, welche wir in der, während dieser Zeit im Druck erschienenen, vollständigen Sammlung ihrer Gedichte, die Tiedge herausgab, in so manchem herzerhebenden Liede, Eingebung eines frommen und hohen Gemüths, so zart und lebendig ausgedrückt finden *).

So angenehm ihr nun auch jene Ermunterungen und Zusprüche seyn mußten, weil sie, so wie sie ihr ohne alle Schmeichelei und Gefallsucht zugebracht wurden, ein unzweideutiges Zeugniß ablegten, daß die drei ersten Theile ihres Tagebuchs selbst von Männern, welchen sie etwas neues zu sagen, sich nie einbilden konnte, mit Theilnahme

*) Gedichte der Frau Elisa von der Recke, geb. R. G. v. Medem. Herausgegeben von C. A. Tiedge, zweite Auflage, Halle, Rengersche Buchhandlung 1816. 259 Seiten. Die von S. 187 an besonders zusammengestellten geistlichen Lieder verdienten gewiß großen Theils in unsre besten Gesangbücher aufgenommen und nach angemessenen, die Andacht beflügelnden Melodien auch in geräuschloser Privatandacht gesungen zu werden. Die zwei Lieder vor und nach dem Abendmale würden zur zweckmäßigen Feier des Abendmals unter den nun auf immer verbundenen zwei protestantischen Confessionen, wie wir sie gern als eine Frucht des großen Reformationsjubiläums uns jetzt denken möchten, ungemein viel beitragen können.

gelesen worden wären; so wenig würde sie dadurch allein zur Ausarbeitung dieses vierten Theils sich haben erbitten lassen. Aber sie hoffte an die Einnerungen ihrer Rückreise und an die letzten Tage ihres Aufenthalts in Rom so manche zeitgemäße Betrachtungen knüpfen zu können, wodurch sie, da sie stets die hohen Angelegenheiten der Menschheit und der wahren Christusreligion in ihrer Brust getragen hat, bei einigen ihrer Zeitgenossen eine fromme Empfindung, einen guten Entschluß befördern könne. In dem Geiste, in welchem sie im Jahr 1815 das neue Auto da fe im südlichen Frankreich sang *), vollendete sie nun auch ihre Reisebemerkungen.

Wer also diesen letzten Theil bloß in der Absicht in die Hand nimmt, um an der freundlichen Hand der Verfasserin in jenen Hesperidengärten zu lustwandeln und mit ihr unter allerlei Reiseabentheuern über die Alpen zurückzukehren, mit einem Worte, wer bloß unterhalten und durch neue Ansichten über Gegenden und Menschen seine Neugierde befriedigt wissen will, wird hier vieles überschlagen müssen und sich oft in seinen Erwartungen getäuscht finden. Es ist der Verfasserin überall mehr um das moralische als historische Interesse zu thun. Allein es wird an Lesern nicht fehlen, die auch dazu die rechte Empfänglichkeit mitbringen. Und was kann der bloßen Neugierde in je-

*) Im Anhange der oben angeführten Sammlung, S. 250 f. f.

nen so oft beschriebenen, eben jetzt wieder durch des allerschöpfenden Millin ausführlichen Reiseberichte bis ins kleinste Detail uns vorgebildeten Gegenden überhaupt noch neu seyn?

Vielleicht scheint einigen dieß Reisetagebuch, welches mit dem Eintritt in die Schweiz und mit einer Reise zu den Gletschern abbricht, auch so noch nicht vollendet zu seyn und gerade da, wo es abbricht, ein etwas kaltes Ende zu nehmen. Allein es war der Verfasserin von da an nicht möglich, ein regelmäßiges Tagebuch fortzuführen. Man denke sich nur ihre damalige Lage und die Stimmung, in welcher sich ihr für Deutschland für ihr eigenes Vaterland und für die Menschheit so lebhaft aufgeregtes Gemüth gerade in jener Zeit befinden mußte. Hätte sie von Lausanne aus den Felsen von Meillerie besuchen können, dann wäre sie vielleicht durch die Ansicht dieser von Rousseau besungenen, in seiner Heloise stets fortlebenden Naturschönheiten und durch das Betreten jenes nun classisch gewordenen Bodens zur Fortsetzung ihres Tagebuchs auf neue ermuntert, ja wohl begeistert worden. Allein die erste Nachricht vom rheinischen Fürstenbunde kam ihr schon in Lausanne zu, und bestürmte ihr Gemüth mit allen Besorgnissen und Schrecknissen, die ihre vertrautere Bekanntschaft mit dem eisernen Gang des furchbaren Eroberers sich nur als sehr nahe denken mußte. Was sie schon 1804 in Verona zu fürchten angefangen und ihrem Tagebuch

anvertraut hatte, stand nun in seiner traurigen Erfüllung vor ihrer Seele. Nur Berücksichtigung ihrer aufs neue sehr angegriffenen Gesundheit bewogen sie, den Entschluß in beflügelter Eil in ihr Vaterland, in das damals wenigstens noch eine sichere Zuflucht darbietende Kurland zurückzugehn, aufzuschieben, und noch auf kurze Zeit zum Gebrauch der ihr verordneten Molkenkur nach Gais zu gehn. Sie durchflog die Schweiz, um zum Ziele in die friedlichen Hirtenthäler des Appenzeller Landes zu gelangen. Noch mehr aber beschleunigte sie ihre Rückreise nach Vollendung jener Kur. Nur fünf Stunden von Strasburg entfernt, versagte sie sich doch die langersehnte Freude, die persönliche Bekanntschaft des wahrhaft ehrwürdigen Professors und Predigers D. Blessig in Strasburg zu machen, der einst ihren unvergeßlichen Bruder dort mit seiner Freundschaft beglückt, seine Sterbestunde erheitert und ihm ein bleibendes literarisches Denkmal gestiftet hatte *). Seit dem für die Verfasserin so traurigen Jahre 1778, wo ihr edler Bruder der Graf Johann Friedrich von Medem in seiner ver-

*) Leben des Grafen Joh. Fr. v. Medem, nebst seinem Briefwechsel — herausgegeben von Joh. Lorenz Blessig. Strasburg 1792. 2 Theile. Die an Bode in Weimar gerichtete Vorrede des zweiten Theils hat auch heute noch mannigfaltige Beziehungen. Die Briefe die hier mitgetheilt werden, verdienen zu den gefühlvollsten gezählt zu werden, die unsere Litteratur aufweisen kann.

sprechendsten Lebensblüthe dahinwelkte, hatte sie den sehnlichen Wunsch in sich genährt, auf dem Grabe des Theuren, der die Seele ihrer Seele gewesen war, Blessigen (der nun auch schon seit zwei Jahren in die Wohnungen des ewigen Friedens eingegangen ist, ein viel- und hartgeprüfter Kämpfer für Wahrheit und ächte Aufklärung) Dank für alles abzustatten, was er für ihren Liebling im Leben und nach seinem Tode gethan hatte. Allein die Nachrichten wurden mit jedem Posttag bedenklicher. Sie verdoppelte ihre Eil und gerieth doch in die Mitte des furchtbarsten Schlachtgetümmels. Die den furchtbaren Schlachttagen bei Jena und Auerstädt am 14. October so schnell folgenden Gefechte bei Halle umstürmten die Reisende, die nur durch außerordentliche Anstrengung Halle und in dieser Stadt die Wohnung des edlen Dichters Eberhard und seiner Gattin erreicht hatte. Vier Tage hindurch dauerte die Plünderung der Stadt vor ihren Augen. Am dritten Tage zog Napoleon durch die von Einwohnern verödeten Straßen und sah ruhig zu, als das Waisenhaus in seiner Gegenwart geplündert wurde, Szenen des Jammers boten sich von allen Seiten dar. Doch zerriß nichts ihr blutendes Herz so sehr, als der Anblick von mehreren hundert studirenden Jünglingen, die vom eisernen Machtgebot verbannt, mit ihren Mantelsäcken auf dem Rücken auswandern und noch auf der Heimkehr sich von dem

Raubgesindel, das den Namen Krieger entehrte, ausziehn lassen mußten. Seit jenen Schreckensfrenen litt die Gesundheit der Verfasserin aufs neue so sehr, daß sie den Wunsch, ihr geliebtes Vaterland wiederzusehn noch immer nicht erfüllen konnte.

Entstand nun durch alle diese tieferschütternden Zeitverhältnisse wirklich eine Lücke in der Beendigung des Tagebuchs unsrer verehrten Verfasserin: so muß es dem theilnehmenden Leser doppelt erfreulich seyn zu vernehmen, daß ihr treuer Begleiter und Reisegefährte, der hochgefeierte Sänger der Urania, daß Tiedge gewissermaßen den hier abgerissenen Faden fortgesponnen und in vertrauten Herzensergießungen an seine Freunde im Vaterlande, die damals auch schon zum Theil in öfentlichen Blättern erschienen, und mit verdientem Beifall gelesen worden sind, seine Ansichten über die Schweiz und den Hauptereignissen jener beschleunigten Rückreise niedergeschrieben hat. Sie sollten der ersten Verabredung und Ankündigung gemäß, als Anhang zu diesem vierten Theil erscheinen. Allein die bedeutendere Anzahl derselben und ihr Umfang machte es wünschenswerther, daß sie unter dem Titel: Briefe aus Italien und aus der Schweiz von C. A. Tiedge in der Rengerschen Buchhandlung in Halle noch im Laufe dieses Jahres als ein für sich bestehendes Ganze dem Publikum mitgetheilt wurden. Davon dür-

sen wir also allen denjenigen, die mit Tiedges Muse befreundet, den Sänger auch auf seiner Reise zu begleiten wünschen, und ihm überall gern zuhören, im voraus einen auch noch in später Erinnerung sehr erfeulichen Genuß versprechen.

„Der rechte Sucher ist der sichre Finder!“ Dies Wort von unserm in Andenken aller Edlen gewiß noch fortlebenden Gleim in seinem Halladat sei hier am Schluß allen ans Herz gelegt, die das, an Lebenserfahrungen, Welt- und Länderansichten gewiß nicht dürftig ausgestattete, aber in Ton und Vortrag durchaus anspruchlose, Tagebuch bis ans Ende durchzulesen, die gehörige Stimmung in sich, die erforderliche Zeit außer sich fanden. Man suche nun nicht, was die edle Verfasserin nicht geben konnte und wollte, und worüber sie sich in ihrer Vorrede eben so bestimmt als bescheiden erklärt hat. Dann findet man gewiß weit mehr, als man zu suchen gekommen war *). Ja dann dürfen wir einer gewissen, sehr achtungswerthen Klasse von Lesern, denen freilich eben so fern von der Anregung zur Schwärmerei und zu den stets wechselnden Truggestalten des Mysticismus, als von eitler Witzjagd und Schönrednerei

*) Dann nimmt man selbst die doppelte lithographische Zugabe, das Bild des Kastellans von Ostia und die Ansicht des Ablaß-Kanals vom Albanersee, die sich bei diesem Theile finden, willig und ohne über die Ausführung zu kritteln, gern an.

im Ausdruck sich erhält, gerade in diesem Theil noch eine vergnügendere Befriedigung versprechen, als in seinen mehr erzählenden, mehr beschreibenden drei Vorgängern.

Wer aber auch nur der Verfasserin eine fromme und frohe Stunde verdankt, wünsche ihr für das zweifache Leben, was sie in einem ihrer Gedichte so treffend ausspricht, für das äußere, was oft in unserer Gewalt ist, Hygieens stärkende Wasserspende in den Heilbädern Böhmens, wo sie so viele Sommer schon die Erwähltesten des deutschen Volks in unvergeßlichen Abendstunden um sich versammelt sah, und für das Innere einen Kreis geprüfter Freunde, aus welchem keiner mehr durch seinen Abschied auf immer sie betrübe. Doch möge es auch in Absicht auf jenes äußere Leben kommen, wie Gott es fügt!

„Das innre Leben kann und soll bestehen;
Denn was im Sturm der Zeiten fällt und bricht,
Gehört dem innern Leben nicht."

Dresden, den 24. April 1817.

C. A. Böttiger.

Inhalt des vierten Theils.

	Seite
D. 16. Nov. St. Agata	3
— 17. Gaeta	5
— 18. Monte Spaccato	7
— — Kapelle im gespal= tenen Felsen . .	10
— — Der sogen. Ro= landsthurm . .	11
— — Abendgesellschaft	12
— — Kathedralkirche in Gaeta	12
— 19. Terracina . . .	14
— — Trestaberne . .	16
— 20. Veletri	17
— — Straße nach Rom	18
— 21. Rom	19
— 22. Lage m. Wohnung	20
— 23. Colisseum . . .	21
— 26. Erste Vorstellung bei dem Pabste .	23
— 27. Charakteristik des Pabstes . . .	30
D. 10. Dec. Schlacht bei Austerlitz u. Na= poleons prahlerh. Ankündigungen	33
— — Grabm. d. Nasonen	36
— — Tor di Quinto .	36
— 13. Freundschaftl. Fest auf Montorio .	37
— 31. Betrachtung in d. letzten Stunde d. Jahres	41
— 5. Jan. 1806. Preß= burger Friede .	43
— 6. Cinzinatus . . .	44
— — Einmarsch d. Franz. in Neapel . .	46
— 14. Massenas Adjud.	47
— 15. Pat. Paolinos Tod	49
— 18. Febr. Carneval .	53
— 19. Ascher=Mittwochen	54
— — Charakterzüge . .	55

	Seite		Seite
D. 26. Febr. Fastengesch.	57	D. 12. May. Leben d. se=	
— 12. März. Regierungs=		liggesprochenen	
verfassung . .	63	Francesko . .	141
— 16. Volkscharakter .	69	— — Fest aller Seelen	143
— 20. Religionszustand	84	— — Erinnerungsfest .	146
— 3. Apr. Grüne Don=		— 13. Weg nach Tivoli	148
nerstag	90	— 14. Geschich. v. Tivoli	151
— 4. Charfreitag . .	91	— — Sybillen = Tempel	153
— 6. Seegen d. Pabstes	94	— — Villa Este . . .	154
— 7. Standeserhöhung.		— 16. Villa Hadriana .	155
d. Buonap. Fam.	97	— 19. Umgeb. v. Tivoli	158
— — Fesch	98	— 21. Tuskulum u. Fras=	
— — Lucian	98	kati	160
— 20. Canova u. Bonap.	102	— — Villa Aldobrandini	163
— 23. Canovas Werkst.,		— — Villa Taverna und	
Napol. Bildf. u.		Villa Mondragone	164
Aufgrab. i. Ostia	103	— — Cenci	165
— 25. Zweite Vorstellung		— 23. Grotta Ferrata .	175
bei dem Pabste .	108	— — Marino	177
— 3. May. D. Weg nach		— 24. Laricia	178
Ostia	110	— 26. Villa Domitiana	179
— — Ostias früh. Gesch.	114	— 28. Albano	183
— — Neu=Ostia . . .	117	— 29. Albaner See . .	185
— — Einwohn. v. Ostia	118	— — Geschichte des Al=	
— — Verbrecherrepubl.		baner Sees . .	186
in Ostia . . .	121	— — Gesch. d. Albaner	
— — Alt=Ostia . . .	123	Sees i. Verb. m. d.	
— — Fussano u. Villa d.		Eroberung v. Veji	188
Plinius . . .	125	— — Emissar des Alba=	
— 6. Colisseum in der		ner Sees . . .	186
Mondbeleucht.	130	— 1. Juni. Albalonga .	192
— 11. Seligsprechung .	131	— — Palazzuolo . . .	194
— 12. Klimatischer Re=		— — 2. Genzano . . .	195
ligionssinn . .	139	— — Nemi	196

Seite

D. 3. Juni. Monte Cavo 201
— 5. Rom 209
— — Unbesonnene patriotische Wuth . 209
— 6. Nachricht a. Gaeta 211
— 8. Letzte Vorstellung bei dem Pabste . 212
—10. Letzte Tage i. Rom 215
—12. Citta Castellana . 217
—14. Narni und Cesi . 220
— — Große Trümmer e. alten Brücke bei Narni 221
— — Reiche Nat., Bettel., Straßenräub. 222
— — Terni 222
— — Wasserfall b. Terni 223
—15. Spoleto 226
— — Foligno 227
— — St. Jacomo . . 228
—16. Klost. alla Madonna degli Angeli 230
— — Peruggia . . . 230
— — Toricella . . . 232
—17. Castillione . . . 234
— — Certona 235
—18. Arezzo 237
— — Monte Varchi . 238
— — Piano della Fonte 239
—19. Gegend a. d. Wege nach Florenz . . 242
—22. Ungl. u. Aberglaub. 245
— — Wagenren. z. Flor. 248
—24. Huldigungsspiel . 249

Seite

D. 25. Juni. Alle tre Maschere 252
— — Scari calasino . 253
— — Pietra mala . . 254
—27. Bologna . . . 256
—28. Carpi, Mantua . 257
—30. Cremona . . . 259
— 1. Juli. Lodi . . . 261
— 2. Mayland . . . 263
— — Gesch. v. Mayland 264
— 3. Der Dom . . . 267
— — Kirche des heiligen Ambrosius . . 268
— — Kirche St. Viktor 269
— — Maria delle Grazie 270
— — Kirche St. Lorenzo 271
— — Stiftung für verwaiste Mädchen 272
— — Stift. für Knaben 273
— — Hospital . . . 273
— — Museum . . . 275
— — Napoleons kolossale Herme 275
— — Oeffentl. Spazierg. 277
— 4. Novara französis. Seeoffiziere . . 278
— 5. Vercelli, Cambon, Eydoux . . . 280
— 6. Cignano . . . 282
— — Industria. Turins jetziger Zustand 284
— — Turin, Superga 286
— — Straßen u. Plätze in Turin . . . 289

	Seite
D. 7. Juli. Kathedralk.	291
— — Königliche Kapelle	293
— — Gesch. d. Schweißt.	293
— — Jetzig. Zust. Turins	294
— — Carl Emmanuel .	296
— 8. Susa	299
— 9. Mont Cenis . .	302
— — Laneburg . . .	308
— 10. St. Michel . .	309
— 11. La Chambre . .	312
— 12. Aiguebelle . . .	314
— — Verschüttetes Dorf Randau . . .	314
— — Sitt. u. Gebräuche der Savoyarden	315
— 13. Chambery . . .	319
— 14. Rousseaus Wohn.	323
— — Bergsturz . . .	325
— — Le bout du monde	326
— — Volksspiel . . .	328
— — Geselligkeit . .	329
— 15. Frangis	337
— 16. Genf	338
— — Sismondi . . .	340
— — Domkirche . . .	341
D. 16. Juli. Kirchentreun.	342
— — Rousseaus Platz	342
— — Geselliger Ton .	343
— 17. Voltaires Landh.	344
— — Voltaire u. Rousseau	344
— — St. Jean . . .	345
— 18. Bonneville . .	346
— — Clüse, Arpenaz	347
— — Salanche . . .	348
— 19. Servoz	349
— — Weg n. Chamouny	349
— 20. Chamouny . . .	351
— — Wanderung zum Eisfelde d. Glätschers Blois . .	354
— — Eisthor des Arverons	356
— — Glätsch. d. Bossons	358
— 21. Montenvert . .	359
— — Unglücksfälle auf den Eisgebürgen	361
— — Sogenanntes Eismeer	362
— — Schluß	363

Bibliothek
des
Museums

Vierter Theil.

Abreise von Neapel über Gaeta nach Rom, Abreise von Rom über Terni, Mayland, Turin und Chambery nach Genf bis Chamony.

Vom Jahre 1805 bis 1806.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

St. Agata, den 16. Novbr. 1805.

Aus der unendlichen Fülle großer und erhabener Bilder, welche mir das kampanische Elysium mitgegeben hatte, blickte ich vergleichend noch oft auf die reiche, thätige Natur, die sich unermüdet, aber vergeblich abarbeitet, die Menschen, welche sie mit so vorzüglichen Anlagen ausgestattet, wiederum aufzurichten von der Versunkenheit, wo hinein vieljährige innere Zerrüttungen und unfähige Regentschaften sie gestürzt haben; jedoch sie findet nirgends einen kräftigen mithelfenden Willen! Jahrelange Gewohnheit und gänzlicher Mangel eines Punktes der Vergleichung, hat die Bewohner Unteritaliens so gegen das Elend abgehärtet, daß sie den Druck davon weniger fühlen, als es einem fremden Augenzeugen, der das Beßre kennt, scheinen möchte. Eine gewisse Fröhlichkeit, die das Werk des leichten Sinnes ist, haben selbst gesteigerte Belastungen ihnen nicht zu entreißen vermocht; und es kann nicht fehlen, daß der stets heitere Himmel ihrem leichten Daseyn seine Farbe mittheilt.

Diese Bemerkung richtete mein, von Mitgefühl durchdrungenes Herz wieder auf, wenn es von der Gegenwart verletzt, und von den Befürchtungen der Zukunft bestürmt, unterliegen wollte. Selbst

die neuen Verwirrungen, womit die Franzosen diesen Staat bedrohn, vermögen dem vorhandenen Elende des Volkes, welche Zerstöhrungskünste sie auch mitbringen werden, keinen Zuwachs hinzuzufügen. Nur der Adel und die Wohlhabenden werden es empfinden, was es heißt, wenn entartete, an Raub gewöhnte Franzosen ihre sogenannten politischen Verbesserungen einem Volke anbieten, oder vielmehr aufzwingen.

Nach einem schönen Zuge durch lauter hesperidische Gartenpracht, erreichten wir das erste Nachtlager St. Agata. Wir machten noch einen kleinen Abendspatziergang, auf der herrlichen Brücke, deren ich in meinen vorherigen Bemerkungen bereits erwähnt habe (Th. III. S. 20); dieses schöne Werk der Baukunst legt wohl ein würdiges Zeugniß von dem Grade der Erhebung ab, dessen dies Volk fähig ist, welches, trotz allen niederschlagenden Hindernissen, eine solche Idee zu fassen, und mit Rüstigkeit und Eifer durchzusetzen vermochte. Ich blickte westlich in das kräftig und duftig grünende Thal hinab; es war mit dem schönsten Abendlichte gleichsam übergossen, das in ein röthliches Violet an den Höhen verschmolz; und dort unten, — welche Stille! welcher Friede! der auch mein Gemüth, wie mit einem sanften Wiederschein seiner Lieblichkeit erfüllte, und mich zu meinem, sehr dagegen abstechenden, Nachtlager begleitete. Morgen wird ein besseres Ziel meiner nächsten Wallfahrt mich aufnehmen. Der Prinz von Hessen Philipps-

thal hat uns zu einem Aufenthalte in Gaeta gastfreundlich eingeladen.

Gaeta, den 17. Nov.

Die milde schöne Natur, die uns schon eine liebe alte Bekannte geworden war, und das Wiedersehen derjenigen Stellen, die sie mit ihren Auszeichnungen geschmückt hatte, verkürzten, auf eine unterhaltende Art unsre gestrige Tagereise. Mit der Dunkelheit der Nacht kamen wir vor Gaeta an, wo uns ein entgegen geschickter Bote des Prinzen erwartete. Es ist ein langer, schmaler, zum Theil durch Felsen gehauener Weg, der zur Stadt führt. Wir zogen ein, und der biedre Prinz, nebst seinem wackern Freunde, dem Obersten von Zweyer, empfing uns mit dem herzlichsten Willkommen, im Hause des letztern, welches auch der Prinz gegenwärtig bewohnt; indem das Kommandantenhaus von der, durch Napoleon verdrängten, Familie des Königes von Sardinien besetzt ist.

Wir fanden ein bequemes und wohleingerichtetes Nachtlager. Diesen Morgen gegen zehn Uhr holten unsre Freunde uns zu einem höchst angenehmen Spatziergange ab. Wir umwanderten die ganze Festung. Hier bemerkte ich nun, daß Gaeta nur einen Landzugang hat; denn es liegt auf einer hohen felsigten Erdzunge so, daß die Veste, wie Gibraltar, unüberwindlich scheinen muß, wenn ein belagernder Feind nicht auch zugleich die Seeseite einschließen kann. Nahe vor der Stadt drohen ter-

rassenmäßig aufgeführte Festungswerke auf den schmalen Landweg herab. Wir gingen zwischen furchtbaren Feuerschlünden umher, die auf die See hinausstarrten. So wenig anziehendes sonst Festungen für mich haben, so merkwürdig erschienen mir solche Zurüstungen unter den gegenwärtigen Umständen, die das nahe Andringen einer unvermeidlichen Gefahr schon von Ferne erblicken lassen; denn die Vernichtung der neapolitanischen Dynastie ist von dem, nach diesem schönen Lande gierigen, Feinde beschlossen, der wie ein verwüstendes Ungeheuer die Erde durchzieht, um ein furchtbares Weltregiment zu stiften. Die Ausrüstung der Veste ist bei weitem nicht vollendet, und die Besatzung, die größtentheils aus Galerensklaven und anderm Gesindel besteht, weder bekleidet, noch bewaffnet; wie wenig ist also von einem Widerstande dieses unglücklichen Staates zu erwarten, den der tückische Feind wie ein, im Sprunge begriffener, Tieger überfallen wird. Diese Wahrnehmung würde noch heftiger mein Gemüth ergriffen haben, wenn nicht die schönen entfernten Umgebungen mich zu sanfteren ruhigeren Bemerkungen hingezogen hätten. Denn nichts kann entzückender seyn, als die Aussichten auf die inselvolle See und auf die blühenden Küsten umher. Wir machten unsern Rückweg durch die Stadt, wo es mich angenehm überraschte, keinem Bettler zu begegnen. Selbst die an der Straße arbeitenden Galerensklaven ließen uns ruhig vorüberziehn. Der Prinz hat in Gaeta

Einrichtungen getroffen, wodurch allein der unerträglichen Bettelei gesteuert werden kann. Die Almosenvertheilung an wirklich Unvermögende wird besser verwaltet, und Arbeitsfähige werden beim Straßenbau angestellt, den freilich der Prinz auf seine Kosten betreiben läßt, da die Regierung erklärt hat, daß sie außer Stand sey, ihn bei Unternehmungen dieser Art zu unterstützen. Der Prinz ist ein wahrer Schutzgeist der Stadt, und er wird es auch gegen die andringenden Feinde seyn, wenn den Kunstgriffen der französischen Taktik nicht etwa verrätherische Waffen zu Hülfe kommen.

In den Umgebungen der Stadt ragen aus dem tief versunkenen Alterthume mehrere Erinnerungspunkte hervor, und selbst der Name knüpft sich an die Virgilische Landungsgeschichte des Aeneas, dessen Amme Cajeta auf diesem Vorgebirge begraben seyn soll. Uebrigens hat Gaeta alle die wechselnden Schicksale mit erfahren, welche im Laufe der Zeit Campanien bald verherrlicht, bald verheert haben. Man sieht hin und wieder im anspühlenden Meere noch Gemäuer von jenen Prachtvillen der Römer, die hier ihre Reichthümer verschwelgten.

Den 18. November.

Unsre beiden Freunde bieten alles auf; sie benutzen die Freuden der schönen Natur, und rufen die Genüsse der Kunst herbei, uns unsern kurzen Aufenthalt in Gaeta angenehm zu machen; mu-

sikalische Unterhaltungen wechseln mit ergötzenden Spaziergängen ab. Diesen Vormittag machten wir eine Wanderung zu dem berühmten Monte Spaccato. Der Weg dahin führt neben der Kirche della Trinità vorbei, und über verschiedene Stellen des Ufers, wo die nagenden Meereswellen tiefe Grotten hineingerissen haben, welche schon aus der Ferne das Brausen der ein- und ausstürzenden Wogen vernehmen lassen. Wir gelangten nun zu der heimlichen Stelle, die ein kleines Heiligthum der Andacht verbirgt. In einem weiten Felsenspalt, der, wie erzählt wird, bei der Kreuzigung Christi aufgerissen seyn soll, und bis in den Meeresgrund hinabreicht, liegt eine sehr kleine Kapelle auf einem Felsenblock, welcher bei der Spaltung niederstürzte, und etwa in der Mitte des Risses eingeklemmt wurde. — Wie verschwindet jedes gigantische Denkmal der Menschenhand aus alter und neuer Zeit gegen die Allmacht der Naturkraft, welche diesen mächtigen Felsen auseinanderriß. Zu der Kapelle gelangt man durch eine kleine obere Vorhalle, von wo aus eine enge, zum Theil in den Felsen gehauene, Treppe in das untere Heiligthum führt *). — O

*) Die ganze Gegend, längs der Küste hin, trägt die deutlichsten Spuren von großen Höhlen und Erdspalten, die nur durch gewaltsame Erderschütterungen hervorgebracht werden konnten. Ein Neapolitaner, Rosetto, beschrieb dies alles schon in einem eigenen Wegweiser im 17ten Jahrhunderte Breve descrizione delle cose più notabili di Gaeta, wovon

gewiß, es war ein frommer Gedanke, der hier, der Gottheit ein Denkmal zu stiften beschloß, hier wo eine so mächtige Erinnerung an das Walten der, von dem Ewigen ausgerüsteten Natur zu dem Gemüthe des Menschen solche ergreifende Worte spricht. Ich blickte zu dem Fenster der Kapelle *) in den ungeheuren Spalt, und auf das bewegte Meer

Antonio Bullfone zu Neapel 1690 eine neue Ausgabe veranstaltete. Sehr scharfsinnig leitet der gelehrte Strabo den alten Namen Caetta, woraus die fabelnden Römer ihre Cajeta mit der Ableitung von der Amme des Aeneas hervorriefen, von dem altdorischen oder laconischen Worte Kaladas ab, welches Erdschlucht, Erdfall heißt. Man suche alles Hierhergehörige in Du Theils 24ster Anmerkung zur Geographie de Strabon, traduit du Grec en François (Paris 1809) T. II. im Anhange p. 78 f. f. Plinius III. §. 9 bezeichnet ausdrücklich die Spelucas in dieser Gegend, wovon eine durch die Rettung Tileis insbesondere berühmt wurde. Wahrscheinlich war, was jetzt die in den Felsenspalt eingezwängte Kapelle del Crocifisso ist, schon in den Römerzeiten, wo dieses Gaeta einen Hafenplatz, keine eigentliche Stadt, bildete, ein Gnadenort der rettenden Meergottheiten, der Tyche, Isis oder Serapis, an dessen Stelle dann das Christenthum sein Kreuz mit allen dazu gehörigen frommen Wundersagen setzte, die niemand treuer und ausführlicher erzählt hat, als unser fleißiger Keysler Th. I. S. 737 f. f. der Schützischen Ausgabe. B.

*) Nach der Behauptung einiger Reisenden, soll der Raum dieser Kapelle nicht mehr, als drei Menschen umfassen; unsre Gesellschaft bestand aus sechs Personen, die nichts weniger als gedrängt standen.
d. Verfasserin.

hinab. Ein heiliges Grausen und Entsetzen ergriff mich bei diesem Anblick; zu beiden Seiten ragten hoch die beiden Wände des zerrissenen Felsens über die Kapelle hervor, und in der Tiefe tobten die Wogen, welche unterhalb der Kapelle den Riß tiefer zu wühlen streben, und bei hochstürmender See die Fenster der Kapelle erreichen. Mein Blick kehrte zu dem Altare des Heiligthums zurück; hier in der abgezogensten Einsamkeit werfen betend und dankend die Seeleute sich nieder, welche den Schirm des Golfs verlassen, oder erreichten. Hoffnung und Zuversicht finden alle bei dieser geweihten Stelle. Mein Auge wurde feucht, und ein stilles Gebet, zu dem Unfaßlichen, welcher weisheitsvoll die Schicksale der Menschen und Völker lenkt, entfloß meiner Seele. Mit gestärkterem Geiste und mit einem Gemüthe, voll Zuversicht und Vertrauen, sah ich nun den kriegerischen Stürmen entgegen, denen auch mein geliebtes Vaterland nicht entgehen dürfte. Mein Innerstes war von dem, was ich hier empfand, hoch erhoben, doch so erschüttert, daß körperliche Erschöpfung eine Folge davon war und ich der Ruhe bedurfte, die sich in sanftere beseligende Empfindungen auflöste.

Nachmittag vollendeten wir unsern Spaziergang, und eine Fülle merkwürdiger Gegenstände beschäftigte ununterbrochen meine Aufmerksamkeit. Wir besuchten die auf einer reizenden Bergterrasse gelegene, Villa des Prinzen; von hier aus beherrscht der Blick eine an Abwechselung und Lieb-

lichkeit reiche Aussicht. Auf dem Gipfel des Berges, an welchem die Villa liegt, erhebt sich ein altes Todtenmahl, welches die Form und Größe des Metellischen hat (II. Th. S. 193.) und man wußte nicht warum? — der Rolandsthurm genannt wird, nach der daran befindlichen Inschrift aber, ist es das sechzehen Jahre vor Christi Geburt erbaute Grab des Munatius Plankus. Einsam steht dieser verspätete Zeitgenosse der Vorwelt dort oben und erinnert den fernher ziehenden Pilger, wenn er es vergessen könnte, daß er auf alterthümlichem Boden wandle. Auf eben dieser Höhe, etwas tiefer, steht noch ein Ueberbleibsel der alten Zeit, welches man für die Reste eines Merkurius Tempels hält *).

Wir kamen endlich bis an den wohlgebahnten Weg, der sich zu diesem steilen Berge hinaufzieht, und den der Prinz auf seine Kosten hat bauen lassen. Die Anhöhe ist sehr steil, und hat zuvor nicht selten verursacht, daß Menschen und Landvieh in die Tiefe hinunter stürzten.

Den Abend dieses angenehmen Tages brachten wir bei dem Prinzen zu, wo sich noch einige Offiziere von der Garnison einfanden, die musikalisch waren, und ein recht angenehmes Conzert aufführten.

*) Man vergleiche über alle diese Ruinen und Ueberreste Erasmo Gesualdo Osservazioni critich. sopra la stor. della via Appia cap. I. §. 2. no. 8. p. 49.

Aus einem entfernten Zimmer in der Wohnung des Prinzen erscholl, so oft sich jene Thüre öffnete, die lebhafte Unterhaltung einer ziemlich grossen Gesellschaft; und ich erfuhr, daß der Prinz den Offizieren der Garnison, um sie von unwürdigen Zerstreuungen zurück zu halten, ein geräumiges Zimmer angewiesen habe, wo sie ihre Abende und sonstigen Erholungsstunden zubringen können. Es herrscht in diesen Zusammenkünften eine solche Anständigkeit der Gesellschaft, daß selbst der Bischof ihr beizuwohnen nicht verschmäht.

Terracina, den 19. November.

Am heutigen Morgen unsrer Abreise von Gaeta, hatten wir nur noch die Kathedralkirche zu besehen; sie ist im funfzehnten Jahrhundert erbaut, und dem heiligen Erasmus gewidmet. Außer dem Taufsteine und einer, dem Altare gegenüberstehenden, antiken Statue des Aeskulap, enthält sie wenig merkwürdiges. Der erste ist vermuthlich ein Altar aus der griechischen Zeit, und die Basreliefe daran, welche die, vor ihrem rasenden Gemahle fliehende Ino mit ihrem Sohne Melicertes darstellen, athmen wahrhaft griechischen Geist. In der entfernten Aehnlichkeit dieser mythologischen Sage, nach welcher ein Kind aus einer verfolgenden Gefahr gerettet wird, mit der Handlung welche einem Kinde die Weihe zum christlichen Lebensheile giebt, scheint die Veranlassung zu liegen, welche das unter den formianischen Trümmern aufgefun-

dene Kunstwerk, zu einem Taufsteine bestimmte. In welche Beziehung aber der heidnische Aeskulap mit christlichen Vorstellungen zu bringen ist, weiß ich mir nicht zu erklären *).

Unvergeßliche Eindrücke der Freundschaft, und der herrlichen Natur nahmen wir auf die Reise mit,

*) Es läßt sich durch eine Reihe von Beweisen glaubwürdig darthun, daß die Vorstellung, die auf mehreren griechischen Denkmalen vorkommt, wie Merkur den neugebohrnen Bacchus der Nymphe Nysa oder auch, nach der Thebanischen Umfabelung, der Ino-Leukothea darbringt, in heiliger Einfalt (nicht in profaner Ausdeutung, wie der Astronome Dupuis that Origine des tous les Cultes T. II. P. 2. p. 197. u. a. m. O.) für das Christkind gehalten wurde, und so Gefäße, die die Geburt des Bacchus und seine Erziehung vorstellen, zu Taufbecken gebraucht werden konnten. Was in der Cathedralkirche von Gaeta zu der Zeit, als unsere Reisende sie besuchte, noch zu sehen war, ist offenbar einer von den großen Bacchuskrügen (crater) gewesen, die in den alten Bacchanalien so oft erscheinen, und von Creuzer so scharfsinnig ausgedeutet worden sind. Die erste Abbildung davon gab schon Jac. Spon in seinen Miscellaneis eruditae antiquitatis Sect. II. p. 25. Bekanntlich steht der Name des Bildhauers Salpion aus Athen mit griechischer Schrift darauf eingegraben. Es ist ein herrliches Werk ächtgriechischer Sculptur, welches der Cardinal Bernis auf seiner Villa zu Albano in einer schönen Copie in Erzguß besaß. Die Darstellung selbst macht gleichsam den zweiten Theil zu dem bekannten Relief im Pio-Clementino T. IV. tav. XIX mit Visconti's Anmerkung p. 41. — Die vier palmi hohe kleine Aeskulapiusstatue, deren Beziehung räthselhaft

die wir bisher ohne Unfall, und ohne an die furchtbaren Straßenräuber zu denken, zurücklegten: aber hier begegnete uns sogleich das Gerücht von einer in diesen Tagen vorgefallenen Beraubung. Beim Eintritt in das Wirthshaus erzählte man, daß eine vornehme Reisende von einer Bande Straßenräuber gänzlich ausgeplündert worden sey.

Den 20. November um 8 Uhr Morgens.

Unbeschreiblich süß war die Abendruhe, die uns zu Terracina in ihren kühleren Schatten empfing. Die Gegend hatte, trotz des Herbstes, nichts von ihrer Herrlichkeit verloren, womit sie uns in den schönen Maitagen entzückte; der Frühling schien seine Reize, wie ein reiches Vermächtniß, zurück gelassen zu haben; nur daß er selbst nicht mehr,

scheint, ist, wie sie schon Misson in seinen Nouveau Voyage d'Italie T. II. p. 23. beschrieben hat, offenbar ein Heilandsbild aus den späten gnostischen Zeiten, nach einer Komposition, dergleichen wir auf Abraxas-Gemmen häufig wiederfinden. Aeskulap, in den Zeiten der allgemeinen Religionsvermischung, oft mit dem Heiland Servator mundi verschmolzen, setzt den Fuß auf seinen treuen Hund (der ihn als Fündling schützte, nach Pausanias II, 26), an dessen Rücken der Heildrache sich aufwindet, und zwischen den Schenkeln des Gottes aufstrebt. Auf dem Kopfe des Gottes sitzt der Adler. Unter den Füßen des Hundes liegt — das sicherste Zeichen sehr später, ausgearteter Kunst — ein Todtenschädel. Wer sieht hier nicht den allegorisirenden Mysticismus?

B.

gleichsam mit tausend und tausend Lichtaugen, das Dunkel der Nacht durchblitzte; denn die Lampyris war verschwunden, (III. Th. S. 12) und die Myrtengebüsche leuchteten nicht mehr mit diesen lieblichen Glanzpunkten. Eine ernstere, aber dennoch unendlich freundliche Gestaltung bekleidete alle Gegenstände umher. Sanft rauschten die Wellen des Meeres, auf dessen Spiegel die dunkelhelle Sternennacht lag, die einen ganz andern Charakter trägt, als unsre neblichtdumpfe Herbstnacht! — Eben so heiter, als das leise Verschwinden des Tages, war das Morgenerwachen meiner Frühstunde. Ich blicke noch einmal auf das bewegte Meer hinaus und verlasse jetzt mit tiefgerührtem, doch muthvollem, Sinn die lieblichen und erhabenen Gegenstände, die mein Gemüth unter dem Drucke einer bösen Zeit mit Erhebung erfüllt hatten; und die großen Bilder, mit denen sie meinen Geist bereicherten, mögen fortan einen aufheiternden Nachglanz über die künftigen dunkeln Stunden meines Lebens werfen.

Veletri, Abends gegen 9.

Ich verließ Terracina, wie man eine liebe Stelle verläßt, die man zum letzten Male bewandelte. Hinweg gescheucht haben bereits die kühleren Herstwinde die giftigen Ausdünstungen der pontinischen Sümpfe. Wir brauchten nun unsre Durchfahrt nicht zu beschleunigen, und konnten jetzt mit Sicherheit bei merkwürdigen Punkten in dieser, sonst feindlichen, Gegend verweilen. Diesen Umstand be-

nußten wir, und stiegen bei einem Wirthshause an der Landstraße aus, welches zugleich das Posthaus und derselbe Punkt ist, wo Paulus bei seiner Hinführung nach Rom einkehrte. Der antike Name Tres Tabernae haftet noch an dem Hause. Die lutherische Uebersetzung der Bibel nennt es Tretabern. Die in der Nähe befindlichen unscheinbaren Gebäudetrümmer, sind höchst wahrscheinlich Ueberbleibsel jenes alten Hauses, dessen Schwelle Paulus betrat, dieser ehrwürdigste Kämpfer für das Christenthum. Mit Ehrfurcht nahe ich mich jeder Spur der alten Zeit, aber mit einer ganz andern, ich darf wohl sagen geheiligten, Empfindung betrachtete ich diese geweihten Reste. Die ganze blutige frühere und spätere Geschichte unserer erhabenen Christusreligion stieg aus der tiefen Vegangenheit vor mir auf *), und es war mir, als

*) Seit jenen früheren Zeiten, in denen Paulus und die übrigen ersten Nachfolger des Heilandes unter Missethäterstrafen ihren Glauben büßen mußten, verging kein Jahrhundert, welches nicht das Blutzeichen einer solchen Verfolgung mit in die Geschichte hinüber genommen hätte. Man lese in Sismondi de la Litterature du midi de l'Europe, Kapitel sechs, die gräßlich mörderischen Verfolgungen in der Provence, welche Papst Innozenz der dritte gegen die christlichen Sekten verüben ließ, welche der Verderbtheit der Geistlichkeit, und den schändlichen Mißbräuchen der römisch-katholischen Kirche entgegen arbeiteten, und jetzt! — im Jahre 1816

als müßt ich fester und fester das Kleinod halten, welches noch jetzt Afterglaube und Unglaube den Herzen der Unbefangenen zu entreißen streben. Einsam sinnend, und gleichsam ganz in die alte Zeit hinüber gerückt, wandelte ich unter den Gräberruinen in dieser Gegend an der Landstraße umher. Die alten Grabschriften mit zerrißnen griechischen Worten, die ich nicht verstand, schienen gleichsam verständlich zu mir zu sprechen, und mich zu mahnen, keinen Augenblick des Erdelebens zu verschwenden, dessen letzte Spur ein solcher Stein bedeckt.

Eine heiterernste Stimmung begleitete mich durch den übrigen Theil der pomptinischen Sümpfe nach Veletri. Gern würde ich Vorstellungen kriegerischer Auftritte von mir abgewehrt haben, wenn nicht die gegenwärtige unglückschwangere Zeit zu lebhaft daran erinnert hätte, daß der Boden um diese Stadt durch den Zwist der Monarchen um die spanische Erbschaft, noch im vorigen Jahrhundert mit Blut gefärbt ward.

Der meinem Gesundheitszustande gemäß eingerichtete Plan meiner Reise erlaubte mir nicht,

indem ich diese meine Bemerkungen meinen Freunden übergebe, raset eine solche Verfolgungswuth gegen die Protestanten im südlichen Frankreich, und noch keine Zeitung hat uns gemeldet, daß der sonst so menschenfreundliche Pabst, oder irgend ein französischer Bischof einen Hirtenbrief gegen die Greuel der Protestantenverfolgung ausgesandt habe.

die Verfasserin.

das, seitwärts von der Landstraße auf einer Anhöhe liegende, Cora zu besuchen; ich mußte mich begnügen, nach dieser alten ruinenvollen Stadt von meinem Fenster aus hinüber zu schauen; dort vernichteten die Römer das blühende Leben der volskischen Nation, um daselbst die stolzen Denkmale ihrer Weltherrrschaft aufzurichten; aber auch die sind darnieder gestürzt; und an den Trümmern haftet nur noch der Name, welcher die Stätte ihres Uebermuthes bezeichnet. Morgen begrüße ich mein geliebtes Rom, wohin ich mich, noch betäubt vom neapolitanischen Volksgewühle, recht herzlich sehne.

Rom, den 21. November.

Als ich Veletri verließ, durchschauerte mich ein süßes Jugendgefühl, ein Gefühl, als ob heimatliche Lüfte von Rom zu mir herüber wehten: So war es in meinen frühern Tagen, wenn ich nach einer Abwesenheit von einigen Wochen das Birkenwäldchen meiner väterlichen Flur wieder begrüßte, und mich den heiligen Stellen nahete, wo älterliche Liebe, Geschwister-Innigkeit, und die Beseligungen einer höheren Freundschaft meinen Geist erleuchteten, und mein Gemüth erhoben. — Ich zog dem freundlichen Wiedersehn in einem Kreise mir werthgewordener Freunde entgegen, welche mich die weite Entfernung von meinen Lieben minder empfinden ließen. Wie ein sanft melancholisches Bild der alten Welt lag vor meinen Blicken die

verödete römische Flur, welche an lauter Vergangenheit erinnert! — Die alten zerrißnen Aquädukte durchschnitten mit ihren unterbrochnen Fortsetzungen, hie und da unsern Weg, und einzelne Ueberreste starrten in dem weiten Todtenfelde umher unter den zum Theil grün überwachsenen Ruinen der alten Gräber, die, nun selbst begraben, ihren Todten bereits nachgesunken waren. Eine feierliche Stille empfing meinen Geist, und ich sah schon im röthlichen Abendstrahl der sinkenden Sonne die hohe ehrwürdige Peterskuppel schimmern. Wir erreichten das Thor St. Giovanni und mein Blick begrüßte froh die Stellen der einsamen lateranischen Höhe, (Th. II. S. 153.) von wo aus ich oft sehnsuchtsvoll hingeblickt hatte nach dem schönen campanischen Lande, aus dem ich jetzt mit sehr gemischten Empfindungen zurückkehrte. Endlich traten wir in die für mich bereitete Wohnung. Es ist nicht die alte, aber doch in ihrer Nachbarschaft noch reizender gelegen, als jene, und mir nicht ganz fremd; denn hier hatte ich oft eine verdienstvolle Frau besucht eine höchst geistreiche Engländerin Lady Monkachet*). In dieser meiner neuen

*) Diese edle Frau widerlegt überzeugend das Vorurtheil, welches den Frauen, um sie ihrer häuslichen Bestimmung nicht abwendig zu machen, jede bedeutende wissenschaftliche Bildung untersagt. Sie ist von der berühmten Wolstoncraft erzogen, und macht eine würdige Anwendung von den Grund-

Wohnung empfingen mich Bekannte und Freunde, wodurch in mir das süße Gefühl wieder in Rom zu seyn erhöht wurde.

Den 22. November.

Die Lage meiner neuen Wohnung ist ungemein reizend; sie liegt am Ende der, vom Spanischen Platz zum Pinzius führenden Straße, mit dem Eingange dem Berge zugekehrt, und schon ziemlich hoch. An den Fenstern der verschiedenen Zimmer beherrscht das Auge drei Weltgegenden: den Morgen, Mittag und Abend. Oestlich ganz in der Nähe, erhebt sich vor der Kirche Trinità di Monti in seiner alten Ehrwürdigkeit und Majestät der, früher bereits von mir erwähnte, Obelisk, (Th. I. S. 310) von der kräftigen Morgensonne bestrahlt. Südlich streckt sich die Stadt hin, westlich aber zeichnen sich zwei vorzügliche Punkte aus, die in ihrer ganzen Herrlichkeit erscheinen, wenn die Sonne sich senkt. Reizend fallen die letzten Abendstrahlen auf die hoch in der Luft schwebende grüne Fläche, welche die aneinander geschmiegten

sätzen ihrer Erzieherin. Ohngeachtet des weiten Umfanges ihrer Kenntnisse, regiert sie mit durchgreifender Ordnung ihr Hauswesen selbst, und hat daneben die Bildung und den Unterricht ihrer Kinder sich vorbehalten. Freilich wird sie dadurch großen, Zeit verderbenden Gesellschaften entzogen, aber was ihr als Genuß erscheint, findet sie in ihrem häuslichen Kreise. d. Verf.

Pinienkronen im Garten des Korſiniſchen Pallaſtes (Th. II. S. 381) auf dem Janikulus bilden. Endlich prangt in der rothweſtlichen Gluth, bis zum Niedergange des Tages, die feierliche Peterskuppel.

Den 23. November.

Mein erſter Gang in Rom zog mich gleichſam unwillkührlich zum Coliſſeum hin; hier ward ich beim erſten Anblick unangenehm überraſcht. Viele Jahrhunderte hatte es der Zeit gekoſtet, um dieſe mächtige Ruine ſo weit von ihrer Herrlichkeit herabzubringen; und jetzt, während meiner Abweſenheit von wenigen Monaten, hatte ſie ſehr entſtellende Veränderungen erlitten. Das von den hohen und mittleren Geſimſen herabflatternde Geſträuch hatte man hinwegräumen laſſen, und nun ſtand die alte Trümmer, wie ein aufgedecktes Todtengerippe, in wüſter Umgebung. Maler und Nichtmaler vermiſſen an dieſem großen Reſte der alten Welt den ehrwürdigen Ruinenſchmuck; indeſſen verſicherte man, daß die Wegräumung des Geſträuches nothwendig geweſen ſey, um die Zerſtöhrung zu verhindern, welche das tiefere Eindringen der Wurzeln in die Zwiſchenräume der Steinmaſſen an dem Ganzen verurſacht haben würde. Dagegen aber waren auch die Aufgrabungen fortgeſetzt worden, die der, für die Kunſt des Alterthums ſehr gewonnene, Pabſt mit Eifer betreiben läßt. Eins von den untern Gemächern fanden wir be-

reits aufgedeckt, und ich mußte erstaunen über die Tiefe der Verschüttung, oder vielmehr über die Höhe der Trümmeranhäufung, womit dies alte Gebäude umgeben, und die ganze öde Gegend umher überdeckt ist. — Der Fußboden des aufgefundenen Gemaches ist von Marmor und mit hübschen Mosaikmalereien geschmückt. Wer mag wissen, zu welchem Gebrauche dies liebliche Zimmer gedient hat?*) Vielleicht waren dergleichen Gemächer bestimmt, um den Zuschauern der Kampfspiele, die nicht nur ganze, sondern mehrere Tage dauerten, Ruheplätze zu gewähren, wo sie Erfrischungen und andere Bequem-

*) Bekanntlich hat diese später unter Daru und Miollis ganz vollendete Aufgrabung der Arena, die aber nach der Rückkehr Pius VII. wieder in den alten Zustand versetzt worden ist, großen Streit unter den römischen Alterthumsforschern und Baukünstlern erregt. Der Raum einer kleinen Anmerkung gestattet hier keine weitere Ausführung. Hier nur so viel: Auch diese auf dem ältesten Fußboden des innern Umkreises des Colosseo gefundenen Mosaikmalereien und Gemächer beweisen die Richtigkeit, der Behauptung, welche der Professor der Archäologie am Archigymnasium in Rom, Lorenzo Re Romano in seiner, in der Accademia d'Archeologia am 17. Dezember 1812 gehaltenen Vorlesung Osservazioni sull' arena e sul podio dell' Anfiteatro Flavio (Rom 1812 in fol.) gegen Fea in Guattani's Memorie encicloped. Vol. V. p. 142. und andere Antiquarier ausgesprochen hat. Es ist nicht glaublich, und wird es auch durch die Stelle des Dio Cassius 46, 21 nicht, daß hier Wasser zugelassen und Naumachieen gehalten worden wären. B.

lichkeiten finden konnten. Eine Treppe, wenn ich nicht irre, ebenfalls von Marmor, führt zu den obern Räumen. Auch hatte man schon einige von den Röhren entdeckt, durch welche das Wasser emporgetrieben wurde, um den Raum des Schauplatzes zu Wassergefechten anzufüllen, oder um durch Preßwerke das Wasser von oben in einen kühlenden Thau verwandelt, auf die staubige Arena sich niedersenken zu lassen. So viel Arbeit und Kunst ward aufgeboten, um die Forderungen einer grausamen Thorheit zu befriedigen. Welche Vorwürfe unser sogenanntes eisernes Zeitalter auch immer verdienen mag, es verhält sich zu jenem, wie ein goldenes.

Den 26. November.

Schon lange hatte ich gewünscht die persönliche Bekanntschaft des heiligen Vaters zu machen, von welchem mir der Ruf so viel Gutes, so manchen edlen Charakterzug erzählt hatte. Bei meiner frühern Anwesenheit in Rom, fiel seine Rückkunft aus Paris zu nahe mit meiner Abreise nach Neapel zusammen. Ich konnte damals nur seinen Einzug in die Hauptstadt mitfeiern (Th. II. S. 432). Heute endlich wurde mir die Befriedigung meines Wunsches zu Theil, das höchst ehrwürdige Oberhaupt der römischen Kirche von Angesicht zu Angesicht zu sehn. Sehr gespannt war ich unmittelbar die Aeußerungen seines Geistes zu vernehmen, und selbst zu bemerken, wie solche

mit den Nachrichten zusammenstimmen würden, welche der Ruf mir zugeführt hatte. Es ist Sitte, daß Frauen mit halbverschleiertem Gesichte vor dem Pabste in einer Kleidung erscheinen, die allen Putz ausschließt und überhaupt so einfach ist, wie der ganze Hofgebrauch, nach welchem sie eingeführt werden.

Die Gemahlin des östreichischen Gesandten Gräfin Khevenhüller war es, welche die Güte hatte, die Gräfin Vey aus Ungarn, mich und meine Pflegetochter *) Sr. päbstlichen Heiligkeit vorzustellen. Wir wurden in das Gartenhaus des Quirinalischen Pallastes (Th. II. S. 58.) geführt. Erwartungsvoll stand ich einige Augenblicke da; der Pabst trat ein, von zwei geistlichen Herren seines beschränkten Hofstaates begleitet, die sich aber sogleich wieder entfernten. Wie auffallend und abstechend ist gewöhnlich das Phantasiebild, welches man sich von einem, durch Schicksale, durch Verdienste, oder durch sonst hervorstechende Eigenschaften merkwürdigen Menschen macht, gegen das Anschauen, wenn man zur Wirklichkeit tritt. Aber unvergeßlich wird mir der Anblick des ehrwürdigen Pius bleiben. Auf seiner Stirn fand ich nicht den tiefen Ernst, diesen Ausdruck einer trüben Seelenstimmung, welche die, auf das gegenwärtige Verhältniß des guten Pabstes einstürmenden, Zeitum-

*) Jetzige Gemahlin des Kanzler von Griesheim zu Coburg, gebornes Fräulein von Anselm.
d. Verfasserin.

stände in seinem Gemüthe ohne Zweifel veranlaßt haben mögen; er schien das Gefühl seiner peinlichen Lage tief in seinem Innern zu verschließen, und Züge der heitersten Milde verbreiteten über sein ganzes Wesen eine Freundlichkeit, an der das Gepräge der Wahrheit und Zwanglosigkeit nicht zu verkennen war. Ich nahm keinen Anstand mich nach der Sitte des römischen Hofes zu verbeugen; der Pabst aber, mit zuvorkommender Güte, reichte mir sogleich die Hand, und führte mich zum Sitze neben ihm auf das Sopha. Eben so wurde die übrige Gesellschaft ihm gegenüber zum Niedersitzen auf die bereiteten Sessel eingeladen.

Die Gestalt dieses ehrwürdigen Mannes, wiewohl nur von mittler Größe und ziemlich hager, macht einen überraschend gefälligen Eindruck. In sein schwarzes, etwas krauses Haar, mischt sich noch keine Spur des Greisenalters dem er so nahe steht. Ueber sein länglichtes Gesicht von ziemlich tiefbrauner Farbe, verbreitet sich ein ununterbrochner Zug des freundlichsten Wohlwollens, der sich auch in seinen schwarzen feurigen Augen ausspricht, und sogleich Vertrauen und Zuneigung einflößt. Eine feine römische Nase, und ein etwas hervorstehendes Kinn geben seinen scharfen Gesichtszügen eine gewisse Kräftigkeit, welche durch die Sanftheit, die den wohlgeformten Mund umgiebt, zu dem Ausdrucke des menschenfreundlichsten Charakters gemildert wird. In allen seinen Bewegungen herrscht Unbefangenheit und Würde. Jede Aeußerung sei-

ner milden Persönlichkeit geht frei aus dem Innern seiner Seele hervor; nichts ist verkünstelt, nichts berechnet! er erscheint wie er ist, und gleichwohl offenbaret sich vor der näheren Beobachtung kaum eine leise Spur des Druckes seiner politischen Lage. Wer sich indessen ein wenig auf Menschen versteht, und mit dem Charakter der Wahrheit vertraut ist, erkennet leicht, daß dies Betragen keinesweges in einem angenommenen Scheine von Seelenstärke besteht, welcher Zuschauer voraussetzt: unleugbar ist es die unbedingte Gottergebenheit seines Gemüthes, worin das Ruhe störende Gefühl seiner Bedrängnisse die Ueberwältigungskraft verliert; diese Gottergebenheit ist es, die den frommen Mann so unerschüttert den Prüfungen der nahen Zukunft entgegen sehen läßt, die sich bereits in der Gegenwart täglich frecher, greller und rücksichtloser ankündiget.

In der Einleitung des Gespräches, welche die Verschiedenheit des Vaterlandes einer jeden von uns darbot, drehte sich die Unterhaltung anmuthig um den Gegensatz, in welchem die allerälteste mit der allerneuesten Stadt der Europäischen Welt erscheint: nämlich Rom und St. Petersburg! Es wurde bemerkt, wie die erste, gleich einer unvergänglichen Fatamorgana aus dem Morgennebel der tiefen Fabelzeit geheimnißvoll, und wie von wunderbaren Kräften getragen, hervorgetreten sey, ein furchtbares und verderbliches Heldenthum mitbringend, welches im Laufe der Zeit, und durch den begegnenden Widerstand immer kräftiger wach-

send, nach und nach ein gigantisches Weltregiment errungen: dahingegen die andere, wie mit einem Zauberschlage, gleichsam am hellen Mittage der Welt, durch die selbstständige Willenskraft eines großen Mannes aus einer nordischen Wildniß jugendlich rüstig emporgestiegen, und im raschen Fortwuchse sich bald zu dem ersten Range unter den großen Städten der Erde erhoben habe. Im Verfolge dieses Gegensatzes zeigte sich nun, wie der Geist der alten römischen Weltherrschaft zur Unterjochung der Völker ausgezogen sey; das Streben des Nordischen Herrscherthrons aber mit Lösung der Sklaverey beginne, eine freiere Bewegung vernünftig zu leitender Kräfte anrege, auf alle Weise menschliches Daseyn fördere, und in diesem Sinne fortan mehr auf innere Eroberungen, als auf Erweiterung politischer Grenzen hinsteure: dies veranlaßte leise, hoffnungsvolle Andeutungen, die sich auf den erhabenen Beherrscher der nordischen Welt bezogen, den einzigen Fürsten, der noch ungebeugt und mit regsamer Kraft jenseits der Erschütterungen unsrer stürmisch bewegten Zeiten da stehe.

Der gute Pius maß die Verschuldung der zerstörenden Begebenheiten, welche alle bestehende Ordnung des Völkerzusammenhanges umzustürzen drohen, der Vernachlässigung bei, welche die Religion in fast allen Ländern, vorzüglich in Frankreich erfahren. Er klagte die Schriftsteller der Franzosen, und besonders den Helvetius an, welcher, indem er dem Menschen alle sittliche Kraft abge-

sprochen, und das gesammte Beginnen selbst der Bessern den Einwirkungen sinnlicher Antriebe zugeschrieben, das ganze Dichten und Trachten des Menschen dem gröbsten Egoismus anheim gegeben habe. Ein solches Vernunftspiel, welches sich den Namen der Philosophie angemaßt, habe nicht verfehlen können, Eingang und Ausbreitung bei einem Volke zu gewinnen, das genußsüchtig und wenig der Gründlichkeit zugethan sey. Bei den höhern Ständen der französischen Nation haben sich, andern sogenannten Philosophen zu Folge, Gottesleugnung und Wegwerfung aller sittlichen Bande zu Lebensgrundsätzen erhoben; wodurch dann die Folgen der, von Helvetius aufgestellten, Behauptungen ihre verderbliche Vollendung gewonnen. Mit mehr Faßlichkeit für das Volk, und darum verführerischer, als jene, der Freidenkerei zugethane Schriftsteller, habe Voltaire die heiligen Formen des Christenthums nicht nur, sondern das Wesen der Religion selbst, die hohen Geheimnisse des Glaubens angegriffen, und mit so blendendem Witze verspottet, das schwache Gemüther fortgerissen worden, und Eitle eine Art von Geistesstärke darin gesucht, alles dasjenige, was die geläuterte Andacht, für heilig und göttlich geachtet, als bloße abergläubische Bedürfnisse der niedern Volksklasse zu betrachten. Aus dem allen sey endlich durch Beispiele von oben ein Sittenverderben hervorgegangen, welches von Frankreich aus nach und nach alle Völker ergriffen, und einem Egoismus zugeführt habe, der

unser Jahrhundert auszeichne. Ich konnte die Allgemeinheit dieser Beschuldigung nicht ganz zugeben, indem ich anführen mußte, daß mir überall, und in allen Abstufungen bürgerlicher Verhältnisse zu viel edle Menschennatur begegnet sey, als daß ich mich von einem allgemeinen Weltverderben überzeugen könnte. Der edle Pius bemerkte nun selbst, daß er sich wohl zu stark ausgedrückt, indem er eingestand, daß er überrascht worden sey, sogar in Frankreich bei seiner letzten Anwesenheit daselbst mehr Religionssinn angetroffen zu haben, als er, nach so vielen Greuelscenen der Revolution, erwartet hätte. Er berührte nur leise die Ereignisse der neuesten Zeit, und die ausschweifenden Anmaßungen des französischen Gewalthabers. Es werde, meinte er, noch harte Prüfungen kosten, um die betäubten Völker zur Besinnung zu bringen, und sie zu nöthigen, das heilige wieder kräftig zu umfassen, welches man so leichtsinnig der Selbstsucht aufgeopfert hätte. Die Christen, fuhr er fort, stehen zwar durch dogmatische Formen auseinander; wenn indessen nur jede Glaubensform, ihrem Geiste nach, wieder lebendig wird: so darf die Hoffnung des Bessern nicht aufgegeben werden; wie tief auch in der dunkeln Zukunft der Anschein dazu liegen mag. — Solche Gesinnungen einer billigen Glaubensduldung äußerte der gute, fromme Pius; und sie erfüllten mich mit Verehrung und Liebe für das würdige Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche.

Das Gespräch mogte wohl über eine Stunde

gedauert haben, als uns der heilige Vater entließ, und mich auf eine sehr verbindliche Art einlud meinen Besuch zu wiederholen. Beim Weggehen begleiteten wir den Pabst bis zu der offnen Thüre des Gartenhauses, wo an den Stufen die beiden Geistlichen wieder zu ihm traten. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, mit welcher Anbetung ähnlichen Ehrfurcht der gemeine Mann, auch aus entfernten Gegenden, die Heiligkeit der päbstlichen Würde anerkennt. Der Pabst hob beim Weggehen eine Blume auf, die dem Besatz des Kleides der Gräfin Vey entfallen war; er überreichte sie der Eigenthümerin; der Diener der letztern, ein Ungar, der dies von außen bemerkte, trat nachher zu seiner Gebieterin, und bat um die, durch die Hände des Pabstes, geweihte Blume, welche, meinte er, für sie, als nicht katholisch keinen besondern Werth haben könne; er bat so dringend, daß die Gräfin ihm die Blume überließ; jetzt ward er wie entzückt und versicherte, daß er dies Kleinod sorgfältig aufbewahren, und als ein segenbringendes Heiligthum in seiner Familie forterben lassen wolle.

Den 27. November.

Bei meinem heutigen Erwachen, als ich den Verlauf meines gestrigen Tages überdachte, trat vor allem das Bild des ehrwürdigen Pius mir vor die Seele. Die Aeußerungen seiner duldsamen Gesinnung in Absicht der verschiedenen Glaubens-

formen erneuerten sich lebhaft in meinem Gedächtniß, und ich hätte gern eine höhere, eine freudigere Zuversicht aus ihnen geschöpft; aber die Erinnerung an die Errichtung des Baccanaristen Ordens (Th. II. S. 224) begegneten herabstimmend und störend meinen Ideen. — — Ueberdem leuchtete mir immer mehr ein, daß der Pabst als solcher das System nicht aufgeben darf, welches Andersdenkende zu harten Zurücksetzungen verurtheilt.

Es scheint ihm wohl in dem Umfange seiner Verpflichtungen zu liegen: alles dasjenige festzuhalten, was die dem Pabstthume günstigen Concilienbeschlüsse mit Hülfe des Nachgebens der weltlichen Macht als Satzung und Recht einer herrschenden Kirche ausgesprochen haben. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß eine besondere mystische Idee von der in seiner Person erfolgten wundersamen Herstellung der höchsten kirchlichen Würde, ihn zur strengeren Päbstlichkeit hinlenkt. Der heilige Stuhl eben von dort her wieder aufgerichtet von woher derselbe umgeworfen worden, und Er, welcher so bescheiden sich fühlt, derjenige, den Gott würdigte, zuerst den neuaufgestellten päbstlichen Thron zu besteigen! — Welche Vorstellung! wie bedeutend für einen gemüthvollen Mann, bei dem gewisse Jugendideen zur Mitwirkung kommen mögen. Der gute Pius ist aus der Schule der Jesuiten hervorgegangen, die es wohl wußten, was sie den verschiedenen

Mitgliedern des Ordens aus dem Lehrgebäude ihrer Geheimnisse zu enthüllen oder zu verbergen hatten. Der fromme Chiaramonte hat ohne Zweifel von der Schattenseite ihres Vereines nichts wahrnehmen dürfen.

In dieser Schule wurde seine Seele mit Ideen genährt, die einen, auf immer abgeschloßnen, Gesichtskreis für gewisse Gegenstände um ihn zogen, über den hinaus sein Blick nie mehr zu dem Standpunkte hindurch dringen kann, den Ganganelli gewonnen hatte, als er die Auflösung des Jesuitenvereins, der keine Umbildung annehmen wollte, (Th. II. S. 269) den dringenden Zeitumständen nachgab. — Bestrebungen die den hellen Schein der Würdigkeit an sich trugen, umgeben mit dem Glanze einer tiefen umfassenden Gelehrsamkeit, die der Jugend gewidmet war, mußten die Augen eines jungen Gemüthes blenden, und gegen das tiefere Eindringen verblenden. Die Wahrheit, die innere Kraft dessen, wovon der Orden sich den Schein zu erhalten wußte, hat den unbefangenen Jünger Loyolas angezogen, ihn, der sich in völliger Unbekanntschaft mit den politischen Zwecken und allen dem befand, was den Sturz der Gesellschaft herbeiführte: und so wurden jene Ideen, die seinen Gesichtskreis umgränzten, seiner innersten Seelenentwickelung unvertilgbar eingefügt. Zu diesen Ideen gehört besonders die Nothwendigkeit einer unbedingt gehorchenden Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl als

den

den heiligen Stuhl, als den Grundpfeiler der römischen Kirche. Hiernach dürfte wahrscheinlich das ganze Denksystem des wohlmeinenden Pius, wenn es sich offenbarte, einen geläuterten Jesuitismus darstellen, dem zufolge er nothwendig im Gegensatz zu Clemens dem vierzehnten stehn muß, mit dem er übrigens das umfassende Wohlwollen, und die Verabscheuung des verhaßten Nepotismus gemein hat. — Mit der Sanftmuth und Milde, die aus der edlen Menschennatur des ehrwürdigen Pius hervorleuchtet, verbindet sich gleichwohl eine Festigkeit einmal gefaßter Entschlüsse, und eine Beharrlichkeit, die sich schon jetzt in dem furchtlosen Widerstande äußert, den er den französischen Anforderungen entgegensetzt *). In seinem Wandel ist er gegen die mehresten Halbgötter der katholischen Verehrung ein heiliger Mann.

Den 10. December.

Der gefürchtete Schlag ist gefallen, und hat unsre Hoffnung, die nach dem für Oestreichs Waffen so unglücklichen Vorfalle bei Ulm nur noch schwach war, gänzlich darnieder geworfen. Buonaparte hat bei dem Dorfe Austerlitz den verbündeten Truppen der Russen und Oestreicher eine Niederlage beigebracht; und schon strömen aus dem Hause des Kardinals

*) Eine dieser Anforderungen ist die Aufhebung der Ehelosigkeit des Priesterstandes, wodurch freilich die Kirchenmacht eine bedeutende Stütze verlieren würde. die Verf.

Fesch die Lügenberichte, welche an Frechheit und Schamlosigkeit alle ihre Vorgänger übertreffen. Schon sprechen an allen Straßenecken Roms ruhmredige Ankündigungen von den Großthaten Napoleons: diese lügenhaften Prahlereien gehen in dem Feuer ihrer Beredsamkeit so weit, daß sie lang und breit den Leuten erzählen: wie Napoleon die beiden hohen Kaiser, einen nach dem andern vor sich berufen, und ihnen in den hohnvollsten Ausdrücken die Vermessenheit, mit ihm Krieg zu führen, verwiesen habe. Zu abgeschmackt und empörend sind diese Lügen, als daß ich mehr davon in meinem Tagebuche aufbewahren könnte. Philipp von Macedonien, nach der Schlacht bei Chäronea erlaubte sich wirklich ein solches übermüthiges Betragen gegen die gefangenen griechischen Feldherren; aber er ward aufmerksam gemacht, und stillschweigend schämte er sich seiner Selbstentwürdigung. Wie steht gegen Philipp Napoleon, der, weit entfernt eine solche Nichtswürdigkeit zu fühlen, sie vielmehr verdoppelt, indem er sie durch eine zweite Schändlichkeit, durch eine Lüge sich zueignet. Auffallend ist es, wie zur tiefsten Niedrigkeit der Lüge, ein Mensch sich herablassen kann, der Hoheit und Großheit immer auf den Lippen trägt.

Napoleon hat einen Waffenstillstand abgeschlossen, um darauf einen sogenannten Frieden folgen zu lassen, der nicht ihn, sondern nur jeden Widerstand auf dem Wege seiner ehrgeizigen Absichten entwaffnen wird. Die Neapolitanische Dy-

nastie dürfte vermuthlich das erste Opfer dieses drohenden Friedens seyn. —

Wir speiseten diesen Mittag bei dem Prinzen Poniatowsky in seiner Villa an der Flaminischen Straße (Th. I. S. 316) hier empfing uns die Natur in jedem Lüftchen mit einem liebkosenden Friedensgruße, mit einer süßen Einladung zum Genuß der Freude. Ein herbstlicher Blumentag hatte alle Frühlingsgaben eines südlichen Himmels aufgethan. Der Prinz, in Begleitung seines Freundes d'Agincourt, führte uns auf die Höhe einer mit Lorbeeren und anderm freundlichen Gebüsch geschmückten Terrasse. Die Geschichte des Tages bemächtigte sich natürlich sogleich des Gespräches. Der Prinz meinte: es werde sich bald deutlicher enthüllen, daß Napoleons Ehrgeiz dahin strebe, allen bisherigen Bestand unabhängiger Völkerverhältnisse aufzulösen, und die Stelle der römischen Weltkaiser einzunehmen. — Nur bis zu einem gewissen Punkte, versetzte ich, wird er seinen eisernen Willen durchsetzen. — Allerdings, sagte der Prinz, denn bis heute ist es noch keinem Monarchen, seit Alexanders Zeit, gelungen, ein allgemeines Weltregiment zu Stande zu bringen. Die römischen Cäsaren ererbten eine solche Allgemeinherrschaft von der gefallnen Republik, und vermochten nicht das Erbe zu bewahren.

Wir blickten auf Roms trümmervolle Umgebungen hin. Dort, sagte der Prinz, unter dem Schutte der zerfallnen Herrlichkeit, liegen Beil und

Fasces, diese Zeichen der konsularischen Gewalt, begraben, vor denen mächtige Staaten erzitterten, und stolze Könige sich demüthigen mußten. Aber, setzte der weise Greis d'Agincourt hinzu, dort schlug auch ein späteres Verhängniß den Tyrannen das eiserne Zepter aus der Hand, welches sie, wie eine Geißel über den Erdkreis schwangen. Er sagte noch manches lehrreiche Wort, und zog sich dann, da er bei Niemand speiset, in seine friedselige Hütte zurück. (Th. I. S. 319.)

Wir gingen zu Tische; das Gespräch über einen Gegenstand, der so eben alle Geister bewegte, setzte sich fort, und es wurden Bemerkungen gewechselt über die Zuschauerruhe, mit welcher manche Staaten die neusten Ereignisse an sich vorübergehen lassen.

Nach aufgehobener Tafel fuhren wir etwa zwei Miglien über Ponte-molle hinaus, zu einem Hügel der jetzt Saxa Rubra heißt. Hier entdeckte man im Jahre 1675 ein Grab, dessen innere Wände mit Gemälden aus den Ovidischen Verwandlungen geziert waren, daher es das Grabmal der Nasonen genannt wurde. In der Nähe der Saxa Rubra befindet sich noch Tor di Quinto, der nur in so fern merkwürdig ist, daß er ohngefähr die Gegend der ehemaligen mächtigen hetrurischen Handelstadt Veji bezeichnen soll, welche bis auf die letzte Spur ihres Daseyns, der römische Dictator Camillus vertilgte. Als wir

unsern Rückweg antraten, hatte die Natur schon ihre Abendfeier begonnen; flammenrothes Gewölk schmückte den westlichen Himmel; die Höhen umher standen wie festliche Tempelsäulen in blauröthlichen Duft gekleidet; die Lüfte wehten sanft, wie Athemzüge der Unschuld und der Liebe. Doch in der Menschenwelt, wohin das Auge blickt, überall Feindschaft und Zwiste der Völker!

„Sagt, wo wird dies Streitgetön verhallen?
„Fragt des Dulders thränenvoller Blick;
„Wohnet dort in jenen Sonnenhallen
„Ein versöhnendes Geschick?
„Unter welcher neuen Friedenskrönung
„Wird die Liebe ihren Himmel weihn?
„Oder — wird kein Fest der Weltversöhnung,
„Und wird nirgend Recht und Friede seyn?“

Urania.

Den 13. December.

Die Erinnerung des heutigen Tages, aus dem verfloßnen Jahre (Th. II. S. 144.) trat diesen Morgen so still und freundlich mir vor die Seele, wie eine milde Friedensvermittlerin, gleichsam dazu bestimmt, meine Aufmerksamkeit von den verschobenen Weltverhältnissen sanft abzuziehn, und das Gemüth demjenigen zuzuwenden, was bei allen Beraubungen, die von außen hereinstürmen, und trotz aller Wandelbarkeit menschlicher Dinge, sein unverlierbares Daseyn und seine Stätigkeit behauptet. Die sichersten Erwerbungen des Lebens sind Freundschaft und Seelenfreiheit! Schon das Rin-

gen nach der letzteren, indem es selbstständiger unser besseres Daseyn macht, entkräftet jede Außengewalt; und die erstere wirft mitten unter dem Dunkel nächtlicher Verhältnisse einen warmen Sonnenstral auf die Stelle, wo wir eben wandeln. So beschloß ich dann auch diesen Tag zu einem Feste der Freundschaft zu weihen, und ihn in meiner Lieblingsgegend auf Montorio (Th. II. S. 144.) zuzubringen. Eine kleine Gesellschaft gewählter Freunde bestieg mit uns die reizende Höhe. Der Tag war heiter und blieb es; mehrere vorher aufeinander gefolgte Gewitter hatten Luft und Erde erfrischt; mit erneutem Grün war das Gemäuer bekleidet, und der kräftige Mittagstral hatte den scharfen Zug der Tramontana so erwärmt, daß er sich wie ein Hauch der Mayluft fühlen ließ, welche über die Fluren streift, um Veilchenkelche zu öffnen. Unser kleines, einfaches Mahl hatte die Freundschaft bereitet und geschmückt, wie ein patriarchalisches Lauberhüttenfest. Die Freude ließ uns ihr begeisterndes Daseyn empfinden; wir wurden es gewahr, daß sie noch nicht ganz entflohen sey, von der durch Widerwärtigkeiten heimgesuchten Erde. Alles was Empfindung und Geist zur Würzung des Mahles, und zur Verherrlichung des Tages darzubringen hatten, wurde als heilige Opfergabe dem Feste geweihet. Aber die Göttin Politika durfte weder als Vorsitzerin noch als Beisitzerin in dem Concordientempel unsres Kreises erscheinen. Selbst die Alten, sagte Einer, welche

doch nicht sparsam die Vergötterungen häuften, haben in ihrem Göttercyklus keine Politika. — Dem Namen nach freilich nicht, versetzte ein anderer Freund, aber dem Wesen nach, war sie keinesweges ihnen fremd; auch sind sie dieser Göttin nichts weniger als abhold gewesen. — Die Römer, fuhr in scherzhafter Laune dieser Freund fort, hatten die Vorstellungen von Berückung, Heuchelei, Argliſt, Raubsucht und was dazu sonst noch gehören mag, unter dem symbolischen Begriff der Laverna (Th. II. S. 46.) zusammen gefaßt. Unsere Politika vertritt ihre Stelle oder ist vielmehr die alte Laverna selbst, die bei ihrem Uebertritt in die christliche Zeit nur ihren Namen, keinesweges aber ihre Sitten und Eigenschaften ablegte. Zu ihrem Altare dient gegenwärtig ein Stück Papier, worauf der Held des Tages seine Raubverzeichnisse niederlegt, und man könnte die allerneuesten Friedensunterhandlungen des bewunderten Siegers Lavernäische Urkunden nennen, wenn der Mensch kein Christ wäre. — Solche Scherze über die Politik mögen immer noch besser seyn, als Gespräche aus derselben.

Um indessen der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, bemerkte ein Mitglied aus der Gesellschaft, da eben von Tempeln die Rede gewesen, wie es der antiken Welt zum Vorwurf gereichen müsse, daß sie in der ungeheuren Schaar ihrer Gottheiten der Freundschaft weder Tempel, noch Al-

tar angewiesen hätten *). — Tempel und Altar, erwiederte eine andere Stimme, mußte in der alten Welt die Freundschaft zwar entbehren, aber göttliche Verehrung, wirklicher Gottesdienst war ihr allerdings zuerkannt. — Wozu auch Tempel und Al-

*) Wenn dem Alterthümler hierbei eine Bemerkung erlaubt ist, so dürfte er freilich erinnern, daß ein großer Theil dessen, was wir Freundschaft nennen, den Alten schon in dem Worte Fides, Loyauté, liegt und diese hatte allerdings ihre Altäre. Denn an den Jupiter mit dem Beinamen der Freundschaftliche möchte ich schon darum hier nicht denken, weil aus der Hauptstelle in Pausanias VIII, 31. wo seine Bildsäule die Polykletus zu Megalopolis gemacht hatte, beschrieben wird, deutlich hervorgeht, daß dies nur ein travestirter Bacchus war. Bei dem Symposion waren die Männerfreundschaften der alten Griechen gestiftet. Man vergesse hierbei nur nicht den Umstand in Anschlag zu bringen, daß in jenen Freistaaten, von deren Mythologie und Götterdienst doch hier allein die Rede seyn kann, die Politik fast alles verschlang, und daß also nur die pragmatische Freundschaft, wie sie Reinhard in seiner Moral nennt, mit Partheigeist mehr oder weniger versetzt, dort galt. Darum war auch die Casuistik jener alten Freundschaften, wie wir sie z. B. aus Gellius Noct. Att. I., 3 kennen, gar nicht so streng, wie die neuern Moralisten sie fodern. Die sogenannten heroischen Freundschaften, welchen Lucian in seinem Toxaris ein so schönes Denkmal gestiftet hat, fanden auch im Alterthume gewöhnlich nur in frühen, noch halbbarbarischen Zeiten, oder in einer durch Despotismus herabgewürdigten Welt statt. So möchte also das so oft mißverstandene Wort des Aristoteles: Freunde, niemand

tar dieser holden Beglückerin des menschlichen Daseyns, die doch in jeder reinen Seele ihr Heiligthum findet? und in dieser Voraussetzung muß man vielmehr die Zartheit und Tiefe der Alten anerkennen, als ihnen Vorwürfe machen. Die Welt ist ihr Tempel, des Menschen Herz ihr Altar, — sagt ein moderner Orientalist. Es wurde hierauf unserer entfernten Lieben gedacht, und ich feierte in der tiefsten Stille meines Gemüthes das Andenken meiner geliebten Schwester und meiner erhabenen Luise von Dessau, welche letztere diesen Raum (Th. II. S. 136) als ihre Lieblingsstelle, mir geheiligt hatte. Der Tag war heiter und herrlich begonnen, und ging unter in zärtlichen Erinnerungsgefühlen, wie die Sonne im Gefolge freundlicher Abendgewölke.

Den 31. Dec. in der Mitternachtstunde.

Die Krippenspielereien (Th. II. S. 189) gingen auch dies Jahr ihren herkömmlichen Gang. Erschütterungen des Krieges in der Ferne scheinen das römische Volk wenig zu rühren. Indessen werden die Foderungen des Buonapartischen Uebermuthes immer gebieterischer, drohender, feindseliger. Dieses Benehmen sticht freilich seltsam genug ab,

ist Freund! (beim Diogenes von Laerte V, 21) damals wohl einen sehr tiefen Sinn gehabt haben. Die zarteste Freundschaft ist eine Frucht nicht der Romantik sondern des Christenthums, was auch Shaftsbury Characteristicks T. I. p. 81. dagegen einzuwenden habe.

gegen das Geschenk der reichen prachtvollen Tiare, die der französische Despot dem guten heiligen Vater, als Ehrensold für die Bemühung, ihn mit der Kaiserkrone zu schmücken, ohnlängst zugesandt hat. Die französischen Anmaßungen verletzen schon unverhohlen die äußere Anständigkeit, die dem Pabste, als weltlichem Fürsten, gebührt. In dieser absichtlichen Zurücksetzung läßt sich nicht undeutlich eine gewisse Vorbereitung nächstkünftiger Schritte gegen die weltliche Macht des römisch-katholischen Kirchenregiments vernehmen, wodurch zugleich andern Staaten mit einer bedenklichen Kühnheit gedroht wird. — Komme dann was Gott zuläßt; es wird daraus hervorgehen was wir bedürfen.

Es führt der Geist der ewig schönen Welten
Der Dinge Lauf.
Was übel scheint, auch das löst sich nicht selten
Schon unserm schwachen Blick in Weisheit auf.

Ich stehe hier in der Stille der Mitternacht an der Eingangspforte eines neuen Jahres. Manche Erinnerung aus der Vergangenheit dürfte wohl nicht zu den unblutigen Opfern zu zählen seyn, welche der alten Strenia (Th. II. S. 204) dargebracht werden mußten; doch mein Herz traf kein Verlust; ich habe vielmehr manche Rettung, manches Heil, manche lichte Stunde in meine Lebensrechnung einzutragen. Auf diese Lichtpunkte soll

mein Geist hinschauen, wenn dunkel und immer dunkler umher das Wetter des Lebens wird.

Den 5. Januar 1806.

Friede — wie wohltönend klinget dein Name durch alle Saiten der Empfindung hinab in die Seele! Versöhnung und heilverkündend sollte Dein Wesen seyn, ein neuer Sonnenaufgang nach zerstörenden Wetterschlägen, ein tröstender Blick aus dem Auge eines Engels der wiederkehrenden Eintracht! — Was aber hat aus dir die rohe Gewalt gemacht, welche fühlt, daß sie kann was sie will? Eine Sklavenkette bezeichnet jetzt dein süßer Name, und dein Wesen ist eine tückische Windstille, die neue Wetterstürme ausbrütet.

Zu Preßburg ist am 26. des vorigen Monats zwischen Napoleon und Oestreich ein Vertrag geschlossen worden, der ersteren zum eigenmächtigen Könige von Italien, letzteres aber verbindlich macht, an Napoleon Venedig zurückzugeben, welches, wie sich nun zeigt, dem Kaiser von Oestreich nur geliehen war, um das Verhaßte dieser, durch Hinterlist, Heucheley und Verrath ausgezeichneten, Eroberung mit auf Oestreich fallen zu lassen. Außerdem hat diese Macht bedeutende, sehr treu ergebene Erbländer verloren, die zwischen Baiern, Würtemberg, Baden und andre kleine Rheinfürsten vertheilt werden; die Fürsten der beiden ersteren sind zugleich mit Königskronen beschenkt worden: doch werden sie sich glücklich zu preisen haben,

wenn sie durch die neue Erhöhung nicht tiefer, als zu einem nur äußerlich geschonten, Lehnsverhältnisse an die Macht Frankreichs verfallen sind. Die Neapolitanische Königsfamilie, deren Entthronung der Vertrag mit ausspricht, schickt sich zur Flucht nach Sicilien an. Der Kardinal Ruffo (Th. III. S. 37.) ist zu Napoleon gesandt worden. Der Erfolg dieser Sendung läßt sich voraussehen. Das römische Volk welches dem Kaiser von Oestreich noch immer so ergeben ist, daß es ihn nur il nostro Imperadore nennt, befindet sich, wegen des letzteren Schlages, der die östreichische Monarchie getroffen hat, fast in eben so großer Bestürzung, als wegen der neuesten Zumuthungen, die von Seiten der französischen Macht an den Pabst gelangen. Diesen zufolge soll der Kirchenstaat, der etwa eine Bevölkerung von zwei Millionen Seelen zählt, eine Hülfsmacht von dreißigtausend Kriegern stellen, um die Menschen zu bändigen, die mitten im Ocean wohnen. Der heilige Vater, als ein Apostel des Friedens, hat die Forderung abgelehnt, auch beharret er festiglich auf seinem Beschluß, und so ist er ein Mann nach dem Herzen der Römer.

Den 6. Januar.

Die Nachlese meiner römischen Wanderungen, die ich von Zeit zu Zeit unternehme, um meine Gesundheit zu stärken, und das Gemüth im Ruhepunkte des Gleichgewichtes zu erhalten, führte mich

heute über die Engelsbrücke (Th. II. S. 114.) zu der Porta Castello hinaus. In der Ebene vor diesem Thore wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Circus des Kaiser Hadrians unter tiefer Schuttanhäufung gefunden, und aufgedeckt. Mehr aber, als die Ueberbleibsel circensischen Unfuges, zog mich eine andere Stelle dieser Gegend an, die nämlich, wo nicht ohne Wahrscheinlichkeit die Lage des Ackerfeldes angenommen wird, bei dessen Bearbeitung der edle Cincinnatus angetroffen wurde, als ihn eine Sendung des römischen Senates zur Consulwürde an die Spitze des Staates berief, der zwischen äußern Feinden und innern Unruhen auf einem drohenden Entscheidungspunkte schwebte. Cincinnatus folgte dem Rufe, trieb, kräftig eingreifend nach innen und außen, zuerst die Vorschritte der Aequier, dieses feindlichen Nachbarvolkes, zurück, errang Sieg und Frieden, bestieg sodann den friedlichen Richterstuhl, sprach unpartheiisches Recht seinem Volke, stellte Unordnungen im Senate ab, drückte mit fester Hand die empörten Bewegungen des Volkes nieder, und kehrte nach Verlauf der gesetzlichen Zeit seines Amtes, zum Pfluge zurück. Zweimal nachher rettete er vom Untergange sein Vaterland. Als das dritte Mal die Noth des Staates ihn aus seiner geliebten Einsamkeit, von der Seite seiner Racilia aufrief, war er bereits achtzig Jahre alt. Ihm wurde die Dictatorgewalt übertragen, eine schrankenlose Gewalt, die nur für den Fall und

für die Dauer einer dringenden Gefahr in der Verfassung lag. Ein gewisser Spurius Mälius hatte durch hinterlistige Bewerbungen im Volke sich einen Anhang verschafft, unter dessen Schutze er, vermittelst eines oft wiederholten Spieles mit Täuschungen und Bethörungen des großen Haufens, zur Tyrannenmacht im Staate zu gelangen hoffte. Cincinnatus erschien, sein Ansehn ergriff, sein Blick traf das Rechte, seine Weisheit führte herbei, was Noth that; der Zusammenhang der Bösen wurde gesprengt, und Mälius das Opfer seines frevelhaften Strebens. In den Staat kehrte die Ruhe zurück, und ihn nahm die Einsamkeit wieder auf, wo er im Gefühl eines fleckenlosen Bewußtseyns, im Schooße ländlicher Ruhe sein thatenreiches Leben beschloß. — Mit einem Schauer der Ehrfurcht betrete ich den Raum, an welchem seines Namens Gedächtniß haftet. Ein großes Denkmal, welches den Geist in Anspruch nimmt, und lebhaft die Phantasie beschäftiget, flößt Bewunderung ein: aber ein ganz anderes, ein weit erhebenderes Gefühl gewährt es, wenn man sich einer Stelle nahet, die an einen herrlichen Menschen erinnert. Man wandelt gleichsam auf einem erhabeneren Boden, und scheint Luft zu athmen, die herüber wehet aus einem höheren Leben.

Den 14. Januar.

Das Verhängniß eilt. Der neapolitanische Hof ist geflohen, Capua ist genommen, nicht

erobert, Neapel besetzt, und die Franzosen stehen vor Gaeta; ihr Nachdrang lagert in der Nähe von Rom, bis dicht vor das Thor del Popolo. Noch schonen sie die Neutralität des Kirchenstaates und umgehn die Ringmauer der Hauptstadt; nur einzelne fremde Uniformen erblickt man auf den Straßen. Die Buonapartischen Schaaren, kommen in sehr kleinen Abtheilungen; und man sieht es jeder an, ob sie wohlhabende oder arme Landstriche durchzogen hat, je nachdem sie bekleidet oder abgerissen ist. Diese Schwärme, welche die Früchte des Friedens umher verzehren, und was hinter ihnen bleibt, gleich den Harpyen entweihen, führt Massena. Einer seiner Adjudanten, ein junger Norddeutscher, besuchte mich. In einem Anfalle von Unmuth gegen sein Vaterland verließ er sein älterliches Haus, und stürzte sich in den politischen Strom, der seine Ueberschwemmungen reißend über die Staaten wälzt. Ich gestand ihm meine Verwunderung über den äußeren schlechten Zustand der französischen Truppen. Wie vermag, fragte ich ihn, solch Volk den Sieg zu fesseln? — Es fesselt ihn nicht, war seine Antwort, es behält ihn eben, weil er ihm nicht entrissen wird. Unser Kaiser, fuhr er fort, hat nichts neues erfunden, er hat nur etwas Ordnung in die rührige Gesetzlosigkeit gebracht, er hat die durch jene Verwilderung aufgeregten und entwickelten Kräfte in seine Hand zusammen gefaßt; dann hat er dem wilden Streben Einheit und Bestimmtheit gegeben, und

fährt übrigens nur fort, was seine Vorgänger schon gethan hatten, das Talent zu benutzen, auf welcher Stufe der bürgerlichen Verhältnisse es sich antref= fen läßt: dies ist seine ganze Taktik, der siegreiche Zauber, der alles vor sich darnieder wirft, und vermöge dessen er die französische Revolution über alle Staaten wälzt. Er ist damit noch lange nicht fertig. Was kann gegen uns ein Widerstand lei= sten, der aus seiner alten Form nicht heraus will. Das neunzehnte Jahrhundert soll, es mag wollen oder nicht, im abgetragenen Kostum des achtzehnten einherschreiten. Gegen Rußland, welches schon unter der großen Catharina die Forderungen der Zeit nicht mehr überhörte, wird es uns wahrschein= lich schwer werden einen Kampf mit übrigens glei= chen Streitkräften zu bestehen. — Der junge Mann zeigte viel Gewandheit und Schärfe des Ausdruckes, und nicht weniger Talent und Kraft. Ich, aus gänzlichem Mangel an Sachkenntniß, vermogte wenig oder nichts gegen seine kecken, und zum Theil harten Behauptungen aufzubringen. — Wie soll aber ein Land, fragte ich — vielleicht et= was empfindlich — wie soll es gedeihen, wenn Ta= lent und Kraft auswandern; wie soll es bestehen gegen ein anderes, welches so sehr alle Talente in Anspruch nimmt, und mit glänzenden Hoffnungen bezaubert? — Ich habe wenig Talent und Kraft, antwortete er, aber mögte ich auch das dreifache, das zehnfache davon besitzen, so würden Sie mich jetzt in meinem Vaterlande höchstens in einem Un=

teroffizierrocke erblicken, und die Aussicht für mein Alter — — O davon lassen Sie mich schweigen! Unauslöschlich brennt in meinem Gemüthe der Eindruck, den einst die alten ausgestoßenen Krieger auf mich machten, wenn ich sie verstümmelt, mit weißen oder blauen Lumpen einer ehemaligen Uniform behangen, betteln sah. Und überhaupt ein Land, wo andere Ausschließungen, als die des Unwerthes und der Unfähigkeit statt finden, — wer mag es lieben? — und wenn man es liebt, wie kann man ihm dienen, wenn es unsere Dienste nur unter der Bedingung gewisser Linien annimmt, welche eine alte barbarische Sitte gezogen, und die das engherzige Vorurtheil des sogenannten gebildeten Zeitalters fortdauern und blind durch die Menschenmasse hinstreifen läßt. Möchte Deutschland in dieser Hinsicht immer ein wenig bei Frankreich in die Schule gehen: es wird jetzt mehr Heil daraus zurückbringen, als in jener Zeit, wo es seine Sprache und seine Sitten daselbst verachten, und dafür Jargon und à plomb lernte oder Tanzstunde in Paris nahm.

So verließ mich der junge Mann, und ungeachtet der unerfreulichen Stimmung, in die er mich versetzt hatte, konnt ich nicht umhin, seinen Verlust für die gute Sache zu bedauern, welche jetzt mit so wenig Erfolg die böse bekämpft.

Den 15. Januar.

Unter den betäubenden Ereignissen der Zeit

hatte sich manche sanftere Erinnerung von meinem Gemüthe entfernt; und so war mir auch des guten Paulino längeres Wegbleiben aus meinem Kreise später aufgefallen, als mir sonst hätte begegnen können. Ich suchte ihn in seinem Kloster (Th. II. S. 376) auf; und wie groß war mein Erstaunen, als ich dort hören mußte, daß er ohnlängst gestorben sey! Schmerzlich bewegt, blickte ich in den Garten, den er sonst gepflegt, nnd nach dem offnen Fenster der Zelle, wo er die Früchte seines thätigen Lebens gesammelt hatte. In seinem Freunde Borgia, war der Schutz, die Freude seines Lebens von ihm gewichen! er ist ihm nachgefolgt. Mit stiller Trauer kehrte ich in meine Wohnung zurück, und als ich mich nach den Umständen seines Todes erkundigte, sagte man mir: Paulino sey an dem Leben des Kardinals Borgia gestorben. Ich ließ mir diesen Ausdruck erklären, und erfuhr nun, daß die von Paulino verfaßte Biographie des Kardinals Stellen enthalte, in denen man übelgesinnte Andeutungen gegen die ehemaligen Jesuiten erkennen wolle; durch solche Stellen habe der unvorsichtige Paulino im höchsten Grade die Unzufriedenheit des Pabstes erregt, und die Folge davon sey gewesen; daß man die anstößige Schrift sogleich unterdrückt, den unglücklichen Verfasser aber seiner friedlichen Ruhe entrissen, in ein anderes Kloster verwiesen, und den strengen Mönchsregeln unterworfen habe. Ein solcher Schlag, unter Mitwir-

kung einer längst entwöhnten Lebensweise, zog ihm eine heftige Krankheit zu; er starb. —

Paulino liebte den Pabst (Th. II. S. 378.) Daß von dieser Seite das Unglück kommen durfte, welches ihn daniederwarf; dies mußte wohl am tiefsten ihn ergreifen. Das Schicksal des armen Paulino ist hart und durchaus ungerecht. Ich habe mir die bösen Stellen seiner Schrift erklären lassen, sie kommen nicht auf seine Rechnung; es sind bloße Anführungen solcher Urtheile, die ehemals über die Jesuiten von andern gefällt worden sind. Schon um deswillen, und abgesehn von allem übrigen, ist Paulinos Verurtheilung im höchsten Grade willkührlich und grausam. Die gänzliche Ausschließung eines rechtlichen Verfahrens dabei, kann übrigens nicht befremden, wenn man etwas von dem Geiste der römischen kirchlichen Rechtspflege weiß, von welcher die Herren daselbst kaum ahnen, daß sie anders seyn sollte? — Wie aber zeigt sich nun hier der Pabst? Läßt sich vielleicht in seinem Verfahren bei dieser Gelegenheit irgend ein leidenschaftlicher Einfluß voraussetzen? — Keinesweges! Leidenschaft ist ohne persönliche Aufregung undenkbar. Nun aber enthalten alle diejenigen Stellen der verurtheilten Schrift, welche die Persönlichkeit drs Pabstes berühren, die unverdächtigsten Zeugnisse der eifrichsten Anhänglichkeit und reinsten Verehrung des Verfassers für den Pabst, einer Verehrung, die er auch sonst schon bei andern

Gelegenheiten laut an den Tag legte. — Wie ist bei dem allen nun das Benehmen des hohen Richters gegen den armen Paulino zu fassen? — Um einen sonst bewährten Mann in einer gegebenen Erscheinung zu beurtheilen, darf man, meinem Ermessen nach, nicht fragen, wie steht, was er that, zu unsrer Ansicht, sondern: wie verhält sich seine Handlung zu ihm selbst? zu dem Standpunkte der seine Ansichten bestimmt? welche inneren Antriebe kamen dabei zur Mitwirkung? Im obigen habe ich bereits einige Züge aus dem Charakter des Pabstes dargelegt (Th. IV. S. 31.) welche wie ich glaube, dazu beitragen können, sein Verfahren gegen Paulino begreiflich zu machen. Der Pabst, der nach seinen milden Gesinnungen jeden persönlichen Angriff auf der Stelle verzeihen würde, glaubt ohne Zweifel, dem, seiner Meinung nach, unschuldig verfolgten Orden eben so wenig als dem päbstlichen Stuhle, etwas vergeben zu dürfen. Eifersüchtig gleichsam betrachtet er ein für allemal jeden Vorwurf, jede Beschuldigung gegen die Jesuiten als Verläumdung; wer solche auch nur anführt, ist ihm ein Mitschuldiger, ein Verläumder: und so hat er ein höchst ungerechtes Urtheil gegen einen sehr achtbaren Mann ausgesprochen. Wer mag deshalb den Stab über ihn brechen? Man muß vielmehr seinen Irrthum, wie ein Mißgeschick, dem er nicht auszuweichen vermochte, beklagen; und er ist, wenn auch nicht zu vertheidigen, doch zu entschuldigen.

Den 18. Februar.

Das diesjährige Karneval scheint an Fröhlichkeit, wo möglich, das vorjährige noch zu übertreffen. Besonders zeichnet es sich dadurch aus, daß keine Hinrichtung (Th. II. S. 302.) vorherging. Seit einigen Tagen ist Rom ein großer Tempel der Lust, die Freude taumelt und rauscht durch die Straßen, und Thorheit und Witz erschöpfen sich in geistreichen, seltsamen und tollen Erfindungen. Schönheit und Häßlichkeit, in ihrer höchsten Steigerung, müssen sich grell einander gegenüber stellen. Man macht und erträgt gutmüthig mimisch satyrische Angriffe auf alle Verhältnisse, das geistliche ausgenommen. Vor dem Anblick einer phantastischen Ironie des Lebens scheinet das wirkliche den Schauplatz geräumt, und mit sich hinweg geführt zu haben, alles vorhandene Elend und jede Sorge, jede Furcht vor der Zukunft. Selbst die Rache hat nicht Muße, ihrem Gegenstande nachzuschleichen; sie spa-ret ihr Geschäft für gelegenere Zeiten, etwa für den bußfertigen Aschermittwochtag auf. Frohheit und Leichtsinn müssen jetzt herrschen, und der Lustigkeit Stoff geben.

Mythologische Züge durchstreifen den Corso: der alte Silen mit seinem Thiere giebt in halbtrunkener Laune derbe, und zum Theil treffende Scherze zum besten, doch ist mir nirgend ein solches Zerrbild begegnet, von welchem das Auge der Sittlichkeit sich hätte wegwenden müssen. Der frohe

Tag geht zu Ende; das Pferderennen beschließt ihn, man eilt zum Festino. (Th. II. S. 370.)

Den 19. Februar.

Die Tage der Lust sind vorüber; eine dumpfe, tiefe Stille, welche nur durch die Glockenrufe der Kirchen unterbrochen wird, herrscht über die römische Welt; denn die Zeit der Fasten und der traurigen Bußübungen hat ihren Anfang genommen, der sich auch diesmal wieder mit den gewöhnlichen Auftritten der Rache hervorthat. Bei solchen Ereignissen sollte dem Fremden fast der Muth entfallen, sich mit römischen Leuten zu umgeben; indessen hätte man doch sehr Unrecht, durch solche Erscheinungen sich zu einer ängstlichen Vermeidung jedes näheren Verkehrs mit Einzelnen bestimmen zu lassen. Der Italiäner überhaupt, besonders aber der Römer, dem diese Benennung ein eigenthümliches Selbstgefühl giebt, ist leicht gereizt, doch ihm geht die Milde nicht ab, die der südlichen Natur als Gleichgewicht zugegeben wurde. Er hat eine gewisse Gutmüthigkeit, aber auch zugleich eine Tiefe der Brust, die, was da hinab drang, nicht wieder fahren läßt. Er ist durch irgend eine Verletzung oder Vernachlässigung seiner Persönlichkeit leicht zu empören, so wie er durch eine milde, sanfte, oder zuvorkommende Behandlung, schnell und für die Dauer gewonnen wird; ich darf das sagen, aus eigener Erfahrung, indem ich Ursache habe, mit

meiner römischen Dienerschaft vollkommen zufrieden zu seyn.

Eine gewisse Laura, die einen Theil meines Hauswesens besorgt, durcharbeitet täglich unverdrossen, thätig, still und treu, den ihr angewiesenen Geschäftskreis. Eben so sittlich musterhaft bewährt sie sich in andern Verhältnissen: sie ist verheirathet, ihr Mann liegt, durch einen Schlagfluß gelähmt, seit zehen Jahren auf dem Siegbette; sie hat drei unerzogene Kinder und eine unvermögende Mutter; alle diese ernähret sie, die Eine, durch den Erwerb ihrer Hände, und dies thut sie in der Geduld und Einfalt ihres Herzens, so geräuschlos, als ob es nie und nirgend anders seyn könnte — Sollte ich dieser Frommen nicht gedenken? — Der Tugend im Kleide der Armuth setzet die Welt keinen Ehrenkranz auf, aber ein Engel lächelt ihr zu; sie leuchtet nicht, sie erbaut. Neben meiner guten Laura darf ich noch eines andern meiner römischen Leute erwähnen. Mein Kutscher, ein rüstiger und kräftiger Mensch, ist gleichfalls verheirathet, und sein Betragen gegen Frau und Kinder, welches ich sorgfältig erforschte, ist untadelhaft. Fleißig, ordentlich und verständig in seinem Dienste, übernimmt er sehr oft, aus herzlicher Willigkeit und Zuneigung, in meinem Dienste Arbeiten, wozu keine Verbindlichkeit ihn nöthiget. Aber einen auffallenden Beweis seiner wohlgestimmten Sinnesart hat er mir gegeben, den ich nicht unterlassen kann, meinem Gedenkbuche einzufügen. Eins von

den beiden ihm anvertrauten Pferden wurde plötzlich krank; er wachte bei dem Thiere, suchte ärztliche Hülfe; das leidende Geschöpf wieherte dankbar ihm entgegen, wenn er zu ihm trat. Alles war umsonst; das Thier starb. Als er mir den Vorfall mit Thränen berichtete, ward auch ich bewegt: dies bemerkte er und sagte, (sich zusammennehmend) — trösten Sie sich, gute Frau, weder von Ihnen, noch von mir, ist dem braven Thiere etwas überlästiges zugemuthet worden; jetzt ist es glücklicher als wir; es ist da wo kein Tod mehr ist, und kein Schmerz. Bei diesen Worten blickte er, noch heftiger gerührt, hinauf zum Himmel. Ich erstaunte über diese Aeußerung, und glaubte Anfangs, sie sey etwa in der Ueberraschung seines Gefühles ihm entfallen; nachher aber bei veranlaßter Wiederholung bemerkte ich wohl, daß sie aus einer Art von Ueberzeugung geflossen sey. — Unter Menschen, welche wir in unserm Dünkel Wilde nennen, würde mich diese Aeußerung nur als der geläufige Ausdruck einer kindlich menschlichen Stimmung leise berührt haben: befremden aber mußte es mich, von einem Himmel, der auch Thierseelen nicht verschmähe, unter einem Volke zu hören, welches den Satzungen seiner eigentlichen Glaubensform gemäß, vom Himmel sogar Menschen ausschließt, die außerhalb jener Satzungen leben.

Wir wollen nicht über den guten Kutscher lachen! ich finde menschliches Wesen in seiner Ansicht: ähn-

liches begegnet uns allen. Die menschliche Natur läßt sich nicht um alle Selbstständigkeit bringen; jeder Einzelne hat sein besonderes Bedürfniß der Empfindung, sein besonderes Maaß der Einsicht. Beiden gemäß, bildet er sich unvermerkt und fast unwillkührlich eine Art von Nebenreligion, welche sich mit der von Außen gegebenen abfindet und ausgleicht. Der Umfang jedes Vereins, jeder Gesammtheit ist ein durch Grenzen des Einverständnisses abgeschlossener Raum, in welchem sich der Einzelne seinen Platz nach Eingebungen des Bedürfnisses bequem macht und ausschmückt. Mag dies immerhin so seyn: wenn nur dieser Einzelne durch Dünkel und Zudringlichkeit das Ganze nicht verletzt und den Nachbar nicht drängt.

Den 26. Februar.

Zu meinen liebsten Erwerbungen in Rom zähle ich die Bekanntschaft des Herrn von D — dessen Umgang ich manche gehaltreiche Stunde verdanke. Er ist ein junger Mann von feinen Sitten, edlen Gesinnungen und eifrig der katholischen Religion zugethan, deren innere moralische Beziehungen er nicht leicht verletzen wird, wenn gleich der Zwang ihres Formwesens ihm zuweilen unbequem und lästig fällt. Er hat mancherlei wissenschaftliche Kenntnisse: er zeichnet gut, und versteht außer der lateinischen, auch die mehresten neueren Sprachen, wodurch sich ihm ein ansehnliches Gebiet der Mittheilung öffnet. Heute besuchte er mich; ich bat ihn

zu Tische, hatte aber dabei nicht an die Fastenzeit gedacht. — „Wissen Sie wohl, antwortete er mir, „daß Ihre häufigen Einladungen mich zu einem „sündhaften Menschen gemacht haben, dem es Mühe „kosten wird, sich wieder herzustellen? Seit langer „Zeit habe ich schon die Beichte ausgesetzt, weil ich „immer glaubte, daß vor Ihrer Abreise doch noch „manche neue Uebertretung der Fastengesetze zu den „älteren hinzukommen würde.“ — — Sie können ja, sagte ich — „den verbotenen Baum unberührt lassen“ — fiel er mir ins Wort. — „Freilich sollt „ich wohl können, wenn ich nur könnte!“ — Ich schwieg und griff nach einer seiner Zeichnungen; er aber glaubte auch mein Stillschweigen beantworten zu müssen und sagte: — „ich weiß, wie man in ihrer Kirche denkt; aber das Denken — so hat mich ein alter ehrwürdiger Mann unterwiesen, gehört in die Logik, die Religion fodert Gehorsam und Aufopferung der grübelnden Vernunft. Wir sollen nicht untersuchen, was jene lehret. Mit zugeschloßnen Augen annehmen sollen wir, was sie durch ihre Boten uns darreicht. Ob irriges dieser oder jener Lehrsatz enthalte? — schon die Frage ist Frevel; auch macht sie zweifelhaft, unsicher und unruhig. Es giebt keine Religion und hat nie eine gegeben, welche der schwachen menschlichen Natur so hülfreich zu statten käme, als die katholische. Sey immerhin manches in unsern Kirchensatzungen enthalten, welches meiner Vernunft nicht einleuch-

ten will: Seelengefahr ist dabei nicht zu laufen; und überdem wird mir die Selbstverläugnung der Vernunft, das ist: meines Stolzes vor Gott als ein Abrahamitisches Isaakopfer hoffentlich angerechnet werden. Offenbar ist also die katholische Glaubensform ein Weg der Sicherheit, auf welchem die Religion überall dem Strauchelnden mit ihren Gnadenmitteln entgegen kommt. — Die Einwendungen gegen alle diese Sätze liegen sehr nahe, zum Theil in ihnen selbst; ich ließ sie liegen, und erwiederte nur dies Eine: was den Weg der Sicherheit betrifft, so ist uns in den unmittelbaren Worten des göttlichen Stifters der Christusreligion ein Weg zum Frieden des Herzens verständlich und einfach vorgezeichnet. Der Weg der Sicherheit scheinet mir dem Wege der Sorglosigkeit zu nahe liegen, um nicht zuweilen mit diesem zusammen zu fallen, vor welchem in der heiligen Schrift nachdrücklich gewarnt wird. Eine dieser Warnungen ruft unter andern uns zu: — „schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern!“ u. s. w. Ich sage dies nicht in Beziehung auf Sie, lieber D—, Ihr reines, sittliches Gefühl kommt Ihnen zu statten; mir schwebt das Allgemeine vor, die Erfahrung, daß die Lehre von einem Wege der Sicherheit mißverstanden werden kann. Aus Mißverstand folgt Mißbrauch, wie sich solches täglich offenbaret. — Mögen wir denn durch Formwesen auseinander gehn, im Heiligthume des Gemüthes treffen

wir uns wieder. Ein reiner Wandel in Demuth und Stille des Herzens ist Gott gefällig; dem Guten folgt Gutes, bis über das Grab hinaus. Recht wird dem zu Theil der Recht thut: an diese Sätze glauben wir beide, lassen wir alles andere dahin gestellt seyn. Uebrigens werde ich diesen Mittag Sie erinnern, wo Sie auf einen verbotenen Baum stoßen sollten. — Er blieb, und eine neue Fastenschuld ward auf die Rechnung der künftigen Beichte geschrieben. — So gestalteten sich die Außenwerke der katholischen Glaubensform in einem vielseitig gebildeten, und in mancherlei Rücksicht erleuchteten Kopfe. Von hier aus läßt sich nun die Folgerung ziehn, wie die Vorstellungen dieser Art, nach dem Verhältnisse der Erkenntniß- und Willenskräfte zu der mehr oder mindern Rohheit sinnlicher Anregungen, tiefer hinab im Volke sich ausbilden und festsetzen mögen.

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß das römisch-katholische Christenthum Sätze aufstellt, in denen, nicht sowohl geradezu die Lehre, allerdings aber die Veranlassung für den Menschen liegt: von den Gnadenmitteln, die doch keineswegs eine unbedingte Verheißung haben, und nicht willkührlich zu vermehren sind, zu viel zu erwarten, und deshalb zu wenig von sich selbst zu fodern. Beweise davon sind mir in den grellsten Erscheinungen nicht selten begegnet: von mehreren Erfahrungen, will ich nur ein Beispiel anführen.

Mein Lohnbedienter, nahe bereits den Jahren des höheren Alters, ein Römer von Geburt, und um deswillen schon von niedriger Pöbelhaftigkeit entfernter, als sie anderwärts angetroffen wird, ist überhaupt genommen ein rechtlicher Mensch; umsichtig, aufmerksam, ausdauernd und unverdrossen in allen seinen Obliegenheiten, brauchbar und anstellig zu allerlei Besorgungen; ohne sklavische Unterwürfigkeit, seiner jedesmaligen Herrschaft treu ergeben, und sogar gewissenhaft in Absicht fremder Eigenthumsrechte, wenn nicht die Reize des Gaumens ihn in eine gefährliche Versuchung stellen. Er bekömmt Kostgeld, jedoch weiß er, daß er bei Abräumung der Tafel nicht strenge beobachtet werden soll, und so bedient er sich ziemlich unbefangen dieser stillschweigenden Erlaubniß. Nur die Fastengesetze mancher Tage machen ihm viel zu schaffen, und die Befreiung davon ist das einzige, was ihm an unserer Ketzerhaftigkeit beneidenswerth erscheint. Denn der unbequeme und jedesmal für ihn unglückliche Kampf gegen unzeitige Reizungen der Eßlust, behelliget ihn nur zu oft und beinah fortwährend mit allerlei büßenden Abrechnungen. Jedoch strebt er sorgfältig, dergleichen Uebertretungen fremden Blicken, wo der Eindruck bleibend ist, zu entziehn; mit Gott weiß er schon fertig zu werden. Ich überlasse es ihm zuweilen, wenn mich kein besonderer Zweck bestimmt; meine Spazierfahrten zu leiten, und wenn mich sein Vorschlag zum Laterane (Th. II. S. 153.) verweiset, so ist

mir dies unfehlbar eine Anzeige seines preßhaften Gewissens, und ich sehe ihn dann mit seiner beschwerlichen Corpulenz die heilige Treppe (Th. II. S. 160) ächzend und seufzend auf seinen Knieen hinauf klimmen. Vor einer offen daliegenden Börse ohne Zeugen, wird er vorbei gehn, ohne die Hand auszustrecken, aber nicht vor einem offenen Speisegewölbe; denn da lauert auf ihn ein böser Geist, dem er nicht gewachsen ist. In einen sehr schlimmen Handel verwickelte ihn vor wenig Tagen dieser Geist. Ich war zur Villa Mellini (Th. II. S. 372.) gefahren. Mein Francesko, so will ich ihn nennen, hatte sogleich mit geübtem Auge ein Nest voll Hühnereier entdeckt; er konnte nicht wiederstehn, die Eier zu nehmen, und packt sie, ich weiß nicht mit welcher Geschicklichkeit, in die Tasche. Bei unserer Zurückkunft vom Spaziergange in die Villa bemerkte der Kastellan seinen Verlust, der ihm vermuthlich von einem entfernten Beobachter verrathen war. Der Beraubte klagte mir mit ziemlicher Heftigkeit den Vorfall, und behauptete mit großer Zuversicht, daß einer unter meinen Leuten der Thäter sey. Diese zürnten und verlangten Untersuchung auf der Stelle; dies geschah, doch Francesko, entfernte sich unter dem Vorwande, die Eier zu suchen und legte den Raub ab. In meiner Wohnung stellte ich ihn unter vier Augen gelassen zur Rede; wobei er mir denn gestand, daß er die Eier genommen, um damit einen Fasttag zu begehen, und folglich Gott

einen Dienst zu leisten. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß Gott keinen Gefallen haben könne an einem Dienste, der mit dem Flecken eines solchen Unrechts behaftet sey. Er schwieg zwar, doch zweifle ich sehr, ihn für meine Meinung gewonnen zu haben.

Den 12. März.

In den stillen Wochen der Fastenzeit wird alles noch stiller, als sonst in der Stadt. Einzelne Menschen, besonders Frauen, wandern mit ihren Rosenkränzen den Kirchen zu, und Bettler schreien ihnen nach: diese treiben fort und fort ihr trauriges Gewerbe; einträglicher vielleicht jetzt, wo die gesteigerte Andacht hoffentlich auch wohlthätiger und barmherziger ist. Indessen unterscheiden sich die Tage der Enthaltsamkeit und Stille von jener Zeit, wo sich das Leben freier bewegt, nicht so sehr, als ein Fremder etwa glauben könnte, der in den Fasten nach Rom käme; er verweile länger, und er wird bald inne werden, daß hier ein Priesterregiment walte, das in manchem Betracht schlimmer wirkt als ein soldatisches, welches durchaus zu wenig des Heiligen achtet.

Was Regierungsverfassung bewirkt, läßt sich bei der flüchtigen Vergleichung zwischen Rom und Berlin wahrnehmen: die Regsamkeit der ersteren Stadt verhält sich zur Thätigkeit der letzteren, wie das schleichende Daseyn des Greises zu der lebhaften Behendigkeit des frischen Jünglinges, der mu-

thig und rasch dahin schreitet durch das reizende Leben; und gleichwohl liegt in dem Zahlenverhältnisse der Volksmenge beider Städte höchstens ein Unterschied von zehn bis funfzehn tausend Menschen, die Berlin mehr haben kann. Man lasse den Fremden durch die Straßen gehn, und er wird kein reiches Waarengewölbe voll thätiger Menschen bemerken. Anstatt der Betriebsamkeit an die sein Auge gewöhnt ist, sieht er das müßige Volk am Wege stehn; keine rührige Bewegung eiliger, geschäftrüstiger Menschen erblickt er; aber Reihen von Prozessionen ziehen langsam an ihm vorbei: überall zerstreutes, verzetteltes Daseyn. Industrie und Betriebsamkeit nirgend. Einige Antiken- und Bilderhändler, einige Mosaikarbeiter und andere Künstler fristen von einem Tage in den andern, zum Theil sehr kümmerlich, ihr Leben. Die Handwerker sind Ausländer, die Becker besonders sind Schwaben. Der Handelsverkehr ist unbedeutend; vom Buchhandel ist gar nicht die Rede. Die Regierung scheint vor allen diesen Mängeln die Augen zu schließen: sie muntert nichts auf, sie begünstiget nichts, mit einem Worte: sie thut nichts, was eine nützliche Thätigkeit herbeiführen könnte. Die Erziehung der Jugend und der öffentliche Unterricht sollen, wie mich Kenner versichern, auf die alte herkömmliche, unfruchtbare Weise betrieben werden. So ist es im Innern der Stadt; der Beobachter gehe zum Thore hinaus: und er tritt in eine menschenleere todte Wüste, von fruchtlosen unbewohn-

ten

ten Hügeln umgeben; auf den schönen Landstraßen wird ihm hin und wieder ein Karrn mit Oel- oder Weinfässern beladen begegnen. Genistastauden blühen, wo Kornähren sich drängen könnten; nur sehr selten wird er ein wohlbestelltes Getraidefeld antreffen. Auch über dieses Hauptgebrechen ist wiederum, nicht sowohl die gegenwärtige Regierung, als das, auf sie vererbte, System anzuklagen. Seit 160 Jahren besteht ein Gesetz, welches den Alleinhandel mit Getraide der päbstlichen Kammer zuspricht *). Jeder Einwohner ist diesem Gesetze zufolge gezwungen, das Korn, welches er erzeugt, an die päbstliche Kammer gegen einen, von ihr willkührlich bestimmten, Preis abzuliefern, und die Kammer versorgt die Bäcker, von denen das Publikum das Brod kaufen muß. Dieselbe Bewandniß hat es auch mit dem Oel, wobei überdies noch,

*) Das Gesetz rührt von Innocenz dem zehnten oder vielmehr von Donna Olimpia seiner Schwägerin her, die statt seiner regierte. Das Andenken dieser Frau ist den Römern sehr verhaßt. Nicht genug, daß das Volk ihre Seele zur Hölle fahren läßt, ihr Körper darf auch im Grabe nicht ruhn; er muß, nach der Volkssage, zu Zeiten die verdammte Seele wieder in sich aufnehmen, und auf einem Flammenwagen, mit feurigen Rossen bespannt, brausend die Lüfte durchfahren, und ihren ehemaligen Wohnsitz, die Villa Pamphili (Th. II. S. 379.) umziehn, damit sie ja nicht der Stellen vergesse, wo sie ihre Frevel ausgebrütet. Dies ist die einzige Gespenstergeschichte, die ich in Rom gehört habe.

d. Verf.

wie mir von glaubwürdigen Personen gesagt wurde, Vermischungen des guten Oels mit schlechtem gewöhnlich seyn sollen. Jedes ausschließende Recht ist ein Unrecht, ein ausschließendes Handelsrecht ist das schlimmste: es bevollmächtiget den Wucher. Je mehr Einzelne dadurch benachtheiligt werden, desto unerträglicher, desto widerrechtlicher wird das Monopol, desto größer der Spielraum, den es dem Wuchergeist öffnet. Eine Regierung, die den Wucher zu bestrafen verpflichtet ist, wie wird sie auf das Volk wirken, wie kann sie vor der Gerechtigkeit sich verantworten, wenn sie selbst ausschließenden Wucher treibt, und wenn dieser besonders das Brod trifft. Eine solche Einrichtung muß nachtheilig auf den Ackerbau wirken: denn wer wird sich gern mit einem Geschäfte befassen, wobei ihm der Erwerb nur kärglich zugemessen wird von einer fremden Hand, die den größeren Gewinn davon für sich hinweg nimmt. So kam es, daß der Ackerbau nach und nach immer mehr in Verfall gerieth, obgleich nicht zu leugnen ist, daß andere noch fortwirkende Ursachen vieles dazu beitrugen; die Entvölkerung zum Beispiel, welche durch Krieg, innere Zerrüttungen und Mönchswesen herbeigeführt wurde. Der Eindrang der Barbaren zerstörte früherhin die Aquädukte, und der dadurch entstandene Wassermangel vertrieb die Bewohner des Landes, oder verhinderte deren Rückkehr; denn dem Mangel an Feuer und Wasser wird vorzüglich die Entwickelung der bösen Luft zugeschrieben. Hätten die Päbste voriger Zeiten die reichen

Einkünfte des Kirchenstaates, welche von Nepoten verschlungen, und durch andere Verschwendungen vergeudet wurden, auf die Herstellung der Aquädukte verwendet, so würden die römischen Fluren nicht so verödet da liegen. Eine weise Ersparniß der Staatseinkünfte, wie sie auch jetzt vermindert seyn mögen, wird hoffentlich in ruhigeren Zeiten die Abhülfe dieses Uebels bewirken. Uebrigens ist die Regierung sanft: möchte sie dies immer seyn, ohne in Schläfrigkeit auszuarten. Die Abgaben sind vielleicht in keinem Lande so gering, und deren Erhebung so milde, als im Kirchenstaate.

Die Polizei liegt den sogenannten Conservatoren ob, die den Stadtrath bilden, und auf dem Kapitole ihre Sitzungen halten. Sie bestimmen den Fleisch- und Brodpreis und entscheiden die, bei solcher Gelegenheit entstehenden, Händel. Uebrigens macht ihnen ihr Amt eben keine schlaflosen Nächte, wenn gleich kein Wächter die dunkeln Straßen durchwandert, und das wachhabende Militair ziemlich bequem seyn soll. Man erzählte mir von einem Soldaten, der bei der Waffenübung den Unteroffizier ziemlich verdrießlich fragte: — quanto dura questa storia? (wie lange soll das Ding noch dauern?) — Für die Säuberung der Straßen müssen die Platzregen sorgen, und da das nicht immer zu rechter Zeit geschiehet, so ist der Fußgänger einer schlimmen Unbequemlichkeit ausgesetzt, besonders zur Nachtzeit, wo er bei dem unwirksamen Lichte der Andacht, welches hin und wieder an ei-

nem Marienbilde schimmert, nur eben sehen kann, wie dunkel die Nacht ist.

Es legt wohl ein günstiges Zeugniß für ein Volk ab, daß bei so wenig Aufsicht, nächtlicher Unfug dennoch eine Seltenheit ist. Was würde in andern Städten unter solchen Umständen geschehen! Bei meinem vierzehn monatlichen Aufenthalte in Rom habe ich von keinem Einbruche oder nächtlichen Diebstahle gehört. —

Die Rechtspflege ist unter mehrere Stellen vertheilt: der Senator auf dem Kapitole (Th. II. S. 21.) ist die erste Instanz. Die Ruota ist ein höchstes Gericht. Von eigentlichen Bestechungen der Richter, wie ehemals in Polen, wo die Aussprüche geradezu dem Meistbietenden verkauft wurden, hört man in Rom nichts; desto mehr aber von sogenannten Protektionen, die den Bestechungen gleich zu stellen sind. Das Fürwort eines bedeutenden Mannes vermag der richterlichen Entscheidung eine Wendung zu geben, die dem, sich selbst überlassenen, Rechtsgange entgegen gesetzt ist. Die Gewohnheit solcher Unordnungen hat sich tief in den Zusammenhang der Verfassung verflochten. Indessen sollen Unziemlichkeiten dieser Art unter der gegenwärtigen Regierung, wo kein Nepote oder Liebling des Pabstes mitzusprechen hat, selten vorfallen. Das genügt aber nicht; entwurzelt müssen sie werden.

Die Bücher-Censur ist dem Inquisitionsgerichte unterworfen, und für den Fremden weit we-

niger drückend, als in den Oestreichischen Staaten. Uebrigens kommt die Milde der päbstlichen Regierung dem Reisenden sehr zu statten. Er wird durch keine unbequeme polizeiliche Maaßregel belästiget und beunruhiget. Beim Einlasse wird man nicht, wie in den Städten der Preußischen Lande auf eine harte Weise am Thore gleichsam aufgefangen, und, man mag krank seyn oder nicht, wie ein Verbrecher, unter militairischer Bedeckung, zur peinlichen Frage nach einem Orte abgeführt, wo sich der Fremde gefallen lassen muß, wie mit den Sachen, die er bei sich hat, umgegangen wird. Solche Härte liegt freilich nicht im Sinne der obersten Behörden der wahrhaft väterlichen Preußischen Regierung; aber die Sanftheit und Humanität der Regierung zu Rom theilt sich auch ihren Unterbeamten mit.

Den 16. März.

„Wo viel Leben ist, da ist viel Sünde.“ Es liegt, wie mir scheint, viel wahres in diesem Satze, der nicht sowohl von der größeren Menschenmenge, die sich durch einander bewegt, als von der Thätigkeit und Regsamkeit dieser Bewegung selbst abgezogen ist. Aber sollte um deswillen einem Staate, oder einer großen Stadt eine solche Hemmung der Betriebsamkeit, wie man sie in Rom wahrnimmt, zu wünschen seyn? — das sey fern! Es kommt hiebei alles — um das rechte zu treffen — auf eine möglichst zwanglose

Verfassung an; auf Gesetze, die der Grundstimmung der menschlichen Natur nicht so sehr entgegen sind, daß die Uebertretung irgend einer Vorschrift zu leicht als eine nothgedrungene Handlung erscheinen kann; und endlich ist es die redliche Verwaltung der Gesetze selbst, die jede beßre Einrichtung erst mit der Vollendung krönt. Ich gestehe gern, daß dies alles zusammen genommen keine geringe Aufgabe für eine Regierung ist; indessen habe ich sie dennoch theilweise hier und da gelöset gefunden, und sehr wohlthätige Folgen davon wahrgenommen: weshalb das Streben danach nie aufgegeben werden sollte. Welch ein Gewinn, welch ein Seegen für das Gemeinwohl der Menschheit würde sich ergeben, wenn einer weisen und wohlverwalteten Gesetzgebung die erwärmende Kraft solcher geläuterten Religionsgrundsätze zu statten käme, die keinen offenen Tilgungsfond für Sündenschulden dem Leichtsinne und den Leidenschaften darböten! Hiernächst versteht es sich wohl von selbst, daß die in den verschiedenen Abtheilungen der öffentlichen Verwaltung nothwendige, Aufsicht nicht in eine bevollmächtigte Auflauerey gesetzt werden darf, wie solche in Frankreich, unter Napoleons Herrschaft alle Zweige der Staatsverwaltung durchschleicht, und wie sie vormals in Toskana unter Leopolds Regierung ihr Wesen trieb, (Th. I. S. 264.) wodurch der sittlichen Stimmung des Volkes unendlich geschadet wird *). Nach diesen

*) In einem Lande, welches im Rufe einer geprüften

wenigen Betrachtungen wende ich mich nun zu dem gegenwärtigen Zustande der Römer. Welche Vorurtheile, aus übertreibenden Erzählungen geschöpft, der Fremde mit hieher bringen mag, welche Eindrücke des Wegzuwünschenden, des Ungebürlichen und Mangelhaften ihn zur Unzufriedenheit gestimmt haben mögen: so wird dennoch, je länger er unter diesen Menschen lebt, sein Verhältniß zu ihnen desto befreundeter und steigert sich immer mehr zu einem anziehenden innigen Bedürfnisse, welches ich besonders in Neapel erfuhr, wo ich täglich durch einen auffallenden Gegensatz, zum Vortheile der Römer, an die letzteren erinnert wurde. Schon das Aeußere des Römers kündiget etwas an, das für ihn einnimmt. Wenn er, gleich den übrigen Italienern, in Höflichkeits-Benennungen, besonders gegen Fremde, verschwenderisch ist, so erscheint er doch in allem Uebrigen natürlich und nicht kriechend.

Regierungsweisheit steht, kam mir ein Gesetz vor die Augen, das mir eine auffallende Unstatthaftigkeit zu enthalten schien: es betraf ein Ausfuhrverbot. Die Besoldung der Aufseher war aber blos auf die Strafgelder angewiesen. — Welche Verkehrtheit! — Die Erhaltung der Wächter eines Gesetzes von der Uebertretung desselben abhängig zu machen, und folglich das Vergehen als nothwendig vorauszusetzen! Was aber die Unwürdigkeit dieses Gesetzes noch steigert, ist, daß in der Abfassung der Verordnung von dieser Besoldung kein Geheimniß gemacht wurde, wodurch man also gewissermaßen das Volk zur Abfindung mit den Aufsehern einlud.

d. Verf.

Er ist wohlgebaut, seine Haltung frei, sein Gang stolz; und sein feuriger Blick verräth einen Trotz, der sich nichts bieten läßt, und begeistert sehr den Ausdruck seiner Geberdensprache. Die Mäßigkeit erhält ihn frisch, wohlgemuth und lebhaft, bis ins hohe Alter. Ich habe in allen Ständen Greise, voll Kraft und reger Lebensfülle, gefunden. Ein Fleischer in den achtziger Jahren trat einem entflohenen Stier in den Weg, ergriff ihn bei den Hörnern, und warf ihn danieder. — Was nun das weibliche Geschlecht betrifft: so steht es dem männlichen an Gestalt und Wesen vollkommen römisch gegenüber. Schon in der Farbe und in den Zügen des Gesichtes unterscheidet sich die Römerin von der nordischen Frau: die Farbe hat bei jener nicht das blendende Weiß, dagegen bilden die kräftigen Züge eine gewisse Einheit, und keiner tritt einzeln hervor. Das Auge der Römerin ist groß, feurig und lebhaft; der Blick ist beseelt und nicht selten leidenschaftlich zu der Geberdensprache stimmend. Der Kopf hebt sich wohlgehalten und gleichsam gebieterisch aus den Schultern hervor. Im ganzen Körperbau herrscht Uebereinstimmung und dieselbe Einheit, die in den Gesichtszügen wahrgenommen wird. Der Gang der Römerin ist nicht eilend, sondern edel fortschreitend; und in ihrer ganzen Haltung offenbaret sich mehr Bestimmtheit als Zierlichkeit; mehr Würde als Grazie. Oefter ist mir eine Junogestalt, als eine Hebe

begegnet. — Nur die nordische Matrone dürfte der römischen den Preis abgewinnen.

Die höhern Stände in Rom, von denen ich bereits in meinen früheren Bemerkungen (Th. II. S. 408) manche Eigenthümlichkeit, in Ansehung des geselligen Tones und des Geschmackes, angeführt, haben von jeher der französischen Modetyranney nur zögernd nachgegeben. Man sieht daher in ihren Palästen und Villen Geräthe, Thüren und Fenster, an denen ein sehr veralteter Geschmack sein Andenken fortsetzt, wodurch sich schon die Vermeidung jedes anderen Aufwandes andeutet. Ihr ganzer Prunk besteht einzig in einer Schaar von Dienern, welche wie man mich versichert, schlecht bezahlet werden, indem sie auf Trinkgelder angewiesen sind, und andern Erwerb nebenher treiben sollen. Der Prachtgenuß vornehmer Familien beschränkt sich auf die, von den Vorfahren ererbten, Kunstschätze, Paläste, Villen und Landgüter. Der Ertrag der letzteren wirft, wegen des verderblichen Getraide-Monopols der päbstlichen Kammer, bei weitem so viel nicht ab, als in andern Ländern, wo der freye Kornbau vielmehr aufgemuntert, als erdrückt wird. So leben die Familien denn zurückgezogen unter sich, geben höchst selten große Feste, die nur zum Wetteifer in Prunkausstellungen Gelegenheit darbieten. Auch kommen sie nicht, wie es wohl im Norden üblich ist, mit Einladungen den Fremden entgegen, jedoch sehn sie diese gern in ihren sogenannten Conversationen

(Th. II. S. 408.) wo sie zuvorkommend, gefällig und gemüthlich den Fremden aufnehmen. Ich selbst habe mich würdiger Genüsse aus dem Umgange mancher edlen Famile zu erinnern. Uebrigens ist auch hier der Cavaliere servente eine Person, die zum Anstande, zum guten Tone (dignità) gehört, und oft, wie ich aus eigener Wahrnehmung bemerkt habe, der Dame, die er umgiebt, lästig wird: sie darf aber, ohne den Anstand zu beleidigen, ihn nicht entfernen. Die Römer meinen, daß eben dadurch gewissen Unordnungen am besten vorgebeugt werde, und daß derjenige, der in solcher Sitte etwas Unwürdiges argwöhnen könne, ein tiefes Sittenverderben in sich tragen müsse.

Noch auffallender, als der höhere Stand, unterscheiden sich die übrigen Volksklassen der Römer von Teutschen, Engländern, Franzosen und selbst von andern Italienern. Den Römern ist eine leichte Beweglichkeit geistiger Kräfte, ein lebhaftes Gefühl, und Tiefe der Empfindung eigen. Obzwar er diese Naturgaben mit andern Italienern gemein hat, so erscheinen sie bei ihm doch in einer gewissen Veredlung, welche sich durch die ganze Volksklasse verbreitet, und darum keinen sonderlichen Abstand in den Stufen des Sittenverhältnisses unter den verschiedenen Ständen wahrnehmen läßt. Der Mensch aus dem gemeinen Haufen drückt sich aus, wie der Mensch aus den höheren Ständen, und dem gemäß ist auch sein Betragen. So wie nun eigentlich keine Pöbelspra-

che im römischen Volke gehört wird, so kommen auch keine groben Ausbrüche einer niedrigen Pöbelhaftigkeit daselbst zum Vorschein, und man könnte unbedenklich behaupten, daß es in Rom eine unterste Volksklasse, aber keinen Pöbel gebe. Was zu dieser Stimmung mitwirkt und sie unterhält, ist der Römerstolz, der sich gern des alten Namens erinnert, ein Stolz, an dem auch das weibliche Geschlecht Theil nimmt. Eine Römerin, der man etwas unwürdiges zutraute, rief mit edlem Zorne aus: io sono Romana. Eine andere sagte, als, nach ihrer Meinung, die Königin von Neapel in Rom zu wenig auf das umstehende Volk achtete: „— die weiß wohl nicht, „daß vormals gefangene Königinnen im Triumphe „durch diese Straßen geführt wurden!“ — Einem so starken Selbstgefühle kommt noch eine beständige Nüchternheit zu statten, eine Mäßigkeit in Genüssen, die den Römer nicht leicht aus dem Gleichgewichte fallen läßt: und dies alles zusammengenommen hält wirksamer, als die Religion, so wie sie hier gegeben wird, jene groben Uebertretungen der Gesetze zurück, welche in andern Städten so häufig vorfallen. Man hört freilich von blutigen Auftritten der Rache; dagegen aber sind die Folgen der Trunkenheit, Handlungen der Gaunerei, des Betrugs und der Dieberei seltene Erscheinungen. Der Römer verzeihet den Mord, nimmt den Mörder in Schutz. Den Dieb stößt er von sich, und überläßt ihn der Gerechtigkeit.

Es wird in London, in Paris, Berlin, Dresden und andern Städten in Einem Monate unstreitig mehr gestohlen, als in einem Jahre zu Rom. Während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in dieser Stadt, kam ein einziger Diebstahl zur Untersuchung. Der Thäter war ein Genueser. Auch muß es wohl aus dem Zutrauen der Erfahrung kommen, daß Thüren und Fenster äußerst leicht verwahrt sind. Und sogar zur Zeit des Carnevals, welches an andern Orten eine Gelegenheit mehr zu Diebstählen seyn würde, verläßt man sorglos die unverschloßne Wohnung.

Was die Unordnungen in dem Sittenverhältnisse der Männer zu den Frauen betrifft, so ist wohl zu vermuthen, daß die Römer an dem Leichtsinne des heutigen Geschlechtes auch ihren Antheil genommen haben. Besonders trägt das Gerücht den verheyratheten Frauen häufige Verletzungen der ehelichen Treue nach. Diese Vorwürfe sind nicht ungegründet; aber doch, wie ich, nach Zusammenstellung der gültigsten Zeugnisse, behaupten kann, von Reisebeschreibern sehr übertrieben worden. — Dagegen sind die Töchter einer sehr strengen Aufmerksamkeit unterworfen, und diese liegt, seltsam genug, nicht sowohl den Müttern, als den Vätern ob, welches freilich ein schlimmes Zeugniß für die ersteren ablegen könnte; doch sollen auch hier bedeutende Ausnahmen statt finden. Von dem Vater wird die Tochter mit scharfem Blicke beobachtet. Er wird nicht säumen, den jungen Menschen,

der zu ihrem Fenster allzu bedeutsam hinaufgrüßt, sogleich zur Rede zu stellen. Nirgends und nie ist eine solche junge Person sich selbst überlassen. Sie wird, wo sie zu thun hat, überall von dem Vater begleitet. Ein Beweis dieser Sitte ist zu meiner eigenen Erfahrung gekommen. Die Tochter eines, mir unbekannten römischen Künstlers, war mir ihres musikalischen Talentes wegen gerühmt worden. Ich ließ die junge Person zu einem Theeabende bei mir einladen. Sie erschien in Begleitung ihres Vaters, der sie mir auf eine feine Art vorstellte; und mir war es überaus angenehm, die Bekanntschaft eines so schönen, liebenswürdigen Mädchens von so sanftem, edlen Betragen zu machen. Ueber das ganze Wesen der jungen Person war eine Anmuth verbreitet, die durch Züge der Bescheidenheit erhöht wurde. Die zarte Schüchternheit, mit der sie auftrat, überzog mit einem leisen Erröthen ihr holdes Gesicht, und war eine Grazie mehr, um ihre Lieblichkeit zu schmücken. Der Ton ihrer Stimme, auch wenn sie sprach, hatte schon etwas weich melodisches, aber ihr Gesang zur Guitarre war in der That ergreifend. Während die Tochter sang, hatte sich der Vater in einen Winkel des Zimmers zurückgezogen. Die Verbindlichkeiten, die, seiner Tochter wegen, ihm gesagt wurden, nahm er mit einer stillen Verbeugung an, war aber nicht zu bewegen, sich unserm Kreise näher anzuschließen. Dasselbe Betragen beobachtete er bei jedem wiederholten Besuche, den seine Tochter mir machte. Ueberhaupt ist in Ita-

lien, und besonders in Rom in den Bürgerhäusern, das Verhältniß des Gatten zur Gattin ganz anders gestellt, als es sonst irgendwo angetroffen wird. Der Mann besorgt die Geschäfte des Hauswesens und selbst die Küche. Ja die Pflege der Kinder sogar übernimmt er, während die Frau der Leserey obliegt, oder müßig am Fenster steht, oder mit der Nachbarin plaudert. Es ist befremdend und rührend zu sehen, wie der Hausvater sein zartes Kind in einen langen blauen Mantel gehüllt, im Arme trägt, und damit vor der Hausthür auf und abgehet. Indessen sind mir doch mehrere Ausnahmen von dieser Gewohnheit vorgekommen, auch trifft man Frauen an, die ihrem Hauswesen selbst vorstehen.

Ich habe oben die Lebhaftigkeit des geistigen Vermögens erwähnt, welches dem Italiener eigen ist; bei dem Römer aber durch Feinheit, Schärfe und Geübtheit des Sinnes sich auszeichnet, und überhaupt in einem bedeutenden Grade der Ausbildung hervortritt, die er einer Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht verdankt, und welche ursprünglich von den merkwürdigen Umgebungen ausging. Zu ihm reden die Steine; die verehrten Reste der alten Kunst geben ihm Geschmack und schärfen seinen Sinn, seinen Verstand. Es trete jemand betrachtend zu irgend einer alten Statue, oder zu einem andern Ueberbleibsel der Vorzeit, so wird ein Unbekannter — ein Landmann vielleicht, der zufällig des Weges daher schreitet, sich ihm nä-

hern und von der Bedeutung des betrachteten Gegenstandes zu ihm sprechen. — Mit diesen Anregungen verbindet sich noch die herkömmliche, sehr allgemein verbreitete Bekanntschaft mit der älteren italienischen Literatur. —

Die Tochter unsres Wirthes, eines Maurergesellen, in Lariccia fand großes Vergnügen daran, uns ganze Akte aus dem Metastasio vorzudeklamiren.

Die witzigen Fragen und Antworten, die zwischen Marforio und Pasquino gewechselt werden, sind gewöhnlich Erzeugnisse des Volkes.

In den geringsten Wirthshäusern ergötzet der gemeine Mann sich an improvisatorischen Unterhaltungen. Einer meiner Freunde hatte dem Wettstreite in Wechselgesängen aus dem Stegreife zwischen zwei Schiffsknechten beygewohnt, und theilte mir ein sogenanntes Heldengedicht aus solchem Musenverkehr mit. Der Gegenstand des Gedichtes ist die Aufnahme eines heilig gesprochenen Mannes in das ewige Paradies. Der neue Himmelsgast tritt in die Versammlung der Seligen, und wird mit allem Aufwande, den die Herrlichkeit des Himmels aufzubringen vermag, empfangen. Der Satan, der dem guten Heiligen in seiner Pilgerschaft auf Erden schlimm genug zugesetzt hat, um ihn dem Himmel zu entwenden, wird vorgefodert und zum Boten bestellt, von der Ankunft des neuen Heiligen den übrigen Himmelsbewohnern Kunde zu bringen. Dem Satan kann dies Geschäft nicht anders als

höchst widerwärtig seyn; und sein Benehmen im Kampfe der äußerlichen Unterwürfigkeit mit dem geheimen inneren Widerwillen ist possirlich genug geschildert. Der Teufel richtet sein Geschäft nicht ohne alle Teufeley aus, und wird nachher zur Hölle zurückgeschickt, indem ihm Gott der Vater noch einige tüchtige Verweise auf den Weg mitgiebt. Wie abentheuerlich das Ding sich auch darstellt, es verräth doch Bekanntschaft mit der guten italienischen Poesie.

So weit reichen die Lichtpunkte der römischen Volkseigenthümlichkeit. Ich darf ihre Gegenseite nicht übersehen. Neben jenen Geistesvorzügen wohnet diesem Volke eine Tiefe der Empfindung bei, die an sich eine preiswürdige Naturgabe ist; in dem Herzen des Römers aber wird sie zu der furchtbaren Eigenschaft, welche ihn fähig macht, seinen Zorn so lange fortbrennen zu lassen, bis die Glut der Rache in dem Blute dessen gelöscht ist, der seine Persönlichkeit verletzt hat. Doch auch um diesen Schattenpunkt im Charakter des Römers, schwebt ein Schimmer von Menschlichkeit. Der Mörder, wenn seine Rache befriediget ist, wird sogleich nach vollbrachter That zu dem nächsten Geistlichen eilen, um eine Messe für die Seele des Ermordeten auf seine, des Mörders, eigene Kosten lesen zu lassen. Nur höchst selten sind jene schauderhaften Auftritte, wo die Rache ihren Gegenstand bis über die Grenzen dieses Lebens hinaus verfolgt; (Th. II. S. 151.) wohlberechnete und weise geleitete

leitete Polizeimaaßregeln — die freilich damit anfangen müßten, die Zufluchtsorte der Verbrecher aufzuheben, würden dem Uebel der blutigen Selbstrache kräftig und treffend entgegen wirken. Ein anderer Vorwurf, der dem Charakter der Römer mit Recht gemacht wird, ist der Hang zum Müßiggange. Dieser Fehler, in so fern er die Wirkung einer südlichen Natur übersteigt, und übrigens nicht von der Regierung veranlaßt wird, ist ihnen durch eine Art Ueberlieferung zugekommen. Zweimal, in sehr verschiedenen Stellungen, durfte Rom sich die Herrin der Welt nennen, und hieraus das angebliche Recht herleiten, sich von der Unterworfenen ernähren zu lassen. Zuerst stand die Königin der Städte mit den Waffen der Gewalt ausgerüstet, zwingend den Völkern des Erdbodens gegenüber. Während der Herrschaft der republikanischen Zeit, und späterhin unter dem Joche der Kaiser, mußten Campanien, Sicilien und Sardinien, und als ersteres eine Vorstadt Roms geworden war, letztere beiden Inseln ihre Ackerleute verloren hatten, die afrikanische Küste und Aegypten ihre Kornerndten an Rom abliefern; und Getraidevertheilungen waren nach und nach zur gewohnheitlichen Sitte geworden, von der auch die despotischen Cäsaren, die das Volk wenigstens bei guter Laune erhalten zu müssen glaubten, nicht abwichen. Endlich, aus dieser Stellung verdrängt, benutzte die lauschende Herrscherin Roma, der Unwissenheit dicke Finsterniß, und richtete immer dau-

ernder das Reich der Dunkelheit gründend, unvermerkt, und gleichsam bei nächtlicher Weile, einen neuen Thron auf. Bald trat sie im künstlichen, trügerischen Glanznebel der Heiligkeit immer kühner hervor: die Hierarchie war vollendet. Nicht, wie das erste Mal, zwingend, sondern täuschend, mit dem angeblichen Fluche des Himmels bewaffnet, herrschte sie jetzt. Sie maßte sich eine willkührliche Gewalt über die Geister an; erlaubte sich die Vernunft, welche ihre Behauptungen zur Rede stellen konnte, für eine Rebellin gegen Gott zu erklären, um deren Gefangennehmung zu rechtfertigen; dann foderte sie blinden Glauben an ihre Verkündigungen und unbedingten Gehorsam für ihre Machtsprüche. Freventlich vermessen bot sie Güter der Ewigkeit an, um solche durch zeitliche sich reichlich vergelten zu lassen. Für Sündenerlaß, für einzelne Lossprechungen von kirchlichen Satzungen, für geheiligte Knochen, die man Reliquien nannte, für geweihte Bischöfliche Mäntel und dergleichen mehr, strömten unermeßliche Spenden nach Rom, die durch unzählige Kanäle abfließend, sich unter eine Heerschaar geistlicher und weltlicher Müßiggänger vertheilten. Die bürgerlichen Gewerbe wurden vernachlässiget, indem beinahe jeder aus dem Volke irgend eine geistliche Wohlthat erhalten konnte. Wer wird sein Brod erarbeiten wollen, wenn er es ohne den Schweiß seines Angesichtes haben kann? So ging

es fort und fort, bis endlich die Vermessenheit alle Haltung überschritt und Fürsten und Völker aufgeschreckt wurden aus der Nacht des Aberglaubens, die aller Augen bis dahin bedeckt hatte. Die reiche Quelle der Spenden verschwand, die aus ihr geschöpft hatten, blieben und vererbten den herkömmlichen Müßiggang auf ihre Nachkommenschaft, die sich immermehr in Armuth und Bettelei auflöset. Aber es wird anders werden in Rom, wenn einmal der Römer sich gewöhnt haben wird, sein Brod von seinen eigenen Händen zu fordern *).

*) Wer wird nicht gern diese, die Kehrseite doch auch nicht verhüllende, Schutzrede der Römer lesen, in welcher wir so gern die ehrwürdigsten Repräsentanten des so vielfach abgestuften, sich aber doch in vielen Hauptzügen überall gleichenden italienischen Charakters anerkennen. Was Frau von Stael in ihrer Corinna livre VI. ch. 3. p. 212 ihrer Heldin nur im Streit Neleil in den Mund legt, wird hier gründlich erwogen, und nach allen Seiten beleuchtet. Jedermann erinnert sich noch, wie seit Archenholz, wo es blos um des Contrastes willen, oder weil ihm persönlich dort viel Verdruß widerfuhr, die ausgearteten Italiener zu schmähen anfing, viele im Chor einstimmten. Darauf hat schon der achtungswürdige Verfasser der Fragmente über Italien aus dem Tagebuche eines Deutschen (Tübingen 1798) Th. I. S. 39. f. f. mit siegreicher Consequenz geantwortet. Hätte Fernow den zweiten Theil seines Sittengemäldes von Rom vollenden können, so würde auch unser redliche, aber etwas grämliche Fußwanderer Seume, manches harte Wort

Vor einigen Tagen fuhr ich an einem großen Ackerfelde voll herrlicher Aehren vorbei, von dem mir ein Freund sagte, daß es noch vor drei Jahren wüste gelegen, und ein wildes Jagdrevier gewesen sey. Dieser Anfang des besseren zeigt schon, daß die Römer nach und nach inne werden, was ihnen Noth thut und zu ihrem Heile dient. Von dem gegenwärtigen, für seine Unterthanen so väterlich gesinnten, Pabste ist mit Recht zu hoffen, daß er die, den Ackerbau niederhaltenden Verfügungen seiner Vorfahren aufheben und solche Vorschläge anhören werde, die darauf gerichtet sind, der unterdrückten Thätigkeit des geistreichsten Volkes freieren Spielraum zu schaffen. An weisen Berathungen kann es ihm nicht fehlen.

Den 20. März.

Zu welcher Stufe der Bildung würde sich das römische Volk erheben, wenn zwei Dinge anders gar zurückgenommen haben. Ueber das Geschäft der Cavaliere servente und über den Standpunkt, aus welchem man das Leben der verheyratheten Frauen Roms beurtheilen muß, hat Rehfuß in seinen Briefen II, 133 und an mehreren Orten treffende Bemerkungen gemacht. Vieles hat durch das französische Interregnum eine sehr verschiedene Ansicht gewonnen. Mit Recht hat unsere Verfasserin den Straßenraub, den blos die fremden Heere und die Noth in den letzten verhängnißvollen Jahren so häufte, gar nicht in die Schattenseite des römischen Charakters aufgenommen. B.

wären. Verfassung und Religion. Jene ist eigentlich eine Nichtverfassung, ein bloßes zufälliges Handhaben der obrigkeitlichen Macht. Die letztere, die Religion, die einen Theil der ersten ausmacht, hat bestimmtere Formen, ist der Willkührlichkeit gänzlich entzogen, und wird in einer strengen Abgeschlossenheit eifersüchtig bewacht. Allein bei weitem hemmender wirkt diese auf den Fortschritt des Geistes und die Gemüthsbildung, als jene. Die Religion wie sie hier gegeben und mehr noch, wie sie genommen wird, ist ganz aus dem Gebiete des Herzens hinweggerückt und, unter der Herrschaft der Phantasie, in einen Kreis von Gebräuchen verwiesen, deren Mannigfaltigkeit von der zu ihnen eindringenden Kälte und von der Vergänglichkeit des Eindruckes nicht rettet. Verkennend das Wesen des Christenthums, begnügt man sich damit, dieses in gewisse kirchliche Verordnungen zu setzen, die das Sinnenvermögen ergreifen, die Stimme des höhern Bewußtseyns übertäuben und darum desto unfähiger sind, das Gemüth für das Heilige, für die wahre Erhebung zu Gott zu erwärmen. Der hohe Zweck der kirchlichen Gottesverehrung ist: die Kraft des Willens für die Pflichten des Lebens zu stärken, eine würdige Stimmung für die uns zugemessenen Freuden und Prüfungen hervorzubringen, den Muth im Kampfe gegen Leidenschaften zu beleben, immer mehr den Fortschritt im Guten zu fördern, mit einem Worte: den inne-

ren geistigen Sinn zu erwecken, der in uns kräftig und thätig seyn muß, um das höchste Vorbild eines heiligen Wandels, welches in unserer erhabenen Christusreligion leuchtet, mit Geist und Gemüth recht innig zu erfassen. Solche Wirkungen sind aber nicht von gewissen Förmlichkeiten, sondern einzig von der eindringenden Lehre, von dem lebendigen Worte des Christenthumes und den Gnadenmitteln zu erwarten, deren heiligende Kraft, das ist: ihr Einfluß auf die Gesinnung, sich nicht unbezeugt lassen wird an dem redlichen Gemüthe, wenn dieses zuvor durch jene weihende Lehre vorbereitet, und inniger gestimmt worden ist, in sich zu erneuern das hohe Gedächtniß der Menschenerhebung! Aber auf die Vorhaltung, auf die Darstellung jener heilbringenden Lehre, auf die klare angemessene Entwickelung ihres Inhaltes, ihres echten Sinnes, der an das Herz dringt und das innerste Leben ergreift, wird zu wenig Aufmerksamkeit gewendet: denn dieser Theil der katholischen Kircheneinrichtung wird, als zum eigentlichen Gottesdienst nicht gehörig, betrachtet, und darum auch vom Volke, als ziemlich gleichgültig verabsäumt und vernachlässiget, woraus dann folgen muß, daß die vorgeschriebenen kirchlichen Obliegenheiten zu einem leeren Formwesen herabsinken, welches gedankenlos, mehr oder minder roh, aufgefaßt und gemüthlos abgefertiget wird. Selbst die Geistlichen, die sich amtlich in diesen Formen bewegen, bringen viel zu wenig Ernst

und äußere Würde zur Behandlung solcher Satzungen mit. Die Worte der Messe, die Taufformulare werden so kalt und mit einer solchen Eile von den Lippen gestoßen, die nur zu sehr das Bestreben, fertig zu werden, verräth. Diese Stimmung nun, auf das innere Heiligthum übergetragen, läßt die wunderlichsten Erscheinungen wahrnehmen. Die Lehre vom Amte der Schlüssel, vom Ablasse, von der Sündenvergebung, wie unbestimmt, wie unvorsichtig werden sie gegeben, wie roh werden sie aufgenommen! Was die erste betrifft, so kann doch wohl nichts anders, als die Lehre, das Christenthum selbst darunter verstanden werden, welches den Eingang zu einem neuen bessern Leben öffnet. Die Lehre vom Ablasse, von der Sündenvergebung, gründet sich auf die Stelle der heiligen Schrift, die da spricht: „Was ihr auf Erden lösen werdet u. s. w.“ Mit diesen Worten kann der göttliche Lehrer, wie mir scheint, nichts anders haben sagen wollen, als: wo ihr die Lehre des Heils, die Lehre von der Erlösung aus dem Joche des Wahnes, des Irrthums und der Sünde ausbreitet, da werden die Menschen gewonnen werden für das Reich Gottes und frei werden am Geiste und Gemüthe. Christus sagt selbst zu einer Sünderin, deren Sinnesänderung er erkannte: deine Sünden sind dir vergeben. Er sagt nicht: ich vergebe dir deine Sünden. Diesem großen Beispiele der erhabensten Demuth entgegen, sollte er den Aposteln und

ihren Nachfolgern eine andere Vollmacht ertheilt haben? —

Wie aber wird diese Lehre gemeinhin gefaßt? Als ein offner Sündentilgungsfond, auf den die Priesterschaft gegen die Gebühren Anweisungen ertheilt. Sollte dies Recht seyn? Sinnesänderung ist die Bedingung der Gnade! Und welche gefährliche Folgerungen sind überdem noch aus dieser angeblichen Priestervollmacht gezogen worden? Man behauptet nämlich und gutmüthige Seelen sprechen es nach: — was die Boten der Religion, die Priester, verkünden, muß unbedingt geglaubt, was sie gebieten und fordern, befolgt und geleistet werden; (Th. IV. S. 80.) alles im Namen der Kirche, die wiederum durch die Priesterschaft dargestellt wird. Die Ermordung der beiden Heinriche von Frankreich wurde durch solche Boten der Religion veranlaßt oder befördert. Ja es fehlte nicht viel, daß Clement, des dritten Heinrichs Mörder zum Heiligen gesprochen worden wäre. Aber der blutigen Eifersucht der sogenannten Kirche genügten nicht einzelne Opfer: sie verfügte Meuchelmorde im Großen. Die gräßliche Verfolgung der Hugenotten unter Karl dem neunten in Frankreich ist ein schauderhaftes Denkmal der Priesterwuth in der Geschichte; und damit ja die Welt die ungeheure Missethat nicht vergesse, damit sie nicht zweifle, von wo sie ausging: so erzählt in breiten Worten eine gotteslästerliche Inschrift am Eingange der Paulskapelle

im Vatikane den entsetzlichen Vorgang. Und noch heutiges Tages, wenn die römisch-katholische Kirche Segnungen ertheilt, so schleudert sie den Fluch nach den Gegenden hin, die sich ihren Satzungen entzogen. Wer erkennet an solchen Zeichen die Religion Jesu, die das Beispiel des Samariters aufgestellt, und die da spricht: „vertraget und liebet Euch unter einander?" Nein, Haß und Verfolgung wollte der Göttliche nicht, der uns beten lehrte: „Vater, vergieb uns, so wie wir vergeben." Ein tiefes heiliges Erschrecken ergreift das wohlgestimmte Gemüth, wenn es, diese Worte betend, einen Schatten von Groll in sich wahrnimmt. Und dennoch konnten Menschen, welche sich zu dieser Religion der Liebe bekannten, Grausamkeiten gegen Andersdenkende gebieten? — „Das sind alte Dinge, wird man sagen, die nicht wiederkehren werden." Wenn auch das erstere, wie doch nicht ist, wahr wäre, wer verbürgt uns das letztere *)? Die fortschrei-

*) Eilf Jahre sind bereits verflossen, seit ich obige Bemerkungen niederschrieb, und jetzt indem ich mir solche wiederhole, dringen von Frankreich die traurigsten Nachrichten von unversöhnlichen Protestanten-Verfolgungen zu uns herein; sowohl durch Privatbriefe, als durch öffentliche Blätter. „Der berüchtigte Mörder mehrerer Protestanten, Treßaillon, heißt es, ist am 12. August wieder zu Nismes angekommen. Der Pöbel empfing ihn in Prozession, an deren Spitze Hoboisten lustige Liedlein bliesen. „Der König der Bourgaden (so hei-

tende Zeit etwa? Einzelne Erscheinungen, welche diese Zeit auftreten läßt, mögen für solche Bürgschaft kein sonderliches Zeugniß ablegen. Kann die Folgezeit nicht verlieren, was ihr die Vorgängerin zubrachte? Kann späterhin nicht wieder das Licht ausgelöscht werden, welches eine frühere Erkenntniß anzündete? Was wird geschehen, wenn es den im Finstern schleichenden Bestrebungen gelingen sollte, ihre Anmaßungen durchzusetzen und neue Macht zu gewinnen; wenn die laut widersprechende Stimme einer bedeutenden Vielheit verstummen müßte? — Was geschieht jetzt noch in jenem Lande der Dunkelheit, wo diese Stimme nicht hindringen darf? Die Zeichen einer wunderlichen Mystik bahnen einen nicht hoffnungslosen Weg jenen Bestrebungen, die zu keiner Zeit ihre vorgeblichen Ansprüche aufgegeben haben, und bald im Verborgenen wirkend, bald kühner aus der Verhüllung hervortretend, ihre Versuche fortsetzen. Mögen wir auf unserer Huth seyn, wirken so lange es Tag ist, und festhalten das errungene Kleinod!!

Den 3. April.

Die festreichen Tage der Osterzeit bringen eine

ßen die Vorstädter von Nimes) ist angekommen!" rief einer dem andern zu. Treßaillon stand zu Lyon und Montpellier vor Gericht, und man kann nicht begreifen, wie dies Ungeheuer, das über vierzig Protestanten ermordete, den Strafgesetzen entgehen konnte." (Correspondent von und für Deutschland 3. October 1816.) d. Verf.

willkommne Abwechselung in das Leben der Römer, welches bis jetzt einförmig, gedrückt und langsam vorüberschlich, zwischen Bet- und Bußübungen, mit denen sie es diesesmal ernsthafter gemeint haben mögen, um damit eine höhere Macht in Anspruch zu nehmen, gegen eine Gewalt, die entschieden genug aus der Ferne her drohet. Der Feierlichkeit des Fußwaschens, die auf den heutigen Tag fällt, habe ich dieses Mal nicht beigewohnt. Ich gestehe es, daß schon die erste, die ich gesehen, keinen solchen Eindruck auf mich machte, der die Erinnerung einer Gemüthserbauung in mir zurückgelassen hätte. Die theatralische Darstellung einer Handlung, die ihrem Wesen nach keinen Pomp verträgt, scheinet mir mehr eine entwürdigende Parodie, als eine schickliche Vergegenwärtigung derselben zu seyn. Dem Beobachter, welcher außerhalb des Heiligthums gewisser kirchlichen Gebräuche seinen Standpunkt hat, müssen solche allerdings ganz anders, als demjenigen erscheinen, welchem, indem er in der Gewohnheit befangen ist, das Nachdenken darüber entschlüpft. So wenig mir nun jede Parodie des Fußwaschens zusagt, so sehr werde ich gleichwohl durch ein gelungenes Gemälde, welches diese Handlung darstellt, angezogen: denn ich finde darin gleichsam die einfache Erzählung der Thatsache, die mich erbauet und zur Demuth auffodert.

Den 4. April.

Unter den Feierlichkeiten der stillen Woche vor

dem hohen Auferstehungsfeste ist keine, die so mächtig auf die Empfindung wirkt, als diejenige des Charfreitages, welche durch Absingung des Miserere, als durch ein höchstes gleichsam gekrönt wird. Sie ist es, die einen unaussprechlichen Eindruck in der Tiefe der Seele zurückläßt, und im Gemüthe die selige Begeisterung wiederholt, die uns dem Erdeleben entrücket, und uns mit dem Vorgefühle der Vollendung erfüllt, in der diejenigen wandeln, welche das Ziel ihres Laufes erreicht und die Arbeit des irdischen Daseyns vollbracht haben.

Ich hörte auch dieses Jahr wieder den erhabenen Gesang in der Sixtinischen Kapelle. Der Reiz der Neuheit konnte die Wirkung dieser heiligen Töne in mir nicht erhöhen. Auch die Gegenwart des Pabstes, die diesmal nicht fehlte, vermochte die Feier nicht zu verherrlichen. Der Eindruck dieses Gesanges beruhet ganz auf sich selbst. Er giebt in sich und durch sich das höchste, welches im Gebiete der Tonkunst sich darstellen läßt.

Dem Altare zur Rechten saß im violetfarbenen Talare der Pabst. Links brannte der Kandelaber mit zwölf Kerzen, von denen die zwölfte, auf den traurigen Fall des Verräthers anspielend, nicht angezündet war. Die Choralgesänge wechselten zwischen den verschiedenen Solostimmen, mit eingeflochtenen Gebeten. Es war dunkel geworden, und nun quoll, wie aus Nachtwolken herab, der hohe Feiergesang, gleich einem Strome von Harmonieen, der in abgeleite-

ten Armen alle Herzen umschlang. Jeder Niederdruck des Lebens schwand vor der Erhebung, zu welcher diese Töne emportrugen. Nur Eine selige Empfindung war es, welche das Gemüth mit der lebendiger gefühlten Allgegenwart Gottes ausfüllte. Das Ganze schloß mit einem segnenden Worte, welches der Pabst, vor den Altar tretend, über die Versammlung aussprach.

Wir gingen zu der festlich erleuchteten Paulskapelle, wo am heiligen Grabe stille Gebete verrichtet wurden. Bei weitem geringer war diesmal die Wirkung, welche der überschwengliche Lichtglanz in mir hervorbrachte. Ich fühlte, daß die Ueberraschung fehlte. Der große Zug bewegte sich nun zur Kirche hinab, wo am Grabe des heiligen Petrus vor dem Hauptaltare wiederum still gebetet wurde. Von oben herab strahlte das flammende Kreuz. Auf einer hohen Tribune, dem Altare zur Rechten, wurden dem Volke allerlei heilige Reliquien vorgezeigt, die in solcher Höhe Niemand zu erkennen vermochte. Aber in meinen Empfindungen klangen fort und fort nur die Töne jenes hohen Gesanges.

Als wir die Kirche verließen, hatte der volle Mond mit seinem stillen Lichte den weiten Raum um uns her übergossen. — Das war eine Tempelerleuchtung! Mein Herz schloß sich weiter und weiter auf vor der Herrlichkeit Gottes, der in der sittlichen, wie in der Naturwelt, unzählige Veranstaltungen getroffen hat, uns zu sich zu erheben.

Den 6. April.

Heute habe ich an dem großen Segensempfange aus den Händen des Pabstes von dem Balkone der Peterskirche Theil genommen. Gegen eilf Uhr Morgens begaben wir uns nach dem, mit Lorbeerzweigen und Myrtenreisern festlich bestreuten, Petersplatze und nahmen unsre Stellung dem Balkone gegenüber, nahe bei dem Obelisk zwischen den beiden Fontainen. Eine unzählbare Volksmenge aus allen Gegenden Italiens fanden wir daselbst schon versammelt. Die päbstlichen Soldaten, in weißen Uniformen und Myrtenlaub auf den Hüten tragend, schlossen vor der Kirche einen großen Halbkreis, aus dessen Mitte Musik erscholl. Aber was für eine Musik? Lustige Walzertöne und kriegerische Märsche löseten in kleinen Zwischenräumen einander ab, welches meiner Erwartung ganz entgegen war, und auf meine Stimmung empfindlich stöhrend einwirkte.

Oben auf der Brustlehne des Balkons brannten zwei Kerzen, zwischen denen die Monstranz aufgestellt wurde. Endlich erklang ein feierliches Glockengeläute und die Musik mitten in ihrer Lustigkeit verstummte. Jetzt erschien in weißen Festschmuck gekleidet, auf einem, mit weißen Pfauenschweifen geschmückten, Stuhle getragen, der Pabst auf dem Balkon: und alles Volk lag plötzlich auf den Knieen. Die Männer, mit Einschluß der Soldaten, entblößten die Häupter, letztere senkten die Fahnen nieder, und streckten die Gewehre, nahmen

von ihren Hüten die Myrtenzweige und streueten sie auf den Boden. Der Pabst, wie in stillem Gebete verharrend, zögerte einige Augenblicke, dann erhob er sich, breitete langsam feierlich die Hände auseinander, streckte sie gen Himmel, als ob er den Segen von Oben herabziehen wolle, senkte sie dann wieder und machte das Zeichen des Kreuzes. Dies geschah dreimal; nun rollte Kanonendonner durch die Luft und verkündete solches den entfernten Gegenden. Dann wurde droben von einem Blatte eine Schrift vorgelesen, das Blatt nachher zerrissen, und herab unter das Volk geworfen. Es enrstand eine lebhafte Bewegung unter der Menge. Jeder strebte ein Stück dieses Papiers zu erhaschen, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, indem, wie man mir sagte, das Blatt nichts weiter als die Verdammungsworte enthielt, die jedesmal an diesem Tage gegen die Nichtkatholiken geschleudert werden; und damit hatte die Feierlichkeit ein Ende.

Die Bewegung einer großen Masse wirkt immer sehr stark, nicht sowohl auf die Empfindung, als auf das blos sinnliche Gefühl. Ich gestehe es, auch mich bewegte die Ceremonie der Segenserthei-lung und Thränen entrannen meinen Augen. Aber der Eindruck ging schnell vorüber. Eine ganz andere tiefere Rührung ließ in mir der Gesang in der Sixtinischen Kapelle zurück. Während der Segenserttheilung warf ich einen Blick auf das Volk umher und sahe, daß die Männer die Rosenkränze in den Hüten emporhielten, um daran den Segen auf-

zufangen. Ein Freund wollte bemerkt haben, daß einige von den guten Leuten ihre Betkorallen-Schnüre in den Hüten sorgfältig umgewendet hätten, damit der Segen beide Seiten gehörig treffen möge. Das ganze war ein prächtig-leeres Schauspiel, welches nur flüchtig die Oberfläche des sinnlichen Menschen berührt. Sollte es indessen, wie behauptet wird, auch nützlich und nöthig seyn, dem Volke zu Zeiten ein lebhaftes Bild des segnenden Vaters im Himmel vor die Sinne zu bringen: so müßte, glaube ich, eine ganz andere Vorbereitung dazu veranstaltet werden: eine Rede zum Beispiel in jeder Kirche, wo dem Volke einleuchtend gemacht würde, daß jegliche Gabe von Gott ein reines Gefäß zum Empfange voraussetze, daß nur in einem geweiheten Herzen, voll guter Gesinnung, der Friede Gottes, dieser Segen von oben, wohnen könnte. Auf dem Platze der Feierlichkeit selbst, und unmittelbar vor der heiligen Handlung sollten, statt der profanen Musik, schickliche Chor- und Choralgesänge abgesungen werden, um die Gemüther in die würdigste Stimmung zu versetzen.

Was aber das heutige Segensfest mit einer ganz besondern Entweihung befleckt, und was einem denkenden Katholiken selbst anstößig daran erscheinen muß, ist das der Segnung angehängte .... Fluchwort gegen Nichtkatholiken. Abgesehen von der Unwürdigkeit eines solchen Verfahrens an sich, sollte wohl ein Tag des Segens zugleich ein Tag des Fluches seyn dürfen?

Den

Den 7. April.

Sorgfältig hatte ich bisher anziehenderen Gegenständen mein Gemüth zugewendet, um es vor den politischen Gerüchten zu verschließen, welche über die Alpen und Pyrenäen nach Rom kamen, wo sie in dem Hause des Herrn Fesch für die hiesige Oertlichkeit zubereitet und dem Publikum vorgelegt wurden. Heute endlich verkündigten ausführliche Bekanntmachungen die ferneren Folgen des unglücklichen Preßburger Friedens, zu denen auch die neuesten Standeserhöhungen der Buonapartischen Familie gehören. Früher schon war Joseph, Napoleons Bruder, als König von Neapel durch Rom gereist, und Deutschland besitzt nun in Murat einen Großherzog von Berg. Auch eine Schwester des Usurpators hat gegen den Titel einer Prinzessin Borghese, den einer Fürstin von Guastalla vertauscht. Diese neuen Anmaßungen des französischen Machthabers erinnern an den römischen Glücksritter Rienzo (Th. II. S. 288.) so auffallend, daß die nahe liegende Vergleichung zwischen beiden Emporkömmlingen sich von selbst aufdringt. Auch Rienzo zog aus dem Staube seine unwürdigen Verwandten hervor, und behängte sie mit fürstlichem Schmucke, wodurch sein Fall mit vorbereitet wurde. Im übrigen trat der römische Gaukler selbstständiger auf, als der französische. Eigene Kraft und Geistesüberlegenheit war es, wodurch jener aus dem Nichts sich aufschwang. Dahingegen Buonaparte, von den

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Gährungskräften der französischen Verwirrung emporgetragen, an die Spitze des Aufruhrs geworfen wurde. Jener war der Erzeuger, dieser das Erzeugniß einer Staatsumwälzung, deren wilden Charakter er trägt. Jener stand auf eigenen Füßen, dieser wird von tausend und tausend Schultern oben gehalten.

Zwei Mitglieder der Buonapartischen Familie befinden sich gegenwärtig in Rom: Fesch, der Oheim und Lucian, ein Bruder Napoleons. Der erstere ist durch den zudringlichen Einfluß des Neffen von einer niedrigen Kirchenstelle zur Kardinalswürde emporgetrieben worden, und vertritt jetzt die Stelle eines französischen Gesandten am römischen Hofe. Seine Stellung zwischen dem bedrängten Pabste, und dem um sich greifenden Napoleon, bevollmächtiget ihn hinlänglich, einen gebietenden Ton anzunehmen. Aber er begnügt sich bei jeder Gelegenheit im Geiste eines Vermittlers zu handeln, und hält sich durchaus von jeder Angeberei fern. In der Gesellschaft, die er um sich versammelt, herrschen daher, wie man mich versichert, Zwanglosigkeit und Zutrauen. Auf solche Weise bedeckt er nun den Flecken seiner, dem Pabste abgezwungenen, Erhebung. Eben dieses aber läßt seine baldige Zurückberufung von der Gesandtschaft befürchten.

Lucian ist ohne allen Einfluß, den etwa ausgenommen, den er im Stillen vielleicht auf den

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Kardinal Fesch, zu Gunsten des Pabstes, ausübt. Mit seinem despotischen Bruder lebt er in einer fast unauflöslichen Spannung. Er mißbilligte die Vorschritte des letzteren, besonders den zur Monarchengewalt. Im Zwiste über diese Angelegenheit hat Lucian ihm vorgestellt, daß in der Reihe der Könige, an seiner Krone, mit welchem Glanze er sie auch umgeben möchte, dennoch immer das Zeichen des Neulings unaustilgbar haften würde, worauf Buonaparte im höchsten Zorne geantwortet: er würde sich so zu stellen wissen, daß im Verlaufe von zehen Jahren, seine Dynastie unter den Europäischen Fürstenstämmen die älteste seyn solle.

Was den Zwiespalt der beiden Brüder noch tiefer gerissen, ist die Beharrlichkeit, mit welcher Lucian sein eheliches Verhältniß gegen den Bruder, welcher es getrennt wissen will, in Schutz nimmt, und jede Standeserhöhung zurückweiset, die der Hochmuth des Bruders ihm aufdringen will. Auch trägt wohl zum Hasse Napoleons gegen Lucian der Umstand mit bei, daß jener in sich das Gefühl nicht vertilgen kann, diesem Bruder die Gründung seines ganzen Glückes verdanken zu müssen. Unter solchen Umständen hat sich Lucian mit einem großen Reichthume, den er aus fremdem Schiffbruche für sich gerettet, hierher zurückgezogen. Die Friedensschlüsse, an denen er Mitarbeiter war, haben ihm mehr eingetragen, als den Völkern, für welche sie geschlossen wurden. Er

scheinet Frankreich, sein zweites Vaterland, aufzugeben und hat sich im römischen Gebiete angesiedelt, wo er bereits mehrere Landgüter und Villen besitzt, die prächtig und bequem ausgestattet sind. Er ist ein Freund der Wissenschaften und Künste. Seine Villen prangen mit den ausgesuchtesten Kunstwerken. So lebt er im Schooße einer liebenswürdigen Familie, umgeben mit allen Reizen der feinsten, geschmackvollsten Ueppigkeit, die sich jedoch sorgfältig entfernt hält von jener prahlerischen Schwelgerey, welche sonst für Emporkömmlinge so viel Verführerisches hat. Selbst geistreich und im hohen Grade gebildet, versammelt er um sich die gebildetsten, die geistreichsten und edelsten Menschen. Mit milder und schonender Wohlthätigkeit soll er mancher Familie, die seine Landsleute elend machten, ausgeholfen haben. Er wird allgemein geschätzt und geliebt, wozu schon das Verhältniß, worin er mit seinem Bruder steht, mit beiträgt. Ueberhaupt scheint der edle Gebrauch, den er von seinen Glücksgütern macht, nicht unwirksam um Verzeihung zu bitten für die Art des Erwerbes. Ich habe ihn im Concerte bei der Gräfin Caradori gesehen. Es erscheinet in ihm eine edle Gestalt. Die schöne idealisirte Büste Napoleons, die in Florenz verfertiget ist, die ich auch in Deutschland angetroffen, stellt weit treffender Lucian, als Napoleon dar.

Den 20. April.

Eine heitere, bedeutungsvolle Umgebung ist

fähig über das Leben eine gewisse jugendlich frische Farbe zu verbreiten und den Schatten zu mildern, den die dunkle Gestalt der Gegenwart, oder das dämmernde Bild der nächsten Zukunft der Seele zuwerfen mag. Wie oft habe ich dies erfahren! und am häufigsten ist mir solches in Rom begegnet. — Der klarste Frühlingshimmel leuchtet auf die Ruinen herab und lockt aus jedem Risse des verwitterten Gemäuers zarte, liebäugelnde Blumen hervor. Sein freundliches Antlitz, wenn gleich zu Zeiten von Nebelgewölk verhüllet, bleibt dasselbe. Es erinnert, wo das Gefühl des Wandelbaren uns ergreift, an das Unwandelbare, und läßt uns die Tröstungen des Unzerstörbaren empfinden mitten unter den Spuren der Zerstörung. Streit und Widerstreit in uns, und außer uns, sind die Grundstoffe des Daseyns. Untergang ist Bedingung des Aufganges: diese Erscheinung gehet täglich an unseren Sinnen vorüber. Wenden wir uns rückwärts zur Geschichte: und sogleich beim fabelhaften Eingange zu dem weiten Raume der Vergangenheit begegnet uns ein Titanenkampf böser und guter Geister, den alle Völker in ihre Glaubensform aufgenommen. Weiterhin liegen Nationen im blutigen Zwiste mit einander. Staaten entstehen und fallen; Finsterniß und Licht, Irrthum und Wahrheit, Wahn und Glaube, Recht und Gewalt, Tugend und Laster kämpfen sich wechselseitig nieder; und wo wir in diesem weiten Schauplatze umherschauen: überall Tod der Leben gebiert! Ja! Leben ist der ewige

unwandelbare Grund, auf dem das wechselnde Daseyn sich erzeugt. Zum Leben sind wir berufen. Erweiterte, erhöhete und immer tiefer dringende Bewußtseynsfähigkeit ist das entfernte Ziel unseres besseren Strebens, unseres Fortschrittes im Guten. In jedes Menschen Brust wohnet die Stimme seines wahren Berufes.

In solche Betrachtungen war ich vertieft, als Canova zu mir herein trat. Seinem Umgange verdanke ich Stunden, die für mein Gemüth eben so unvergeßlich sind, als sie lehrreich waren für meinen Geist. In ihm ist der edle, fromme Mensch, mit dem großen Künstler auf das innigste vereint. Er lud uns zu einem Besuche in seine Werkstatt ein, wo die von ihm verfertigte colossale Bildsäule Napoleons steht, die auf folgende Weise zu Stande kam. Man hatte nehmlich von Paris aus Sr. päbstlichen Heiligkeit einen Wink zukommen lassen, daß dem Kaiser Napoleon das Geschenk seiner Bildsäule im antiken, heroischen Style ausgeführt, zu besonderem Wohlgefallen gereichen würde. Der Pabst brachte auch dies Opfer, um sich dadurch mit Napoleon in ein erträgliches Verhältniß zu setzen. Canova mußte die Ausführung dieses Werkes übernehmen, und hat es jetzt bereits vollendet. Bei Gelegenheit des Gespräches darüber, machte mich Canova mit einigen Aeußerungen bekannt, die Buonaparte in Unterredungen mit ihm, während seines Aufenthalts in Paris zur Zeit des schon mächtigen Consulates von sich gegeben. Unter an-

dern hat er, um eine wohlwollende Anspielung Canovas zu beantworten, im Gefühle seiner Machtvollkommenheit erklärt: daß er seinen vollen Einfluß und die ganze ihm anvertraute Macht Frankreichs aufbieten werde, ein friedliches Verhältniß der Staaten zu einander herzustellen und zu sichern. Vor allen Dingen aber solle sein Bestreben dahin gerichtet seyn, die großen stehenden Kriegsheere verschwinden zu lassen: denn das Soldatenwesen, dies tolle Kriegsspiel im Frieden, verbreite Unsittlichkeit und verschlinge den Wohlstand der Völker. Welche erhabene Gesinnung, des edelsten Regenten würdig, setzen diese Worte voraus! Schon die nächste Folgezeit scheint diese herrliche Aeußerung für ein Erzeugniß der Heuchelei zu erklären. — Aber Canova ist ja keine politische Person! Oder hören wir in jenen Worten vielleicht die, oben erwähnte, Stimme, die in jeder Menschenbrust wohnet und zum Besseren ruft? — Ja! Sie ist es, die sich auch in Buonaparte vernehmen ließ, aber durch das wilde Geschrei der Eroberungswuth übertäubt wurde. Schon die gaukleriſchen Vorgänge zu Modena (Th. I. S. 204.) zeigen sattsam, daß Buonaparte keiner andern Erhebung fähig ist, als der auf einem breternen Schaugerüst.

Den 23. April.

Ein reicher Kunstgenuß war uns in Canovas Werkstatt bereitet. Mit erneuertem Reize wirkte das Bekannte; und überraschendes Vergnü-

gen gewährte das Neue. Dann traten wir zu Napoleons coloſſaler Bildſäule, an welcher Canovas Meißel wieder ſeine hohe Meiſterſchaft bewährt hat. Die Bildſäule iſt etwa neun bis zehn Fuß hoch, und von durchaus fleckenloſem Cararischen Marmor. Der Künſtler hat ihr, ich weiß nicht nach welcher Anweiſung, ... eine unbekleidete Marsgeſtalt gegeben. In der rechten Hand trägt ſie eine kleine Erdkugel, auf die Linke hat ſich die Victoria niedergelaſſen. Der Kopf iſt idealiſirt und erinnert auch in dieſer Abbildung an Lucian Buonaparte *).

*) Umriſſe und Abbildungen dieſer befohlenen Huldigung in Stein finden die Liebhaber in Landons Annalen, auch beſonders in einem großen Blatte unter Canovas Sculpturen in Umriſſen. In einer künftigen Biographie des Pabſts Pius VII. werden dieſe erzwungenen Kunſtſchmeicheleien ein eigenes Kapitel einnehmen. Denn wie oft hat die ewige Roma ihr Haupt (behelmt oder mit der Mauerkrone, gleichviel) vor dieſem Idol beugen müſſen! Man denke hier nur an Maximilian Laboureurs (ohngefähr um dieſelbe Zeit fertig gewordene) Marmorſtatuen Napoleons, des Friedengebers, in der Toga als Conſulartracht, mit der Rolle in der Hand, worauf das Wort Concordat zu leſen ſtand, und an Jean Batiſte Wicars (12 Fuß hohes, 18 Fuß breites) Gemälde, die höchſterbauliche Szene darſtellend, wie der Cardinal-Legat Conſalvi das aus Paris gebrachte Concordat in Gegenwart mehrer Prälaten überreicht. Von dieſen beiden Denkmalen giebt Guattani Bericht in den Memorie enciclopediche Romane (Rom 1806) T. I. p. 40 und p. 81. f. f. mit einem Kupferſtich. B.

Hierauf führte uns Canova in das Zimmer, wo sich die in Ostia aufgegrabenen Kunstsachen befinden. Mittelmäßiges und Vollkommnes; eine Menge von Köpfen, Händen, Füßen, Basreliefen und Trümmern von Bauzierathen sind hier zusammengetragen; es war als träte man auf den Schauplatz wo Krieg und Zerstörung ihre Spuren zurückgelassen; der Künstler machte uns aufmerksam auf die Abweichungen des Geschmacks in den verschiedenen Zeitabschnitten, und auf die Erscheinungen in den Vor- und Rückschritten der alten Kunst; er zeigte, daß auch unter den Alten sehr mittelmäßige Arbeiter sich befunden, und daß manches von ihren, auf uns gekommenen, Werken kein anderes Verdienst, als das der Alterthümlichkeit habe. Das vorzüglichste unter allen diesen ostiensischen Ueberbleibseln ist der Kopf eines jungen Mark Aurels. Eine auffallende Sonderbarkeit stellt ein Bacchuskopf dar, der nicht nur wie es sich wohl geziemt, mit Weinlaub bekränzt, sondern auch mit einem Barte von solchem Laube, welches ihm aus Kinn und Backen sprießt, geschmückt ist. Ein heutiger Künstler, meinte Canova, würde mit einem Einfalle dieser Art in die züchtigenden Hände der Kritik fallen *).

*) Der einsichtvollere würde doch erst fragen, zu welchen Zwecken und in welchen Umgebungen ein solcher Weinlaubbart dem Bacchus gegeben worden. Leser der Dionysiaka des Nonnus wissen, wie alles was den Gott berührt und was er anrührt, Weinranke und Traube wird. Selbst das Wort ἀμπελοπώγων

Endlich zog noch ein colossaler Minervenkopf meine Betrachtung auf sich; er zeigte im ganzen von einer geübten Künstlerhand, die ihn aber mit schwarzen Augäpfeln und vergoldeten Augenwimpern entstellt hatte, und folglich ein Zeitalter verrieth, als sich die Kunst schon zur Künstelei hinüber neigte *). Wo die goldne Einfalt verschwin-

kommt, wenn wir uns nicht sehr irren, dort vor. Der bärtige Bacchus, als die ältere und üppigere Vorstellung des indischen Gottes (S. Andeutungen zur Malerei der Alten S. 194. f. f.) wurde besonders zu Gärten und ländlichen Verzierungen häufig auf Termensäulen gesetzt, z. B. Ancient Terra Cottas in the British Museum n. 3 und 75. Wie congenial war hier die Idee, dem Gott statt des Haars Weinranken aus dem Kinn hervorsprießen zu lassen. Man vergleiche damit den Tritonskopf im Museo Pio-Clementino T. VI. tav. 6 verkleinert im Musée Napoleon T. II. pl. 45. mit den Schuppen um Mund und Wange und den Delphinen im Barthaar. B.

*) Dies dürfte wenigstens in Absicht auf die eingesetzten Augäpfel mit einiger Einschränkung zu verstehen seyn. Wir wissen, daß die ältesten Bronze- und Elfenbeinstatuen der Minerva alle eingesetzte Augen hatten, wie das selbst bei der Idealstatue des Phidias im Parthenon zu Athen unbezweifelt der Fall gewesen ist. S. Visconti zu Pio-Clementino T. VI. p. 5. Die Sache blieb nun auch in Marmorbüsten des ältern Styls, wovon sich eine sehr merkwürdige im britischen Museum befindet. S. Ancient Marbles in the British Museum P. I. pl. 16. Es ist bekannt daß es sogar eigene Künst-

det, da tritt vergoldete Ziererei an ihre Stelle. — Ueberhaupt muß ich gestehn, daß ich diese ganze Sammlung tief unter meiner Erwartung fand; diese war in mir nämlich durch einen höchst vortrefflichen Venuskopf erregt worden, von dem ich in Wörlitz bei der Fürstin von Dessau eine Nachbildung in Marmor gesehen hatte. Die vollständige wohlerhaltene Bildsäule selbst, für welche der Kopf eine so günstige Vermuthung erzeugte, war durch die, von dem Prinzen August von England vor einigen Jahren veranstaltete, Nachgrabung in Ostia aufgefunden worden, und dieser hat das Urbild mit sich genommen. — Bei unserm Abschiede äußerte Canova, daß der Pabst huldvoll meiner gedacht und

ler gab, die sich ausschließlich mit solchen eingesetzten Augen beschäftigten, es sind die Fabri ocullariarii in alten Inschriften, worin man, lächerlich genug, Brillenmacher zu finden gewußt hat. Verdächtiger sind allerdings die goldenen Augenwimpern, so häufig auch sonst die Vergoldung des Haupthaares erst bei Bronzen, dann auch bei Marmorstatuen vorgekommen seyn mag. Dies alles wird erst durch die genauere Kenntniß der alten Toreutik, oder des Theils der alten Bildnerei, die Bilder in Elfenbein und Gold zusammensetzt, ganz klar. Hierbei trat die Schmelzmalerei überall als Schmückerin ins Spiel, wie Quatremere de Quincy in seinem trefflichen Werke über die Sculpture chryselephantine oder in seinem Jupiter Olympien zur Genüge gezeigt hat, wo auch p. 140 f. f. die eingesetzten Augen und Vergoldungen der Haare sehr gut als Theile dieser Sculptur eingereiht worden sind. B.

sich der letzten Worte, womit er mich entlassen, erinnert habe. Ich beschloß daher dem ehrwürdigen Pius meine wiederholte Huldigung darzubringen.

Den 25. April.

Zufolge der freundlichen und huldvollen Erinnerung des Pabstes, die durch Canova mir mitgetheilt worden, und in Gemäßheit der mir schon bekannten, ceremoniellen Gebräuche, begab ich mich heute gegen vier Uhr, mit der Gräfin Bey und meiner Pflegetochter nach dem päbstlichen Pallast auf dem Quirinale. Wir wurden in das nämliche Gartenzimmer geführt, wo man uns das erstemal dem Pabste vorgestellt hatte; aber mein Erwarten des heiligen Vaters war diesmal nicht ohne alle störende Beimischung: das Schicksal des guten Paulino schwebte mir vor; und es drängte mich im innersten der Seele dem Pabste zu sagen, welchen treuen Verehrer er in dem achtbaren Paulino verloren habe; aber verloren — dies Wort fühlte ich, wollte mir nicht über die Lippen. Es ließ sich ja nicht mehr zurückbringen, was dahin war! — und ein für jetzt unfruchtbares Wehgefühl in dem Herzen des sonst so guten Pabstes, zur Warnung für künftige Fälle, zu erregen: dazu fand ich mich doch zu sehr außer Beruf.

Nach einer kurzen Zeit unsers Harrens erschien der Pabst, begleitet wie das vorige Mal. Wir gingen ihm entgegen, und er empfing uns mit den

verbindlichsten Ausdrücken. Er fragte nach unsern Wanderungen durch die bedeutendsten Stellen der merkwürdigsten Stadt und ihrer Umgebung. Auf eine leichte Art wußte er das Gespräch zu leiten; es bewegte sich diesmal vorzüglich im Gebiete der Kunst, für welche der Pabst sehr günstige Gesinnungen zu erkennen gab. Mit besonderer Auszeichnung sprach er von Canova, den er täglich sieht, und nächst dem von Camuccini. Auch über den scharfsinnigen und kenntnißreichen Zoega äußerte er sich mit Hochachtung und Liebe, wodurch die Unterredung in das Alterthum und zu den Ausgrabungen in Ostia hinübergelenkt wurde, in deren Fortsetzung die feindliche Zeit einen bösen Stillestand gebracht hat. Bei jeder Wendung des Gespräches zeigte der Pabst einen vielseitig gebildeten Geist und treffendes Urtheil; und in den gemüthlichen Nebenideen, welche gelegentlich hervortraten, offenbarte sich immer der reine edle Menschensinn, der mein früheres Urtheil von seinem Charakter bekräftigte; und ich nahm auch diesmal von dem ehrwürdigen Pius ein Herz voll Befriedigung mit.

Den 1. May.

Bei meinen Beschäftigungen mit der römischen Geschichte war mir der Namen Ostia wichtig geworden; und der Anblick der dort aufgefundenen Alterthümer in Canovas Werkstatt, hatte die Merkwürdigkeit dieses Ortes in meinem Gedächtnisse wieder lebhaft erneuert; ich beschloß daher,

morgen in der Begleitung Zoegas und Reinhards mit meiner Gesellschaft einen Ausflug dahin zu machen, besonders da ich durch die letzte Unterredung mit dem Pabste, eine neue Anregung dazu erhalten hatte. Die geschichtliche Vorbereitung zu dieser kleinen Reise erinnerte mich wiederum an den schwachen, halb wahnsinnigen, abergläubigen und aus Furchtsamkeit grausamen Kaiser Claudius, der Ostia vorzüglich liebte und auf dessen Verherrlichung große Summen verwendete. In dem Hafengewässer hatte er sich auf den Grund versenkter Schiffe eine Villa erbauen lassen, in welcher er sich seinen kindisch pedantischen Ergötzungen ungestört überließ. Hier war es vermuthlich, wo er den letzten tollen Frevel seiner berüchtigten Messalina erlebte (Th. II. S. 274.)

Den 3. Mai.

Man kann in Rom mit ziemlicher Sicherheit auf die Witterung rechnen, wenn man einen Ausflug selbst auf mehrere folgende Tage, vorausbestimmt: und so begünstigte denn auch gestern ein schöner, etwas kühler Maytag unsre Reise nach Ostia. Dieser Ort liegt am Ausflusse der Tiber, achtzehen Miglien von Rom. Unser Weg ging aus dem Paulsthore (Th. II. S. 204) neben dem Scherbenberge der Piramide des Cestius und der Paulskirche hin, über Ponte Salaro sonst pons Nomentanus genannt. Wir zogen in dieser Richtung dem Meere zu durch eine wüste,

ruinenvolle Ebene, wo, so weit das Auge reicht, Verlassenheit und Verwilderung herrschen. Kaum ist die Spur eines vorhandenen menschlichen Daseyns hier wahrzunehmen. Versumpfungen ehemals fruchtbarer Aecker vergiften mit ihren Ausdünstungen die Luft. Schon die Alten sollen der ungesunden Beschaffenheit dieser Gegend erwähnen, jene kann aber, bei der vormoligen großen Bevölkerung dieser, weder den Grad der Schädlichkeit, noch die gegenwärtige Allgemeinheit erreicht gehabt haben: und dennoch ist hier die Luft so klar, daß sich die fernsten Gegenstände in den schärfsten Umrissen darstellen *). Hin und wieder fährt man noch auf

*) Jedermann spricht von der aria cattiva, die nicht blos die Umgebungen Roms, oder die eigentliche Campagna di Roma, sondern die garze Küste von Toskana herab verpestet, und was die letztere anbetrifft, schon zu den Zeiten des jüngern Plinius im Ruf tödlicher Ungesundheit war (gravis et pestilens ora Tuscorum) Epist. V, 6. Man hat sogar in neuerer Zeit eigene Karten gezeichnet und darauf angegeben, wie weit in und außer Rom die böse Luft vorgerückt sey. Denn daß sie immer weiter um sich greift, leidet keinen Zweifel. Die im Jahr 1775 noch für gesund und außer aller Berührung mit der bösen Luft gehaltene Höhe von Trinita de' Monti war es schon 1803 nicht mehr. Allein über die Ursache dieser Erscheinung sind die Meinungen bis heute noch nicht alle zu vereinigen. Wie viel ist, seit Doni sein Werk de restitutione salubritatis agri Romani schrieb (zu Florenz 1667 in 4.) bis zum Prälaten Cacherani Dei mezzi per introdurre e assicurare la coltivazione e la popolazione nell'

den breiten Steinen der alten römischen Straße, die auf beiden Seiten mit Palläſten, Landhäuſern, Gärten und prunkreichen Mauſoleen eingefaßt war: ſo daß vormals der ganze Weg von Rom nach Ostia eine ununterbrochene Fortſetzung der Hauptſtadt ſcheinen mußte. Die blühende Ebene durchkreuzten und verſchönerten koſtbare Waſſerleitungen, deren Trümmer jetzt zerſtreut umherliegen. Ein einziges unzerſtörtes Denkmal der alten Zeit iſt noch vorhanden: es iſt der vorbenannte pons Nomentanus, eine aus großen Quadern erbaute Brücke, die ſich über den Anio, dem heutigen Teverone wölbt. Dieſes Werk trägt ganz den Charakter des alten Volkes

agro Romano (Rom, 1785 in 8.) und des franzöſiſchen Arztes Thouvenel Traité sur le Climat d'Italie herab, darüber geſchrieben und verſucht worden. Zwei Haupturſachen ſind wohl noch zu wenig erwogen. Die verödete Gegend hat keine Bäume, und es breunt weder ein Küchen-, noch anderes Feuer ſelbſt da, wo halb verhungerte Menſchen in den armſeligen Hütten ihr Daſeyn mühſam friſten. Dazu Unreinlichkeit, die jedes Miasma jahrelang forterhält und fortpflanzt, und die bitterſte Armuth und Hülfloſigkeit. Bonſtetten hat in ſeiner Voyage a Latium manchen guten Wink gegeben. Aber noch iſt dies alles nur oberflächlich berührt. Dovrebbe esser tema di un opera storica-fisica, l'esaminare quest' aria cattiva, ſagte noch vor kurzem der menſchenfreundliche und vielſeitig unterrichtete Profeſſor der Phyſik zu Pavia, Configliacchi bei ſeiner Anweſenheit in Dresden. B.

kes: Kraft und Unerschütterlichkeit. Auf der Brücke steht eine kleine Hütte, die dem Zollwärter zum Nachtlager dient, um auch zur Nachtzeit, wo die Brücke gesperrt ist, den Uebergangszoll einzunehmen. Dieser Mann besitzt nicht fern von hier ein Wirthshaus und bezieht in den Sommermonaten mit seiner ganzen Familie diese Hütte, um sich und die Seinen der bösen Luft zu entziehn, welche in der Nähe eines lebendigen Wassers ihre Schädlichkeit verliert.

Durch eine Wendung der Landstraße naheten wir uns wieder dem, zwischen lebhaft grünen Sumpfluren sich hinabwindenden, Tiberflusse: er ist das einzige freundliche Bild, welches in dieser Einöde einen erquickenden Anblick gewährt. Aber weder die angenehmen Krümmungen dieser schleichenden Flut, noch das hohe Wiesengrün, noch der heitere Himmel, vermögen den düstern Eindruck zu mildern, den die Ausgestorbenheit der ganzen Gegend auf die Empfindung desjenigen macht, der sie nicht ganz gedankenlos durchwandert. Nach dem ersten Drittheil des Weges gelangten wir zu einem elenden Wirthshause; und wie armselig dies auch erscheint, so ist es doch erfreulich, die frischen Spuren eines menschlichen Daseyns anzutreffeu, obgleich auch dieses neben dem Tode wohnt, in den Trümmern eines alten Grabes. Näher nach Ostia hin, bringen ein paar kleine Seen einige Abwechselung in das traurige Einerlei. Der größere dieser kleinen Seen, Stagno d'Ostia soll fischreich seyn; dagegen ist der

kleinere, der den bezeichnenden Namen: Fiume morto trägt, ein Aufenthalt von Fröschen und giftigen Insekten. Wir erreichten endlich Ostia selbst. Dieser kleine Ort, der mit dem Namen des alten prangt, ist so unbedeutend, daß er mit dem ersten Blicke übersehn werden kann. Die alte Hafenstadt lag, wie ihre Trümmer nachweisen, eine halbe Miglie von dem neueren Anbau in jener Gegend, wo die Tiber sich in zwei Arme spaltet, welche eine, vormals dem Apollo geheiligte Insel, umfassen. Schon Ankus Martius legte den Grund zu dieser Stadt und brachte daselbst die Salinen in Gang, wo das, aus verdünstetem Seewasser gewonnene Salz gesammelt wurde. Im Verhältniß zu der immer weiteren Ausdehnung des römischen Staates hob auch dieser Ort sich nach und nach zu einer gewissen Wichtigkeit empor. Der Hafen wurde der Lagerplatz der römischen Flotte; doch geschah die Ausrüstung kriegerischer Schiffe, während der Republik, nur bei Gelegenheit eines ausbrechenden Seekrieges. In der letzten Hälfte des siebenten Jahrhunderts von Roms Entstehung machte sich die Piratenrepublik in Cilicien im ganzen mittelländischen Meere furchtbar, und wagte endlich sogar die in der Tiber liegenden römischen Schiffe zu verbrennen: daher Pompejus im Jahre Roms 687 zur Bestrafung einer solchen Frechheit auf drei Jahre die unbeschränkteste Befehlshaberschaft über das ganze Seewesen der Römer erhielt, so daß er aus dem öffentlichen Schatz

Schiffe bauen und ausrüsten lassen konnte, so viel er deren bedurfte. Er betrieb dies Geschäft mit außerordentlicher Thätigkeit und überfiel die Piraten mit einer solchen Schnelle und Rastlosigkeit, daß sie überall geschlagen wurden; und neun und vierzig Tage, nach dem Auslaufen der römischen Flotte wagte kein Seeräuberschiff mehr, sich auf dem Meere blicken zu lassen *). Jedoch wurde bald

*) Mit solchem Erfolge rächten die Römer die auf dem allergemeinsamsten Elemente gestöhrte Sicherheit. Unsere Zeit, welche mit jener alten in so vielfacher Hinsicht den vortheilhaftesten Gegensatz darstellt, läßt uns immer noch in den Afrikanisch-barbarischen Staaten ein Seeräubervolk erblicken, welches ungestraft so viele Jahre hindurch seinen Unfug auf dem Meere zur Schande der christlichen Welt fortgetrieben hat. Und dies geschahe unter den Augen der Engländer so lange, bis auch diese von dem Uebermuthe der Barbaren gemißhandelt wurden: da erfolgte endlich eine Züchtigung der letzteren von Seiten der Engländer, welche statt, — wie sie gekonnt und gesollt hätten, den Unfug gänzlich zu zerstöhren, einen Frieden schlossen, worin ausdrücklich den Seeräubern das Recht gesichert wird, mit christlichen Staaten Krieg zu führen, das heißt: — ihre Räubereien gegen solche fortzusetzen, wenn sie nur die Engländer verschonen. Die Barbaren haben zwar, die zu Sklaven gemachten Christen ausliefern und versprechen müssen, ihre Kriegsgefangenen als freie Menschen zu behandeln. Werden sie Wort halten? — Seit diesem barbarischen Frieden, denke ich, ist man über die Liberalität der Engländer nicht mehr im Dunkel. d. V.

nachher das Kriegswesen zur See von den Römern wieder vernachlässiget, bis Augustus bei Pelorum und Actium gelernt hatte, daß das Schicksal des festen Landes auch auf dem Meere entschieden werden könne: nnd nun lagen fortan auf beiden Seiten Italiens, besonders zu Misenum und Ravenna, Flotten in Bereitschaft. Das Vorhaben Cäsars, auch in Ostia einen Hafen anzulegen, führte Claudius, sein dritter Nachfolger, aus. Dieser ließ zu dem Zweck an der Tibermündung ein grosses Wasserbehältniß ausgraben, vor welchem zwei mit dem Ufer, parallel laufende Seedämme aufgeführt wurden, um die andringende Wuth der Meereswellen sich daran brechen zu lassen. In der, zwischen den beiden Dämmen durchströmenden, Flut wurde ein Leuchtthurm errichtet, zu dessen Grundlage das ungeheure Schiff dienen mußte, worauf Caligula den Vatikanischen Obelisk aus Egipten nach Rom *) hatte bringen lassen. Späterhin erweiterte Trajan diesen Hafen, an dessen Vervollkommung schon immer gearbeitet worden, durch ein zweites ausgegrabenes Wasserbehältniß und verschönerte solches mit einem Portikus, der es mit

*) Dieser Obelisk, dessen ich Th. II. S. 308 erwähnt habe, ist nicht wie Barthelemy behauptet, eine römische Nachbildung, sondern vom egiptischen Könige Mycerinus, dem Sohne des Sesostris, in Heliopolis errichtet worden.

d. Verf.

prächtigen Hallen umgab *). Alles ward aufgeboten, was zur Verherrlichung der Stadt und der Gegend dienen konnte.

Der Unbedeutsamkeit des neuen Ostia habe ich schon erwähnt (Th. IV. S. 110.). Die Hauptzierde des Ortes ist ein Castell, mit zwei runden Thürmen aus dem sechszehnten Jahrhundert. Die Thürme verrathen eine solche Vortrefflichkeit in Anlage und Ausführung, daß einige den Michel Angelo für den Baumeister derselben halten. Dieß feste Schloß dient jetzt nur dazu, Gefangene aufzubewahren. Der bischöfliche Sitz daselbst ist ein weitläuftiges schönes Gebäude, mit einer hübschen

*) Die alt-römische Münzkunde hat eine sehr deutliche Abbildung dieses, von Claudius mit den Schätzen der römischen Welt gebaueten Hafens, in der Münzfolge der Neronischen Münzen, wo aber vorn am Eingang statt des Leuchtthurms, den man auf der Peutingerschen Karte am besten abgebildet findet, der Coloß eines ruhenden Neptun zu sehn ist. Der Marchese Lucatelli hat eine gelehrte Abhandlung über diesen Hafen in den Saggi dell Academia di Corton T. VI. gegeben, worin er die unter dem Trajan mit einem ähnlichen Hafen vorkommenden Münzen nicht auf Ostia, sondern auf Civita Vecchia bezieht. Allein seine Gründe sind nicht überzeugend. Man sehe die Abbildungen in allen Münzwerken, z. B. in Baillart Select. Numism. Musei De Camps p. 9. und vergleiche Eckhel Doctr. N. Vet. T. VI. p. 277. Es ist merkwürdig, daß in der Reihe der päbstlichen Münzen auch Ostia wieder aufgeführt wird. S. Venuti Numismat. Romanor. Pontif. p. 34 unter Sixtus IV. B.

Kirche; aber sichtbar sind die Spuren der Verfallenheit auch an diesem Pallaste, den der arciprete (Erzpriester) mit seinem Gehülfen bewohnt. Nächst diesen zwei merkwürdigen Gebäuden, ist noch die St. Sebastianskirche zu nennen, welche zugleich zum Begräbnißorte der Einwohner dient. Die ganze Bevölkerung des neuen Ostia besteht in sieben Familien; jedoch auch diese ziehen, der bösen Luft wegen, im Sommer fort, und kehren nur zur Bearbeitung der wenigen Felder auf einige Tage zurück. Die Bleibenden sind dahin verbannte Verbrecher und Flüchtlinge. Der arciprete mit seinem Gehülfen verweilet hier vom November bis zum Juny; der letztere ist verpflichtet, in den Sommermonaten wöchentlich zweimal zum Messelesen für die wenigen Zurückbleibenden dahin zu wandern. Dem Erzpriester ist ein Gehalt von zehen Scudi monatlich angewiesen. Eine kleine Bibliothek, die ausschließlich Heiligenlegenden enthält, gewährt ihm seine einzige Geistesnahrung; sein übriger Reichthum besteht in einer Jagdflinte, einer Violine, einem Schreibtisch, einem Eßtisch, einem Bette und etlichen schlechten Stühlen, welches alles mit der, auf Ueberfluß berechneten, Größe des öden Pallastes übel zusammenstimmt. Indessen hatte die Menschennatur diesen Mann besser ausgestattet, als das Glück. Sein gutes offnes Gesicht kündigte innern Frieden, Heiterkeit des Geistes und eine gesunde Lebensweisheit an: lauter Erwerbungen, die er nicht aus seiner Bibliothek geschöpft haben konnte.

Bei dem sichtbaren Hange zur geselligen Fröhlichkeit erträgt er dennoch diese schauderhafte Einsamkeit mit Frohsinn. Jeder Besuch eines Fremden, sagte er, werfe einen hellen Punkt in sein verlaßnes Daseyn, der ihm noch lange nachleuchte, und einige werthe Bekanntschaften begleiten ihn mit freundlichen Erinnerungen durch das Leben. In der großen Welt, setzte er hinzu, verdränge ein Eindruck den andern; da liebe man die Menschen nicht so innig, als in solcher gezwungenen Abgeschiedenheit, wo man durch fremde Leidenschaften weniger gedrückt und durch die eigenen seltener verführt werde. — Mit Wohlwollen und Herzlichkeit gab er sein Tischgeräthe und selbst einen eben gefangenen Fisch zur Bereitung unsers Mittagsmahles her *). Wir waren recht vergnügt, und die Gesellschaft unsers guten Erzpriesters erheiterte unser frugales Mahl noch mehr.

Unter dem kleinen Völkchen in Ostia überzeugte ich mich neuerdings von dem nicht schlechten Grundcharakter der Italiener. Wir wurden von den Einwohnern umringt; sie folgten uns bis in das Schloß, aber nicht Bettler-Zudringlichkeit, sondern freundliche, gutmüthige, sogar dienstfertige Neugier hatte sie herbeigelockt. Männer, Frauen und

*) Wir nahmen zu unserm Ausfluge nach Ostia unsere Bedürfnisse mit; denn selbst das Brod für die wenigen Einwohner muß aus Rom herbeigeführt werden. d. Verf.

Kinder wetteiferten, uns kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Auf allen Gesichtern drückte sich Gutmüthigkeit, aber auch der Einfluß der ungesunden Gegend aus. Nur Ein schöner, kräftiger Mann von blühender Gesichtsfarbe ging unter diesen mehr und minder bleichen Gestalten, wie ein Herkules, umher. Dieser schwarzköpfige Mann, mit schönen feurigen Augen, einer römischen Nase und krausem schwarzem Barte, war die freundliche Behendigkeit selbst, um uns allerlei Dienste zu leisten. Ihm ist das Kastellanamt in dem bischöflichen Pallaste übertragen; sein ganzes Wesen erschien so fröhlich und wohlgemuth, als ob das reinste Gewissen ihn beseelte; und doch hatte er, wie ich nachher erfuhr, vor nicht langer Zeit eine Mordthat begangen, welche die Veranlassung war, daß er sich unter dem Schutz des Kardinals Albani, der gegenwärtig Bischof von Ostia ist, hieher flüchtete. Reinhard fand den Ausdruck dieses kräftigen Gesichtes so anziehend, daß er eine sehr wohlgetroffene Profilzeichnung schnell davon entwarf, die ich meinen Bemerkungen beifüge. Beim Abschiede reichte dieser Mann mir auf die verbindlichste Weise einen Blumenstraus dar, und weigerte sich standhaft, ein Gegengeschenk dafür anzunehmen. Dann führte er mir noch seine hübsche, sauber gekleidete Frau, von fünf schönen, gesunden Kindern begleitet, an den Wagen und sagte: — „Mit solchen Schätzen lebt es sich auch in der Wüste zufrieden.“

— Der noch nicht lange Aufenthalt dieser Fami-

Kastellan im bischöfflichen Pallaste zu Ostia.

gez. nach Reinhart in Rom.

lie hieselbst hatte den mitgebrachten Vorrath an Gesundheit noch nicht sichtbar angegriffen. Uebrigens besteht die hiesige Einwohnerschaft mehrentheils aus Verbrechern, welche die Strafe des Gesetzes, oder die Furcht davor hieher trieb. Auch mögen die wenigen, durch irgend ein kleines Eigenthum hier ansässigen, Familien Nachkommen verbrecherischer Väter seyn.

Die Regierung, indem sie Ostia zu einem Straforte und zu einer Freistätte für Uebelthäter bestimmte, hatte die Absicht: den Betrieb des Salzerzeugnisses durch den mindesten Kostenaufwand zu erhalten und hiernächst, durch Begünstigung neuer Anbaue der Verbannten und Flüchtlinge die verlassene Gegend wieder zu bevölkern. Der Erfolg entsprach in keinem Betracht dieser doppelten Absicht; aber er erzeugte eine merkwürdige moralische Erscheinung. Die auf solche Weise hieher verbannte Missethäterkolonie, um deren inneres Leben die Regierung sich nicht bekümmerte, errichtete aus eigenem Antriebe unter sich eine gewisse ordnungsmäßige Verfassung, in welcher nicht nur die Bestimmungen der Obliegenheiten, sondern auch die gradmäßigen Strafen für die Uebertretungsfälle festgesetzt waren. Auch hatten sie alle, über sie ausgesprochenen obrigkeitlichen Verfügungen mit in ihre eigenen Verordnungen aufgenommen. Nur der Bischof konnte, der obrigkeitlichen Bestimmung gemäß, einem Verbannten die Erlaubniß ertheilen, auf 24 Stunden nach Rom zu gehen; diese Er-

laubniß, mußte der Beurlaubte, dem selbstgewählten Vorsteher der Kolonie anzeigen; und der, den römischen Sbirren etwa entwischte, Mißbrauch einer solchen Erlaubniß wurde sodann in der Kolonie mit einer festgesetzten Anzahl von Stockschlägen bestraft, einer Ahndung, welcher sich der Uebertreter ohne Widerrede unterwarf. Auf solche Weise bestraften sie auch Betrügereyen oder Diebereyen, die in der Kolonie vorfielen; persönliche Beleidigungen aber wurden durch Zweikampf geschlichtet. In der Strenge ihrer selbstrichterlichen Entscheidungen gingen sie so weit, daß sie sogar Todesurtheile gefällt und vollzogen haben sollen. Wie fest diese Republik auf Ordnung und Recht unter sich hielt, davon wurden mir mehrere Beispiele erzählt. — So tief ist das Gefühl oder das Gesetz für Zucht und Recht in das menschliche Gemüth eingedrückt, daß es selbst an den entschiedensten Missethätern sich nicht ganz unbezeugt läßt.

Seit sechzehen Jahren besteht jene Einrichtung des Salzwerkbetriebes nicht mehr, weil der Ertrag den Kostenaufwand, der gehoften Ersparniß ohnerachtet, nicht abwarf. Mit der Aufhebung dieser Anstalt löste sich auch die sonderbare Verbrecherrepublik von selbst auf; denn das Asylrecht des Ortes war nun förmlich zurückgenommen worden. Indessen wird es mit der Verfolgung der, nach Ostia sich flüchtenden, Mörder, wenn der Mord nicht mit Straßenraub verknüpft ist, so genau nicht gehalten,

wie das Beispiel des oberwähnten Kastellans beweiset.

Einiges Salz wird jetzt noch in Ostia gewonnen, obgleich die Regierung die unmittelbare Theilnahme an dem Betriebe aufgegeben hat. Das Gebäude der ehemaligen Siederei steht verödet und verlassen auf dem halben Wege nach Alt Ostia.

Unsere Rückreise machten wir über die ruinenvolle Ebene dieser alten berühmten Hafenstadt. Wenn das Auge die weite Einöde überschaut, so scheint es, als ob in diesem Raume eine große Stadt plötzlich nieder geschmettert, und auf die ordnungslos zusammengestürzten Trümmer ein grüner Teppich hingeworfen sey, der die untenliegende Verwirrung wahrnehmen läßt. Auf und absteigend setzten wir unsre mühsame Wanderung fort. Ein empfindlich scharfer Wind strich über die hügligte Grabstätte der versunkenen Herrlichkeit. Wir gingen an Trümmern vorbei, die keine Spur vormaliger Bestimmung mehr darboten; nur bezeichnen sie den Umfang der verschwundenen Stadt. Hin und wieder ragen ein paar Pinien empor, wie einsame Trauergestalten auf dem Grabe gefallener Größe. Zu einer Ruine kamen wir, die ein altes Götterheiligthum andeutet, und die man für Reste eines Neptunustempels hält. Granit und Marmorbruchstücke von Säulen liegen an diesem Gemäuer umher zerstreut, worunter sich trefflich gearbeitete Kapitäle befinden, auch andre Marmorreste, die mit den Basreliefs geziert sind. Der an diese

Ruine angrenzende, flache Raum, läßt durch seine längliche Ausdehnung ein hier gewesenes Forum vermuthen. Vor dem sogenannten Neptunustempel ging ehemals zur Tiber hinab eine breite Straße, von welcher ein kleiner Theil aufgedeckt ist: da sieht man nun zu beiden Seiten zwölf bis funfzehn Fuß hohe Mauern alter Gebäude, welche letztere noch gänzlich verschüttet sind.

Aus den vorhandenen Anzeigen läßt sich auf den hohen Wohlstand und auf die ungemeine Bedeutsamkeit dieser alten Hafenstadt schließen; denn hier wurde ja der Raub ausgeladen, den die Römer aus entfernten Welttheilen zusammen schleppten; hier wurden zur weitern Verführung die Waaren niedergelegt, welche das Bedürfniß foderte und Ueppigkeit und Prachtsucht begehrten; hier an der vormals so anmuthigen Küste hinab und hinauf dehnten sich Villen und Prachtgärten aus. Große Reichthümer mögen unter dieser grünen Decke noch ruhen! Welch ein Bild des alten römischen Lebens würde sich unserm Blicke darstellen, wenn ein, mit Nachdruck und Beharrlichkeit durchgeführtes, Unternehmen eine so ansehnliche Hafenstadt, wie Ostia, wogegen Pompeji nur wenig bedeutete, aus dem Grabe auferstehen ließe, so daß man durch die breiten Straßen, zwischen den zierlichen Häusern, wandeln könnte, über deren Dächer wir jetzt hinschreiten. Einige glückliche Ausgrabungen *)

*) Ueber alles dies, so wie über die sämmtlichen Nachgrabungsanstalten und Resultate derselben bis zum

sind durch die Veranstaltung der gegenwärtigen Regierung erfolgt, deren ich bereits oben erwähnt habe (Th. IV. S. 105.) Die Entdeckungen würden ergiebiger gewesen seyn, wenn man nicht immer mit dem Auswurf der neuen Grube die ältere überschüttet hätte; die schnelle Berasung macht den durchsuchten Raum bald unkenntlich. Durch ein solches Verfahren ist es geschehen, daß spätere Bemühungen auf Punkte trafen, wo die Schätze bereits gehoben waren.

Etwa zwei Miglien von Ostia liegt schattenreich und freundlich das Kastell Fusano, welches dem Prinzen Chigi gehört. Mit dem herrlichsten

Jahre 1802 ließ der vom Pabst selbst zur Aufsicht dahin beorderte Präsident der römischen Alterthümer, Advocat Carlo Fea in jenem Jahre eine sehr sachreiche Monographie drucken, in welcher, wer tiefer einzudringen Lust hat, volle Befriedigung erwarten darf. Der Titel ist: Relazione di un Viaggio ad Ostia e alla Villa di Plinio detta Laurentino fatto dall' Avvocato C. Fea. (Rom, Fulgoni 1802. 132 SS. in kl. 4.) wo auch S. 60. f. über das wahrscheinliche Forum merkwürdige Nachrichten beigebracht sind. Erst mit dem Jahre 1801 nahm der Pabst selbst die Nachgrabungen in und um Ostia in die Hände und übertrug sie einem rüstigen jungen Mann, Giuseppe Petrini, der schon am Monte Circeo und andern Orten glückliche Nachgrabungen veranstaltet hatte. Mehres im Museo Chiaramonti aufgestelltes ward dort ausgegraben. Früher hatten, die britischen Maler Fagan und Garin Hamilton in den dortigen Fundgruben manche treffliche Ausbeute zu Tage gefördert und gut versilbert. B.

Pinienwalde prangend, scheint es ein zurückgelasse-nes Ueberbleibsel des verschwundenen Paradieses zu seyn; aber auch unter diesen einladenden Pinien-schirmen hauset in den Sommermonaten menschen-feindliche Luft, wie ein böser Geist des Fluches, der auf diesem, durch Missethaten so vielfach be-fleckten, Boden lastet. In dieser Gegend lag das Laurentinum des jüngeren Plinius, von welchem er eine so reizende Beschreibung macht. — „Du wunderst Dich" schreibt er an seinen Freund Gal-lus, „daß mein Laurentinum mir so außerordent-lich gefällt. Du wirst Dich aber nicht mehr wun-dern, wenn ich Dich mit der reizenden Anmuth die-ses Landhauses, mit dessen vortheilhaften Lage, und mit dem weiten Umfange des Seeufers werde be-kannt gemacht haben. — — Auf beiden Seiten des Weges dahin hat man eine mannigfaltige Aus-sicht; bald wird der Weg durch Waldung verengt, bald auf weite Wiesen geöffnet und ausgebreitet. Hier sieht man Heerden Schaafe, Pferde und Ochsen, die durch den Winter von den Bergen ver-trieben und durch frische Weide und Frühlingswärme fett und glatt werden. — Der Aufenthalt im Win-ter ist hier sehr angenehm, aber noch weit mehr im Sommer." u. s. w. Also herrschte zu damaliger Zeit keine böse Sommerluft in dieser Gegend, wie heutiges Tages. — *).

*) Ein Mexikanischer Exjesuit, Don Pietro Mar-quez, hat die neuesten Untersuchungen über das Lo-kal der Plinianischen Villa Laurentina (die frühern

Eine Miglie von Fusano findet sich allerlei zerfallnes Gemäuer, welches man für die Trümmer jenes Landhauses hält; aber wer erräth in diesen unförmlichen Ruinen die ehemalige Lieblichkeit eines freundlichen Ruhesitzes für einen Weisen? und doch haftet an diesen rauhen Trümmern das sanfte Gedächtniß des Edlen, der in der Trajanischen Christenverfolgung sich durch Klugheit und Milde hervorthat.

Woher kam über das blühende Leben, das hier waltete, eine so furchtbare, so vertilgende Zerstörung? — Der Eindrang der Gothen im sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung vernichtete die kostbaren Wasserleitungen; neue Verwüstungen fügten im neunten Jahrhundert die Vandalen hinzu; sie setzten sich in Ostia fest und streiften bis an die Thore Roms, wurden aber bald genöthigt, wieder abzuziehn. Dann hat, was die Barbaren übrig ließen, im Laufe von zwölfhundert Jahren die Tiber mit ihrem Schlamme be-

hat schon J. Alb. Fabrizius in seiner Bibliotheca Latina T. II. p. 416 de. Ern. zusammengestellt) sorgfältig mitgetheilt im folgenden Werke: Delle Ville di Plinio giovane — (Rom, Salmout 1796 in 8.) Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Gegend von Castel Fusano, seit 1757 im Besitz des Hauses Chigi, die Trümmer dieser Villa, die wohl nach Plinius noch manche wesentliche Veränderung durch spätere Besitzer erlitten haben mag, in ihren Pinienwäldern und Sandmarken einschließt. S. Fea's Viaggio S. 66 — 72. B.

deckt. Dieser Schlammansatz ist so weit in das Meer vorgerückt, daß der alte Hafen drei Miglien weiter landeinwärts lag, als der heutige, der nicht viel bedeutet *).

Ist dieses der Raum, fragt der Geschichtskundige, wo die Denkmale des Ueberflusses, die Schauplätze der lüsternen, sinnlichen Ueberfeinerung und Schwelgerei prangten? — Herabgestürzt in die tiefste Verlassenheit sind nun alle jene, mit den Triumphen der Kunst geschmückten, Werke des Reichthums und der Macht! Ein schweres Gericht ist über die unersättlichen Weltverwüster gekommen, die keinem Volke den Genuß seines ruhigen Daseyns erlaubten; das vergeltende Schicksal hat zermalmend sie ergriffen, ein Schicksal, welches die glücklichsten Ungerechtigkeiten, die gelungensten Verbrechen nur bis zu einem gewissen Punkte der Vollendung gedeihen läßt: und nun weicht von diesem Boden nicht mehr der über das größte Frevelvolk ausgesprochene Fluch! — Büf-

fel-

*) Die räuberischen Landungen und Zerstöhrungen der Saracenen unter den Päbsten Gregorius IV, Leo IV u. s. w. müssen hier auch wohl mit in Anschlag gebracht worden. Fea S. 25. führt darüber eine merkwürdige Stelle aus den Biographien der Päbste von Anastasius an. Keinem Freunde der Rafaelischen Freskogemälde im Vatikan ist es unbekannt, daß die Saracenenschlacht in der letzten der Rafaelischen Stanzen an der Küste und in dem Hafen von Ostia vorfällt. B.

felheerden lagern sich jetzt in den sumpfigen Vertiefungen, wo sonst in blumigen Thälern die Lusthayne der römischen Großen säuselten. Kein menschliches Wesen vermag mehr auf längere Zeit ungestraft in dem Raume zu athmen, wo einst die Stimme der wildesten Lust und des lautesten, frechsten Uebermuthes erscholl. Kaum erkennet der Dichterfreund, die Aeneide *) in der Hand, an den

*) Wer fühlt sich durch diese von der edlen Verfasserin so tief gefühlten Contraste nicht im Innersten ergriffen und erschüttert. Es sey erlaubt, hier noch auf von Bonstetten's Voyage sur la scene de six derniers livres d'l'Eneide suivi de quelques observations sur le Latium moderne par Ch. V. de Bonstetten (Genf, Pachoud, Jahr 13) zu verweisen, wo S. 58 — 78 Alt- und Neu-Ostia, die paradiesische Seeküste unter den Römern, die pesthauchende Wüste der jetzigen Zeit im schärfsten (oft mit Unrecht zu grell genannten) Gegensatz aufgestellt wird. Als Bonstetten dort war, gab zwar der Cardinal Albani den Mördern dort auch seine Zuflucht, aber die Regierung duldete dies blos aus scheinbarer Unwissenheit. Alle die aus Civita Vecchia auf Befehl des Pabstes dorthin versetzten Galeerensklaven hatten ein pestartiges Fieber mitgebracht, ein toller Hund hatte alle Hunde der Gegend gebissen, und der Hunger stand mit der bösen Luft in Bunde. Ainsi trois monstres, damit schließt Bonstetten, la peste, la rage, plus affreuse encore et la famine habitent aujourd'hui cette terre jadis si fameuse par la magnificence de ses rivages, par la richesse de ses palais et la douceur de son climat. Dennoch rühmt auch er die Gastfreundschaftlichkeit des Erzpriesters und seiner kleinen, halbverhungerten geistlichen Heerde.

B.

unvergänglichen Merkmalen der umgebenden Natur jetzt noch die Stellen, über welche Virgil seine trojanischen Flüchtlinge wandeln läßt. Fragend steht der Fremdling da; aber stumm und öde streckt sich vor ihm hinab die unabsehbare Wüsteney. Hieher sollte die warnende Nemesis einen heutigen Eroberer führen, auf daß er erkennen lerne die unsichtbare Hand, welche den höchsten Glücksstand so tief herabzustürzen vermag.

Den 6. May.

Ein schöner, mondheller Frühlingsabend, der eine weiche Milde über die Natur ausgoß, hatte mich auf den Gedanken gebracht, das Colisseum in der Mondbeleuchtung zu betrachten. In der That, nichts gleicht dem Eindruck, den diese ungeheure Ruine, in solchem Lichte angeschaut, auf das Gemüth und auf die Phantasie macht. Der finstere Coloß warf seine scharfen gigantischen Schatten auf den ruinenvollen Boden bis zu dem Zwillingstempel (Th. II. S. 99.) des Phöbus und der Diana hin. Wir wandelten durch die Nachtstellen der Verschattung; und mich umringten die Schauer der Vergänglichkeit, die alles beschleicht, was Großes und Herliches je aus Menschenhänden hervorging. Wir traten in das Innere, und erblickten durch die Zwischenräume der zerfallenen Mauer in der Ferne auf dem Cölius den schwarzen Cypressenwald auf der Stelle des vormaligen Vivariums (Th. II. S. 97.)

und näher umgab mich ein schauerlicher Wechsel von Licht und Nacht. Sinnend betrachtete ich das alte, hohe Gemäuer und jede Oeffnung war ein Lichtpunkt; da blickten flimmernde Sterne wie freundliche Winke des Himmels herein. Ein tiefes Verstummen, welches nur durch das Geächze eines Nachtvogels unterbrochen wurde, herrschte umher: diese Todtenstille unter den Trümmern zeugte schwermuthsvoll, daß der Geist der Lebendigkeit längst hinweggezogen sey von diesem Boden, der jetzt einem phantastischen Traumbilde gleicht. Von dem Grauen dieser Wüste richtete ich aufwärts den Blick zu dem Himmel, wohin kein zerstörender Menschenwahnsinn reicht: und beruhigendes Gottvertraun aus höhern Welten kam auf meinen Geist herab, den die Verwirrung unsrer Zeit mit finstern Ahnungen erfüllte.

Den 11. Mai.

Eine Seligsprechung ist unter den Festen der römischen Kirche ein selteneres Schauspiel, als andere Feierlichkeiten; daher lebten seit einigen Tagen die Römer in der freudigen Erwartung an dem Pomp eines solchen Festspieles sich zu ergötzen. Endlich erfolgte das Fest. — Der seit neunzig Jahren verstorbene Francesco di Girolamo, ein Neapolitaner, aus dem Orden der Jesuiten, wird heute mit dem, ihm zugesprochenen Strahlenkranze der kirchlichen Ehre verherrlichet. Zu dem Ende

pranget schon der hohe Peterstempel im gewöhnlichen Festschmucke.

Francesco wurde bald nach seinem Tode im Jahre 1716 als Wunderthäter anerkannt; aber die öffentliche Seligsprechung kann nicht früher, als funfzig Jahre nach dem Tode eines Wundermannes erfolgen: sie ist die Vorläuferin zur Heiligsprechung, die anderweite funfzig Jahre nach dem Ableben des Heiligen erfodert: beiden geht eine Untersuchung voran; ein gewisses kirchengesetzliches, gleichsam prozessualisches Verfahren, welches darin besteht: daß ein Advokat des Fiskus, den der gemeine Mann den Advokaten des Teufels nennt, als Widersacher des Seligzusprechenden auftritt, und seinen Wunderthaten allerlei Zweifel entgegen setzt, die aber, wie sich versteht, durch den gegenseitigen Rechtsbeistand immer glücklich und siegreich gehoben werden. Dies Verfahren, in Betreff unsers Francesco, fand bereits unter Benedict dem Vierzehnten statt, der darüber verstarb *); und die feierliche Selig-

*) Bekanntlich hatte Benedict XIV. eine ganz besondere Lust an Seligsprechungen. Er war als Kardinal bei allen Canonisationen der Vorsteher der Congregazione dei riti gewesen, und hatte dadurch bewogen ein eigenes Werk in 4 Foliobänden de Servorum Dei beatificatione et beatorum canonisatione zu Bologna 1734 — 1738 herausgegeben, welche die vier ersten von den zwölf Bänden seiner sämmtlichen Werke ausmachen. Darum erhob er selbst so viele neue Heiligen auf die Altäre, daß, wie man spottete, er noch einen eigenen Band seines großen Buches über die

sprechung des, in der Prüfung wohlbestandenen, Wunderthäters sollte unter Clemens dem dreizehnten geschehen, wurde aber durch die plötzliche Entfernung der Jesuiten aus Neapel verhindert. Jetzt endlich, da Pius der siebente bemüht ist, dem, seiner Meinung nach, verläumdeten Jesuitenorden die verlorne Ehre wieder zuzuwenden, jetzt wird auch die, dem Jesuiten Francesco di Girolamo zuerkannt Seligsprechung aus der Zurücksetzung wieder hervorgezogen. Die Urkunden der angeblichen Thatsachen, sind von neuem durchgesehen, und der heutige Tag ist zur Vollziehung des früheren päbstlichen Ausspruchs festgesetzt.

Abends gegen 7. Uhr.

Bald nach drei Uhr Nachmittags begaben wir uns zu dem, mit Blumen bestreueten, St. Petersplatze, wo sich eine ungeheure Volksmenge dem Bilde des neuen Heiligen zudrängte. Dies Gemälde in Lebensgröße befand sich an der großen Mittelloge oberhalb des Haupteinganges der Kirche angeheftet. Unmittelbar über der innern Hauptthür selbst erblickte man eine andere Abbildung des Seligzusprechenden und zwar mitten in der Verrich-

Heiligsprechung blos von seinen eigenen Heiligen hätte ausfüllen können. S. Henke's Kirchengeschichte des 18ten Jahrhunderts Th. I. S. 299. Natürlich unterbrach also nur der Tod die Seligsprechung des Franzesco, die sonst ohnfehlbar vor sich gegangen wäre. B.

tung einer Wunderthat. Eine tief verworfene Weibsperson nehmlich hatte einst den frommen Wunderthäter bitter verspottet und ihn besonders einen betrügerischen Heuchler genannt. Zur Strafe dafür stürzt eines Tages die Sünderin auf offner Straße plötzlich todt darnieder. Es muß sich fügen, daß unser Francesco des Weges daher kommt, um eine Gassenpredigt zu halten; er fragt nach seiner Feindin, man zeigt ihm ihren Leichnam, er tritt hinzu. Umgeben von einer unzähligen Menge Volkes, fragt er die in ihren Sünden Dahingeraffte: wo sich ihre Seele gegenwärtig befinde? Er muß aber, seinem Biographen zu Folge, dreimal fragen, ehe er Antwort erhält: so widerspänstig ist selbst im Tode noch die Frevlerin. Beim dritten Zurufe endlich — „Catharina wo bist du?“ richtet der Leichnam sich auf und schreit mit gräßlicher Stimme — „in der Hölle!“ und stürzt dann wieder zurück in den entsetzlichen Tod.

Das Innere der Kirche war mit Teppichen, mit rothem Damast, Sammt und Atlas mehr entstellt, als geschmückt und von den malerisch geordneten Drapirungen hingen breite goldene Frangen herab, so daß der ganze Tempel mehr einem Prunksaale, als einem Heiligthume glich. Eine Menge trefflich gemalter Sinnbilder, welche auf die Seligsprechung anspielten, waren auf verschiedenen Punkten angebracht. In der Tiefe des mittleren Schiffes der Kirche hatte man prächtig, doch nicht ohne Geschmack, eine besondere Abtheilung

eingerichtet für die Pflegbeamten der heiligen Gebräuche, (Congregazione dei riti) in welcher der Kardinal della Somaglia den Vorsitz führte. Hier hing noch mit einem Vorhange bedeckt, in länglich runder Form das Brustbild des Seligzusprechenden zwischen zwei andern Gemälden, welche zwei Wunderthaten desselben darstellten. Das eine zeigt den heiligen Mann, wie er, laut der Inschrift, den, durch einen Schuß zerschmetterten, Arm eines gewissen Giovane Ambrosielli durch ein Wort plötzlich heilt. Nach Anzeige des andern Gemäldes, stellt er ebenfalls durch ein Wunderwort eine Nonne, die an der einen Seite gelähmt, und überdem noch mit vielen andern Uebeln behaftet war, augenblicklich wieder her.

Die Kirche strahlte im Glanz unzähliger Kerzen; aber in der höchsten Lichtglorie schwebte das verhangene Bild des Seligen. Der Kardinal della Somaglia, hatte nun bereits in der ehrwürdigen Versammlung seinen Sitz genommen. Jetzt hielt der Kanonicus Muzarelli an den Kardinal folgende Rede in lateinischer Sprache, die ich nach der Uebersetzung eines Freundes hier beifüge.

„Endlich, ehrwürdigster Erlauchtester Herr, ist der langersehnte Tag erschienen, der Tag der hohen Festlichkeit, an welchem Franzesco di Girolamo, dieser ehrwürdige Knecht des Herrn, priesterliches Mitglied der Gesellschaft Jesu, ein Mann, kräftig in Thaten und Worten, mit kirchlichen Ehren und himmlischer Verherrlichung gekrönt werden soll.

Seine erhabenen Eigenschaften waren von Benedict dem Vierzehnten kurz vor dessen Hinscheiden durch einen hohen Beschluß anerkannt; und seine Wunderthaten, des himmlischen Glanzes würdig, hatten bald darauf, durch den Ausspruch Clemens des dreizehnten, ihre Bestätigung erhalten: als plötzlich im Neapolitanischen Königreiche die Gesellschaft Jesu aufgelöset, und dadurch zugleich behindert wurde, die Seligsprechung ihres Mitgliedes vollends zu bewirken: und so schien es dem ehrwürdigen Francesco eine Verringerung seines eigenen Ruhmes zu seyn, wenn er solchen nicht mit derjenigen Provinz seines Ordens theilte, die sein Jünglingsalter zu jeder Tugend geleitet, und die dagegen durch ihn eine rühmliche Auszeichnung erhalten; einer Provinz, durch deren Unterstützung er die höchste Stufe seiner Vollendung erstiegen, und wo er sein, ausschließend nur Gott und dem Heile der Seelen geweihtes, Leben beschlossen."

„Unerwartet aber kehrte die Gesellschaft Jesu nach Neapel zurück und fand eine alte unzerstörte Heimath wieder, welche ihr Francesco da, wo seine ehrwürdige Asche ruhte, aufbewahrt hatte: darum glaubte sie, es der Dankbarkeit schuldig zu seyn, die eifrigste Thätigkeit anzuwenden, um ihrem Genossen bei dem sie gleichsam gastlich eingekehrt, die ausgesetzte Verherrlichung zukommen zu lassen. Pius der siebente war ihrem Anliegen nicht entgegen, er hatte bereits die Gesellschaft durch sein Machtwort und durch seine väterlichen Gesinnun-

gen wieder emporgerichtet, und glaubte nun, zum neuen Beginn ihres hohen Berufs ihr kein beßres Haupt, als den Franciscus an die Spitze stellen zu können. Und wahrlich! nicht ohne besondere Fügung Gottes ist es geschehen, daß die Gesellschaft ihren neuen Beruf mit der Verherrlichung desjenigen anfangen wird, durch dessen Ruhm sie so glänzend bestanden: und so wird Franciscus hinfüro den aus allen Gegenden zurückkehrenden Brüdern auf dem Wege des evangelischen Wandels vorleuchten, als ein strahlendes Licht."

„Da nun, in Betreff der Wunderthaten des ehrwürdigen Knechtes Gottes, auf gebührendes Ansuchen der entscheidende Ausspruch des höchsten Oberhauptes der rechtgläubigen Kirche, Pius VII. eingegangen, und zugleich die Verordnung, wegen der zu dessen Seligsprechung festzusetzenden Zeit, von Seiten des höchsten Bischofs erfolgt ist: so bietet sich nun zu der Einführung eines hochbewährten Dieners des Heilandes in die Reihen der auf Erden zu verehrenden Seligen, kein bequemerer Tag dar, als eben der eilfte May, der Tag nehmlich, an welchem er dies Leben verließ und sich in die Versammlung der Seligen in den Himmel aufschwang. Diesemnach also wende ich mich an Sie, Erhabenes Oberhaupt unsrer Versammlung, mit der Bitte: unverzüglich nun zu gestatten, daß die Apostolische Urkunde öffentlich vorgelesen werde, kraft welcher dem Francesco di Girolamo die kirchliche Verehrung zugestanden wird: dies begehret

dringend die Stadt Neapel und das neapolitanische Reich *), welches das Geburtsland des außerordentlichen Mannes Gottes ist, das Land, welches seine Vorträge hörte, seine Wunderthaten anstaunte, und welches jetzo seine heilige Asche aufbewahrt — auch bittet darum die ruhmvolle Gesellschaft Jesu, welche dieses Mitglied, als ein vollendetes Vorbild der Heiligung und der evangelischen Würde aufstellt, und solches zu verehren und nachzuahmen strebt. Endlich noch scheint es die ganze Kirche zu verlangen, damit in den Tugenden und hohen Gaben des Seligen ein neues Zeugniß für den katholischen Glauben, und ein glänzendes Beispiel für die Arbeiter im Weinberge Gottes erscheine!"

*) Die Thaten und Wunder dieses Heiligen hatte zum Behuf der Heiligsprechung unter Benedict XIV. ein Jesuit, der Vater Carlo de Bonis schon im Jahr 1748 in Neapel verfaßt und in den Druck gegeben. Diese Schrift wurde dann in Rom 1806 auf Veranlassung der wirklichen Seligsprechung wieder aufgelegt unter folgendem Titel: Ristretto storico della vita e prodigiose gesta del Beato Francesco di Girolamo della Comp. d. Gesu — in occasione solenne san beatificatione a comode de' divoli ristampata (Rom 1806 bei Giunchi 112 S. in 12.) Hier wird unter andern p. 54. von seiner Nächstenliebe folgendes Beispiel angeführt. Als ihn die Armen von allen Seiten umdrängten, rief er aus: Wohlan, zieht dem Vater Francesco die Haut ab und verkauft sie auf dem Markte. Der Kaufpreis sey euer Almosen, weil ich sonst nichts habe!

B.

Hierauf wurde die päbstliche Urkunde der Seligsprechung selbst vorgelesen; und in diesem Augenblicke flog an dem bestrahlten Bilde der Vorhang zurück; ein Te Deum wurde angestimmt, und eine feierliche, mit Gesang begleitete Messe gelesen. Kanonendonner verkündete draußen, was innen vorging. Zur Vesperstunde gegen fünf Uhr Abends wurde der Pabst im höchsten bischöflichen Pomp von seinen Schweizern in die Kirche getragen: er verrichtete an verschiedenen Altären mit großer Andacht die hohen priesterlichen Handlungen und stellte das Bild des Seligen auf den Hauptaltar zum Zeichen, daß Francesco fortan mit Altarwürdigkeit begabt sey.

Den 12. May.

Es gewährt eine sehr fruchtbare Geistesunterhaltung, wenn man in einer stillen Stunde mit unbefangenem Sinn den Anfängen und Fortschritten der Menschheit unter den verschiedenen Himmelsstrichen nachforscht; und wenn man diese Untersuchung besonders der höchsten Angelegenheit der Menschen, der Religion zuwendet: so wird man überall in der Geschichte des Tages sowohl, als in den Annalen der Vergangenheit wahrnehmen, daß sich jene höchste Angelegenheit immer klimatisch innerlich entwickelt, und äußerlich gestaltet. Welch ein Unterschied findet sich in dieser Rücksicht zwischen dem Südbewohner, auf den ein ewig heiterer Himmel niederstrahlt, und dem nordischen Menschen, an wel-

chem so viel graue neblichte Tage kalt vorüberschleichen, und ihm die erquickende Sonne verhüllen! Sind es nicht gleichsam phantastische Arabeskengehänge von lieblichen Bildern, welche romantisch bunt den Homerischen Götterhimmel umgaukeln? Dahingegen schwebt eine dunstige, halb finstere Geisterwelt in düstern Wolken vor Ossians schwermüthiger Seele. Etwas Heiliges, Ewiges lag allerdings in unreifen Vorstellungen und dunkeln Ahnungen allen jenen Formen zum Grunde: aber das Licht der Wahrheit, welches erwärmt und erleuchtet, mangelte allen. Das Christenthum trat in die Welt und brachte den Geist mit, der lebendig macht; die Kraft, die das Leben erhebt, den Sinn, der das Gemüth heiliget und die Hoffnung, welche Freudigkeit giebt im Leben und im Tode. Aber auch diese himmlische Erscheinung konnte sich nicht gänzlich retten von aller verschiedenartig-irdischen Beimischung, wie einfach und klar sie auch ihren Sinn ausspricht. Die Seele des nordischen Menschen, in welcher der Tag der Vernunft angebrochen ist, der Vernunft nehmlich, die sich nicht vermessen geberdet, diese Seele wird gern, ihrem Christenthume zufolge, Gott still anbeten im Geist und in der Wahrheit. Die Phantasie des Südländers hingegen will vom Christenthume Zeichen und Wuuder sehn. — Aus dem allen nun, indem die Unvertilgbarkeit früherer Eindrücke dabei mitwirkt, scheint mir der Erklärungsgrund derjenigen Erscheinung hervorzugehn: daß auch sehr gebildete

Menschen reichlich ausgestattet mit Geisteskraft, Kenntnissen und Einsicht, dennoch zur Befestigung ihres religiösen Glaubens, einer sinnlich-fortdauernden Offenbahrung Gottes bedürfen, und daher an wundervollen Legenden, wenn nicht eben Erbauung, doch Wohlgefallen finden, wie geschmacklos, platt und abentheuerlich solche Erzählungen auch dargeboten werden. Ein würdiger Geistlicher, ein verständiger und unterrichteter Mann sprach mit mir über die Lebensbeschreibung des, so eben seliggesprochenen, Francesco, und versicherte, daß sich diese Erzählung keinesweges auf bloße Gerüchte gründe; die darin aufgeführten Thatsachen seyen vielmehr sorgfältig untersucht und bestätiget gefunden worden.

Uebrigens reicht, nach hiesigen Begriffen, die sittliche Vollkommenheit bei weitem nicht hin, einen Anspruch auf eine solche öffentliche Seligsprechung zu begründen: es gehören Wunderthaten dazu! Darum ist auch das Leben des seligen Francesco nichts weiter, als eine seltsame und abentheuerliche Zusammenwerfung aufgeraffter Wundererzählungen, die der Biograph zum Theil aus dem Munde einer Vatermörderin haben will, welche von dem seligen Manne, freilich wiederum durch ein Wunder, in eine gottselige Seele verwandelt worden ist. Schon als Knabe hat Francesco übernatürliche Thaten verrichtet, und nachher, als Priester hat er die Gedanken der Menschen in der verschloßnen Brust entdeckt, ihre heimlich begangenen Missethaten ihnen vorgehalten, verstockte Sünder plötzlich bekehrt,

Kranke geheilt, Todte lebendig gemacht; auch hat er ein Kind von zwei Monaten, welches der Vater nicht für das Seine anerkennen wollte, in den Stand gesetzt, diesen mit lauter Stimme für seinen Vater zu erklären *). Endlich setzte die Mütze, worin der Selige verstorben, dessen Wunderthätigkeit fort; und ein Kirchendiener, der solche entwendet hatte, heilte durch sie heillose Krankheiten. Auf die sittlichen Eigenschaften des Seligen wird in dieser Lebensbeschreibung wenig oder gar keine Rücksicht genommen: die Tugend seiner Bescheidenheit wird durch die Bemerkung dargethan, daß er sich selbst einen Pöbelgesellen, einen Unwissenden

*) Ristretto storico
della vita e prodigiose gesta
del
B. Francesco di Girolamo
Roma 1806.
nella Stamperia di Giovanni Ginenchi presso
Carlo Mordacchini, con Approvazione.

Prese perciò partito il Beato, che venisse la donna col bambino per mostrarlo al genitore; e neppur con ciò profittando, rivoltosi al bambino: Parla, disse, perte, o mio bambino: a nome di Dio di tu il nome del tuo padre. A tal comando in presenza di tutti fu udito rispondere il bambino di due mesi. Eccô il mio padre, stendendo le picciole braccia, come se volesse abbraciarlo. Non pote reggere a tal portento l'instupidito genitore, e genuffesso con chieder perdone prima al B. Francesco, e poi all' oltraggiata moglie, rimise la pace in casa sua, e de parenti della sua consorte. p 35.

einen Esel, ein vernunftloses Thier, ein Vieh genannt habe*).

Wenn mir nun, wie aus den obigen Betrachtungen erhellen wird, in dem römischen Kirchenwesen so mancherlei aufstieß, was zu grell, zu irdisch hervortritt, und wie ich glaube, der heiligsten Angelegenheit des Menschen eine zweckverfehlende Richtung giebt; wenn ich den prunkhaften Schmuck, womit das ganze Gebäude umhangen ist, selbst mit schonender Rücksicht auf dasjenige, was der südlichen Natur gern zu gute gehalten wird — noch zu bunt, zu zerstreuend und zu wenig auf den innern Menschen hinweisend, oder gar von ihm ablenkend finden muß: so bietet gleichwohl, was ich freudig eingestehe, die römisch-katholische Glaubensform manche rührende Seite dar, manche Gebräuche, die mir als sehr zweckmäßig und aus der Tiefe der menschlichen Brust geschöpft, erschienen sind; als erbauende und fördernde Anregungen, die Beifall und Nachahmung verdienen, und deren Einführung in die protestantisch-evangelische Kirchenordnung sich wohl wünschen ließe. Die

*) Ladavo una Monaca le fatiche di lui, e lo pregava a risparmiar la sua vita, cessando di fare tante prediche. Mi lodate, egli rispose, perchè fo quel che fanno gli asini cioè ragghiare, in ogni luogo, se venite un altra volta a questo confessionale chiamatemi asino, plebeo, ignorante; poichè direte il vero, e mi raccorderete lamia vera condizione. p. 57.

herrliche musikalische Einleitung zum Gottesdienste, sollte sich unsere Kirche nicht abgehen lassen: jedoch nicht anders, als mit Beibehaltung unsrer alten und neuen kräftigen Kirchenlieder, welche die Gemeine zu singen hat. Tiefer dringt zu dem Gemüthe, was der Mensch selbst singt, als was ihm vorgesungen wird. Die bewegte Lippe bewegt auch das Herz. Eine zur Andacht begeisternde Vorbereitung sey die Musik *). Hiernächst würde ein Fest aller Seelen, gehörig geordnet, und dem Geiste der evangelischen Denkart angemessen, unserm Kirchenwesen nicht anstößig seyn. Wer trägt nicht liebend und feyernd ein heiliges Andenken an theure Vorangegangene in seinem Herzen? Jeder würde zu der allgemeinen Todtenfeier seine besondern Erinnerungen mitbringen. Denen die dahingegangen sind, können wir nichts mehr thun, nichts mehr seyn; was wir ihnen schuldig blieben, ist nicht mehr abzutragen: daran müßte uns kräftig und rührend eine solche Festlichkeit mahnen! Welche Anregungen des Wohlwollens würden wir aus einer so heilig-ernsten Stunde mit uns nehmen! welche Vorsätze, immer strenger zu werden gegen uns, immer milder gegen andere. Kei-

*) Der verstorbene Herzog von Meklenburg Schwerin hat in seiner Hofkirche schon eine solche Gottesverehrung eingeführt. Zu diesem Zwecke ließ er geistliche Kantaten und Psalme von Naumann und Himmel komponiren. d. Verf.

Keinen Rückstand der Pflicht uns nachzusehn im Kreise unsrer näheren oder entfernteren Umgebung, und immer fester zu werden in den Gesinnungen des Wohlwollens und der Liebe: dies wäre das Lehrreiche; aber auch geweihete Genüsse würde dem edlen Herzen solche öffentliche Feststunde zuführen: sie würde das selig-wehmüthige Bewußtseyn erwecken, daß die Seele des zum höheren Seyn Abgerufenen mit einem segnenden Andenken an uns dahin schied; daß das Auge der geliebten Gestalt über dem letzten Blick des erwiedernden Wohlwollens sich schloß *).

*) Das römisch-katholische Aller-Seelenfest, welches bekanntlich seinen Ursprung dem fünften Abte von Clugni, Odilo im Jahr 998 verdankt, als ihm die von Jerusalem über Sicilien zurückkehrenden Waller erzählten, wie sie in den Schlünden des Aetna das Toben der Hölle gehört hätten (S. Alteserа Origg. monasticae p. 707.) soll die Lehre vom Fegefeuer mächtig befördert haben. S. Henke Kirchengeschichte II. 80. Es ist hier nicht der Platz, diese Beschuldigung zu prüfen. Aber es bedarf weder einer Festliturgie, wie sie Julius Reichsgraf von Soden vorschlug, noch eines Krummacherschen (übrigens sehr empfehlungswürdigen) Festbüchleins, um die durch die Trauerlogen in den Kreisen der Freimaurer, durch die Osterfeier auf den Begräbnißplätzen der Herrnhuter und viele ähnliche Institute auch unter den Protestanten schon hinlänglich beglaubigten Gedächtnißfeier der in diesem Jahre Verstorbenen überall schon wünschenswerth zu finden. Die neuesten königl. preußischen Anordnungen eines solchen Erinnerungsfestes am Schlusse jedes Jahres vom 15.

Neben dieser so aufgefaßten Todtenfeier, mögte noch ein anderes Fest in unsrer Kirchenverfassung eine schickliche Aufnahme finden dürfen: ein Fest des Andenkens an hochverdiente Menschen, die im Gebiete der Religion und der Sittlichkeit, als leuchtende Vorbilder der Tugendkraft sich auszeichneten, könnte dem Geiste unsrer Kirchenverfassung, sollt ich glauben, nicht zuwider seyn. Ein Wickclef zum Beispiel, ein Johann Huß, ein Hieronymus von Prag, ein Luther, ein Heinrich von Hutten und jener hochehrwürdige Bischof von Orleans, der sich bei Gelegenheit der Hugenotten-Verfolgung mit Gefahr des eigenen Lebens seinen wüthenden Glaubensgenossen entgegen stellte, und die unglücklichen, zum Morde bestimmten, Menschen in Schutz nahm.

Solche Männer sind es, die wohl eine jährlich wiederkehrende Verherrlichung ihres Namens verdienten. Eine Feierlichkeit dieser Art, ohne alle vernunftwidrige abergläubige Beimischung, weislich geordnet, oder vielmehr so scharf begränzt, und unter solche Bestimmungen gefaßt, daß eine unziemliche Beimischung auch in der Folge sich nicht anhängen könnte, müßte nach meiner Empfindung,

November 1816 beweiset hinlänglich, wie lebhaft das Bedürfniß eines solchen Festes neuerlich gefühlt wurde. Vergl. Ammon's Kanzelberedsamkeit S. 151.

B.

die erbaulichsten Folgen hervorbringen, und den wohlthätigsten Einfluß auf die Sittlichkeit haben. Es versteht sich von selbst, daß bei dieser Feierlichkeit die bedeutendsten Züge aus dem Leben des Gefeierten zur Beherzigung hervorgehoben werden müßten. Der Muth und die Beharrlichkeit des edlen Kämpfers in den Gefahren, welche sich ihm auf dem Wege zu seinem Ziele entgegen drängten; seine Aufopferungen für das Gute für das Rechte; seine Selbstverläugnung, um das Würdige festzuhalten; dann Züge von Sanftmuth und Demuth, von Nachsicht und Geduld, unter feindseligen und widerwärtigen Menschen, Beweise von Verträglichkeit, Duldung und großmüthiger Versöhnung, von Wohlthätigkeit und Milde, selbst gegen Feinde: dergleichen Tugenden und Züge aus dem großen Leben des Unvergeßlichen müßten die Gegenstände der Festbetrachtung eines solchen Gedächtnißtages seyn: welche Gesinnungen und Bestrebungen für das höhere Leben der Tugend, welche Begeisterung für die Triumphe über die selbstsüchtige Leidenschaft würde eine Feierlichkeit der Art besonders jungen Gemüthern mitgeben auf den fernern Weg ihres Lebens *). Man wende nicht ein, daß

*) Viel treffendes, welches hieher gehört, findet man in dem Abschnitte des Systems der christlichen Moral von Reinhard, welcher von den Tugendmitteln handelt und die Beispiele unter den kräftigsten Mitteln der Art zählt. Th. IV. S. 637 f. f. B.

dergleichen Wirkungen vorübergehend seyen, wie die Eindrücke der ersten Abendmahlsfeier oft sind: — sie sind es freilich oft, öfter aber sind sie es auch nicht! — Und wie? soll denn nichts geschehen, weil das Beste zuweilen vergebens geschah? — überhaupt ganz vergebens geschieht eigentlich nichts: schon oft hat, was scheinbar umsonst war, eine spätere Rückkehr veranlaßt, zu dem was recht ist.

Den 13. May Tivoli.

Auf drei Wochen habe ich Rom verlassen, um die in dessen Nachbarschaft liegenden Oerter zu besuchen, deren geschichtliche Namen so viel anziehendes haben. Zuerst wendete sich meine Ausflucht nach Tivoli, achtzehen Miglien von Rom. In welcher Richtung man von dieser Stadt ausgeht: man wandert auf ruinenvollen Wegen; besonders hat die barbarische Zerstöhrung der großen Anzahl von Wasserleitungen den Boden umher mit Trümmern bedeckt. Wir zogen durch das Esquilinische oder auch Collatinische Thor, welches jetzt St. Lorenzo heißt *). Etwa vier Miglien von der Stadt führte uns eine Brücke über den Teverone, Ponte Mammolo **) genannt, eine Brük-

*) Andere vergleichen das Thor von St. Lorenzo mit der alten Porta Tiburtina. Es kommt aber auf Eins heraus. B.

**) Oder auch Mamole. B.

ke, die an des Kaisers Alexander Severus Mutter, Mammea, erinnert, welche sie hat erbauen lassen. Reste alter Gräber bezeichnen die ehemalige Consular-Straße. Acht Miglien weiter ging unser Weg über eine kleinere Brücke, unter welcher sich ein schwefelhaltiges Flüßchen hinzieht; in dessen Nachbarschaft, ohngefähr eine Miglie links vom Wege, befindet sich die Acqua Zolfa, ein schwefelichter See, der nicht über hundert Ellen im Durchmesser hält. Ihn umgab in der alten Zeit ein heiliger Hayn, wo eine göttervertraute Sibylle Orakelsprüche vernehmen ließ. Das Wasser dieses Sees heilt Hautkrankheiten: deshalb sind auf der einen Seite des Ufers Badeanstalten eingerichtet worden. Der Schwefelgeruch des Wassers, welches lau warm ist, und bei den Alten in großem Ruf der Heilsamkeit stand, verbreitet sich weit umher. Eine überraschende Merkwürdigkeit dieses Sees sind die schwimmenden kleinen Inseln, die sich auf seiner Oberfläche bewegen und ab- und zunehmen, je nachdem sich Erdreich ansetzt, oder abgespühlet wird. Das Wasser ist von beträchtlicher Tiefe, und Entwickelungen von schwefelsaurem Gas, erscheinen darauf in unzähligen kleinen Blasen. Auch am Wege hie und da sprudeln, in kleinen weißlichen Wasserauffsammlungen, solche Bläschen auf. In der Nähe der Acqua Zolfa sieht man unförmliches Gemäuer liegen: Reste von Bädern sind es unstreitig, da man in diesen Dämpfen wohl keinen Wohnsitz angelegt haben wird; aber unge-

wiß ist ihr alter Name, indem sie von einigen Antiquaren Bäder des Agrippa, von andern Bäder der Königin genannt werden, der Königin Zenobia nehmlich, welcher Aurelian zu Tibur einen Wohnsitz angewiesen hatte. Weiterhin, etwa vier Miglien von Tivoli führte uns abermals über den Teverone eine Brücke, von einer Schlacht, welche die Römer daselbst gegen die Lukanier gewonnen, Ponte Lucano genannt. Tiberius Plautius, der in dieser Gegend ein Landhaus besaß, ließ die Brücke zu seiner Zeit herstellen, und baute neben ihr ein Familiengrab, das dem Metellischen (Th. II. S. 193.) völlig gleich ist, und sich bis jetzt wohl erhalten hat, obgleich es den Gothen zu einem befestigten Vertheidigungspunkte dienen mußte.

Endlich, zwei Miglien von Tivoli, gelangten wir über einen fünf Fuß breiten, und eben so tiefen Canal, dessen bläuliches Wasser ziemlich schnell dem Teverone zufließt, und einen unerträglichen Schwefellebergeruch ausdampft. Der Kardinal Este hat diesen Canal graben lassen, um die Sumpfgegend möglichst auszutrocknen. In dieser Ebene, in der Nähe der angrenzenden Sabiner-Berge, trift man auf Stellen, die, wenn man hart niedertritt, einen holen Klang von sich geben, und überdies durch mehrere Erdfälle, die innere Aushölung des Bodens verrathen. Empfindliche Schwefeldämpfe dringen aus diesen Erdfällen hervor. Es

ist gewiß, daß oberhalb und unterhalb dieser Ebene heftige Bewegungen gewühlt haben *).

Den 14. May.

Gestern Nachmittag gegen fünf Uhr gelangten wir in Tivoli an. Es ist nicht zu verwundern, daß dieser nicht sehr reinliche Ort, mit seinen engen, schlecht gepflasterten Straßen, eben keinen freundlichen Eindruck auf mich machte: denn der wohlklingende Name Tivoli, den ich so oft und immer in Begleitung lieblicher Bilder aussprechen hörte, hatte natürlich in meiner Phantasie eine romantisch anmuthige Vorstellung hervorgebracht, gegen welche freilich die unansehnliche Stadt selbst, getrennt von ihren reizenden Umgebungen, widerwärtig abstechen mußte: aber sogleich, nachdem ich in dem Wirthshause angekommen war, und zu dem Fenster meines Wohnzimmers hinaussah, erblickte ich in dem Hofe des Hauses den berühmten Sibyllen-Tempel; auch vernahm ich das Rauschen des lieb-

*) Sickel's große Karte von der Campagna di Roma nebst der dazu gehörigen, in Rom gedruckten Description (Rom 1804) wird hier mit großem Nutzen verglichen werden können. Verkleinert und in Auszuge befindet sie sich auch im Almanach von Rom vom Jahre 1811. Uebrigens bedarf es wohl für Freunde der Mineralogie, die auf der Höhe der Wissenschaft sind, kaum eines Winkes, daß die Wernersche Schule gegen die meisten dieser Vulcane und die ausgebrannten Krater sehr erhebliche Zweifel anregt. B.

lichen Wasserfalles, der ganz in der Nähe zu mir herüber tönte: und die gestörte Vorstellung, so wie sie sich sonst in mir mit dem Namen Tivoli verknüpft hatte, trat lichthell wieder hervor.

Ich that einen Blick in die Vorzeit dieses Ortes: sie weicht in das tiefste Alterthum zurück. Tibur soll 1500 Jahr vor Christi Geburt und folglich vor der Gründung Roms, eine bedeutende Stadt im Gebiete Latiums gewesen, und von den Ureinwohnern Italiens (Aborigines) erbaut worden seyn. Albunea, auch die Tiburtinische Sibylle, genannt, war die göttliche Schützerin des Ortes. Eine alte Sage läßt ein Bildniß von ihr, ein Buch in der Hand haltend, in der Tiefe des Anio gefunden werden. Im schauerlichen Dunkel des heiligen Hayns, an dem obenerwähnten Schwefelsee, war der geheimnißvolle Sitz ihres Orakels. Mephitische Dämpfe schreckten Ungeweihete von dem Hayne zurück.

Achthundert Jahre vor Christi Geburt waren die Tiburtiner den Römern lange furchtbar, bis endlich Camillus sie überwältigte und unterwarf. August liebte vorzüglich Tibur. Hadrian aber zeichnete es durch eine der herrlichsten Villen aus; und unter den Dichtern und Gelehrten, welche diese Gegend zum Sitze der Musen weiheten, hat besonders Horaz sie in seinen Liedern erhoben. Aber auch sie entging dem Schicksale aller menschlichen Dinge nicht; im Jahr der christlichen Zeitrechnung 445 wurde Tibur von dem Gothenkönig

Totila auf das grausamste zerstört. — Friedrich Barbarossa ließ die Stadt wieder herstellen, aber ihre Herrlichkeit kehrte nicht mehr zurück. Jetzt ist sie der Sitz eines Bißthums, zählt etwa sechs bis sieben Tausend Einwohner, umfaßt mehrere Klöster und außer der Kathedralkirche, sieben Pfarrstellen.

Das merkwürdigste und reizendste Denkmal des Alterthums ist der allgemein sogenannte Sibyllen-Tempel, der auch wie andere wollen, und nicht unwahrscheinlich ist, ein Heiligthum der Vesta gewesen seyn kann; denn die Tiburtinische Sibylle Albunea hatte ja ihren eigenthümlichen Sitz in jenem Hayne am Schwefelsee der Solfatara, die bei den alten Geographen Albulae heißt. Der kleine luftige Tempel steht auf einer Felsenspitze, nahe meinem Fenster gegenüber; seine Kuppel, die mit Stukatur geziert ist, ruhete ehemals auf zwanzig schlanken kanelirten, offnen Säulen, von denen nur noch zehen wohlerhalten vorhanden sind, der Fries ist mit Stierköpfen und Kränzen geschmückt. Gern ruht der Blick auf diesem freundlichen Nachlaß der alten Zeit. Das Tönen des nahen Wasserfalles verbreitet um ihn ein feierlich mystisches Wesen, das etwas sehr anziehendes für die Empfindung hat, und ihr eine erhöhte Stimmung mittheilt. — Unter welchen Namen, — unter welcher dunkeln Gestaltung es auch immer seyn mag, daß hier dem Menschen der alten Welt sein Verhältniß zu den höhern Mächten erschien:

er hatte mit mir ein und dasselbe Bedürfniß, eine geistige Welt, etwas höheres, als der Mensch ist, anzuerkennen; sein sterbliches Wesen zu dem Unsterblichen zu erheben, — ich betrachte und betrete mit Ehrfurcht die geweihte Stelle. — In ihrer Nähe liegen noch allerlei Reste eines, in Viereck gebaut gewesenen, man weiß nicht, welches Tempels. Die Ruinen des berühmten Herkules-Tempels, in welchem Augustus so oft zu Gericht saß, haben die heutige Kathedralkirche ausstatten müssen. Den prachtvollen Wassersturz bildet der Teverone, der von dem Berge Trevi an der Grenze von Abruzzo daher eilt. An die Stelle der verschwundenen alten Herrlichkeit ist die moderne Villa Este getreten, die sich jetzt schon sehr dem Verfalle zuneigt. Sie ist ein Zeugniß Nepotischer Verschwendung. Der Kardinal Hippolytus von Este, ein Sohn des Herzogs Alfons von Ferrara und der berüchtigten Lucrezia Borgia hat sie erbaut. Wenn sie gleich kein ausgezeichnetes Werk der Baukunst darstellt, so ist ihre Lage desto vorzüglicher auf einer Anhöhe, um welche sich von allen Seiten entzükkende Aussichten darbieten. Diese Villa liegt gleichsam im Mittelpunkt einer großen und erhabenen Bildergallerie der Natur. Von einem gewissen Punkte der Terrassenhöhen des Gartens sieht man auf die malerischen Ruinen der berühmten Villa des Mäcen hinab, und der Blick scheint um ein Ariostisches Zauberbild zu schweben: ja man glaubt in einem üppigen Feenraume umher zu irren,

wenn man diesen in seiner Verwilderung noch reizenden Garten durchwandert. Er ist reich an Lusthaynen, voll Wildniß und Zierlichkeit, voll Grotten, mit wuchernden Laubvorhängen umgrünt; und für die Menge von Wasserspielereien hält ein wirklich schöner Wasserfall, der über eine lange Reihe von Stufen herabplätschert, schadlos. Die Kunstschätze sind aus den Sälen des Casino verschwunden; aber es fällt der Einbildung nicht schwer, sich eine Vorstellung von der ehemaligen Pracht dieser Villa zu machen. Der Kardinal Este war Arioſts Gönner und Freund. Hier lebte der unsterbliche Schöpfer des Orlando furioso; dieser Raum war wohlgeeignet die Phantasie des Dichters zu so vielen Zauberbildern seines, nur zu üppig reichen, Gedichtes zu begeistern. Aber wenn man auch dem frohen Dichter dies Paradies seiner poetischen Träume gern gönnen mögte; so schmerzt es doch, daß er es mit Schmeichelworten bezahlen mußte, von denen Wahrheit und Zucht die Augen wegzuwenden genöthiget sind.

Den 16. May.

Gestern durchstreiften wir die Ruinen der ehemaligen Hadrianischen Villa, bei deren Anlage es darauf abgesehen war, alles, was bis dahin bewundert worden, zu verdunkeln, und alles zu überstrahlen, was im Gebiete der Kunst die höchste Anstrengung je hervorgebracht hatte. Diese Villa lag in einem Umkreise von sieben Miglien. Hier ließ

Hadrian von den geschicktesten Künstlern seiner Zeit alles dasjenige nachbilden, was an Großheit und Herrlichkeit in allen Theilen der damals bekannten Welt erschienen war. Asiatische Pracht, ägyptische Colossalität, griechische Zierlichkeit und Kunstvollendung feierten hier in vertraulicher Zusammenstellung einen anmuthigen Wettstreit. Tempelformen, Gebäude von allerlei Art schmückten die großen Höfe und Plätze; kostbare Wasserleitungen durchkreuzten sich auf mannigfaltige Weise. An den beiden äußersten Enden der Villa standen zwei Theater, und noch sind Spuren eines großen Bibliothekgebäudes zu sehn, welches alle Schätze der Wissenschaften enthielt. Bäder, Naumachien und Rennbahnen wechselten mit einander ab. Ein noch erkennbarer Raum von dreihundert funfzig Ellen Länge, und hundert und sechzig Ellen Breite, scheint ein Waffenübungsplatz für die prätorianischen Soldaten gewesen zu seyn. Um diesen Raum zogen sich Arkaden und hinter diesen kleine Zellen hin, noch jetzt centum cellae *) genannt, welche von Soldaten bewohnt wurden. Von diesen Zellen sind noch einige erhalten, und mit artigen Wandmalereien geziert.

Hier sollte sich nun einmal alles beisammen finden, was ein Daseyn hatte in der Wirklichkeit oder auch nur in der Idee. Und so durfte dann

*) Heutzutage gewöhnlich cento camerelle genannt.

ein Elysium und ein Tartarus nicht fehlen. Die Canäle, welche einen Theil des Gartens durchirrten, mußten die Höllenflüsse vorstellen. So wie nun das Vorzüglichste jeder Kunst und jeder Erfindung hier seine Stelle fand, so mußte auch aus allen Weltgegenden eine auserwählte Flora hieher wandern, wovon noch Spuren in wildem Gesträuch angetroffen werden. Mit einem Worte: in diesem Raume sollte sich nicht nur eine prächtige Kaiserstadt im kleinen, sondern auch die ganze Welt im Auszuge darstellen. Gleich wie Hadrian, der nicht ohne tyrannische Launen war, alles Wissenswürdige in sich aufnahm, so wollte er hier auch alles Preiswürdige um sich versammelt sehn *).

*) Immer erneuert sich der Schmerz, daß uns außer den drei Zeilen beim Spartian aus dem Alterthume über diesen Weltpark oder Mikrokosmus keine schriftliche Nachricht übrig blieb. Das gründlichste darüber hat auf wenig Seiten unser Winckelmann gesagt in seiner Geschichte der Kunst (Werke Band VI. Th. I. S. 291 f. f.) Die Phantasie hat unter diese Trümmer, die an zehn Miglien im Umfang haben, den weitesten Spielraum alles nach Belieben auszumalen und das haben auch neue Architekten und Zeichner, wie z. B. Peyre Piranesi u. s. w. in ihren Planen und Aufrisseu ohne alle Scheu gethan. Immer bleibt, wenn einmal die Sache phantastisch ausgeschmückt werden soll, die Schilderung, welche der geniale Heinse in seinem Adringhello davon mit glühenden Farben entwirft, das üppigste, reizendste Gemälde der Art. Man ist in Rom selbst darüber einverstanden, daß des alten

Nicht lange hat dieser prachtliebende Kaiser den Triumph der Eitelkeit hier genossen; er hat nur zwei und zwanzig Jahre regiert, von denen er siebenzehen auf den Reisen durch seine weiläuftigen Staaten zubrachte. Seine Nachfolger fingen bald an, diese kostbare Villa zu berauben, und die Gothen vollendeten die Zerstörung. Jetzt herrscht in diesem Raume Fieberluft, und Schlangen bewohnen das wilde Gebüsch, und die Schutthaufen der eingestürzten Gebäude.

Den 19. May.

Es ist verführerisch, sich in dem vollen Kelch

Baumeisters Pirro Ligorio leinfach trockne Grundrisse in dem jetzt selten gewordenen Werke Pianta della villa Tiburtina (wovon der Baumeister Francesco Conti zu Rom 1751 eine neue Ausgabe veranstaltet hat) der einzige nicht ganz trügerische Wegweiser sey, da zu Ligorius Zeiten (zu Anfang des 16ten Jahrhunderts) die Trümmer dieser Villa noch nicht so umgewühlt waren, wie seit fast drei Jahrhunderten geschehen ist. Wir dürfen im Verfolg des großen Reisewerkes über Italien von Millin (wovon bis jetzt erst die zwei ersten Theile erschienen sind, die uns bis Novarra bringen) auch über die Villa Tiburtina viel interessantes erwarten, da der alles benutzende Millin auch die aus Turin nach Paris gebrachten 24 Folianten handschriftlicher Bemerkungen des Ligorio (S. Decade philosophique l'an VII. n. 19. p. 50) in der königl. Bibliothek in Paris zu vergleichen, und daraus seine eigenen in Tivoli angestellten Untersuchungen zu ergänzen Gelegenheit hatte. B.

der Genüsse zu berauschen, den die Natur dem Fremden darbietet, der diese Paradiese durchwandert; dergestalt, daß man sich leicht selbst vergißt, und zu wenig das Maaß der Kräfte beachtet, welche nicht nur die Anstrengung der Wanderung selbst, sondern auch die schleunige Abwechselung von Wärme und Kälte ertragen sollen. Ich habe für die Vernachlässigung der gehörigen Vorsicht in diesem Betracht sehr gebüßt. Am vorgestrigen Tage machten wir einen Ausflug zu den merkwürdigsten Punkten der, an hohen Naturschönheiten so außerordentlich reichen, Landschaft um Tivoli. Unser Weg ging bergauf bergab zu den berühmten sogenannten Kaskatellen, die aus lauter Wasserfällen bestehen, welche weißschäumend von einer, oberhalb grün bekränzten, Felsenwand herabbrausen, so daß es von Ferne den Anschein hat, als ob blendende, von einer Berghöhe niederhängende, bewegliche Schneedecken, vom kräftigsten Grün eingefaßt, im hellen Sonnenschein daherfunkeln; näher vernimmt man bald das liebliche Rauschen der Wassermassen, deren Kaskaden in beträchtlicher Entfernung von einander durch üppiges Waldgebüsch uiederstürzten. Wir standen dem lebendigen hohen Naturschauspiele gegenüber in einem herrlich blühenden Olivenhayn so fest gezaubert, daß wir von unsern Führern mehrmals erinnert werden mußten, aufzubrechen, um noch andere Punkte zu sehen. Endlich zogen wir weiter. Der Tag war heiß, und ich bemerkte in der Fülle meiner Empfindung des

Körpers Erhitzung nicht: so gelangten wir zu den großen Ruinen der ehemals so berühmten Villa des Mäcenas, durch deren hohe Hallen das Geräusch einer Wassermühle uns entgegen tobte. Erhitzt, wie ich war, trat ich in die feuchte, kalte Halle, und mich überfiel mit der plötzlichen Erkältung ein heftiger Fieberfrost, und bewußtlos mußte ich nach meiner Wohnung getragen werden, wo ich genöthiget war, den ganzen gestrigen Tag im Bette zuzubringen. Ich vermag nun nicht nachzuholen, was ich, durch jenen Unfall gestört, versäumt habe. Auch darf ich es nicht wagen, den beiden merkwürdigen sogenannten Grotten des Neptun und der Syrenen mich zu nahen. Nur wie dämmernde schattige Traumbilder schweben vor meiner Phantasie die Erinnerungen der letzten Gegenstände meiner Betrachtung.

Den 21. May.

So gern ich auch in der, durch Horazens Lieder so oft verherrlichten, und über alle Beschreibung reizenden, Gegend um Tivoli noch länger verweilte: so muß ich dennoch meinen Aufenthalt in diesem Paradiese abkürzen, um noch die, in dessen Nachbarschaft liegenden, merkwürdigen Orte, wiewohl auch nur mit flüchtigem Fuße, zu durchwandern. Die Zeit, welche mich an die Rückreise in mein Vaterland mahnet, gebietet Eile; denn mich verfolgt, wie ein böser Geist unsrer Tage, die finstre Ahnung, daß das Gewitter des Krieges

sich auch nach dem Norden hinziehen werde, wodurch ich sodann hier in der Ferne von den Meinen in ängstliche Verlegenheit gesetzt werden würde. Unsre Wanderung ging gestern nach Fraskati, einem Städtchen, das nicht fern von Tivoli und zwölf Miglien von Rom auf einer freundlichen Anhöhe liegt, von welcher es einen sehr anmuthigen Anblick darbietet. Fraskati ist an die Stelle des alten Tuskulum getreten, dessen undeutliche Ruinen in der Nähe umher verwittern. Tuskulum war eine der vorzüglichsten Städte im alten Latium. Die fabelhafte Sage läßt sie vom Telegonus, einem Sohne des Ulysses und der Zauberin Circe erbaut werden. Geschichtlicher aber dürfte es seyn, ihre Entstehung von den Hetruriern abzuleiten. Der aus Rom verjagte Tarquin, als er endlich von dem edlen Porsenna verlassen war, flüchtete sich nach Tuskulum, wo sein Schwiegersohn herrschte. Lange widerstand diese Stadt den Unterjochungsversuchen der Römer, ward endlich von ihnen überwältiget und in eine römische Munizipalstadt verwandelt. In ihr ward Cato, der berühmte Censor, geboren, ein Mann, der in sich alle Tugenden und alle Rauheit des antiken Roms vereinigte: Strenge bis zur Härte gegen sich und andere, Ernst und Würde, Mäßigkeit in Genüssen, Einfachheit der Sitten; eine gewaltige Kraft des Willens, die in unbeugsame Starrheit, und eine Vaterlandsliebe, die in Ungerechtigkeit und Grausamkeit gegen das Fremde, ausartete: mit allen diesen Eigenschaften stand er da, wie ein Fels, gegen den vergebens die Meereswellen stürmen. Ihn focht es wenig an, ob er geliebt oder gehaßt werde: nur gefürchtet

wollte er seyn von jedem, der, seiner Meinung nach, im Unrecht war. Da es ihm scheinen mußte, daß Philosophie dem Eindrang unrepublikanischer Sitten abzuwehren, nicht vermöge, so ward er der Philosophie abhold, und verfolgte die Philosophen. Ueberdies befleckte er seinen Charakter mit dem Laster des Geizes; recht, als ob er geflissentlich dahin strebe, seinem rauhen Wesen jede liebenswürdige Seite zu entziehn.

Auf eine sanftere Weise wird das Andenken von Tuskulum durch einen zweiten berühmten Namen verherrlichet: Cicero nehmlich hatte daselbst einen Landsitz, an den eine seiner philosophischen Schriften erinnert, in welcher er die Fragen über die Beherrschung der Leidenschaften, über den Werth der Tugend, über die Todesverachtung u. s. w. erörtert. —

Nach dem Sturze des römischen Reichs hatte Tuskulum alle Zerrüttungen, die nachher das schöne Italien verheerten, mit erfahren. In dieser Zeit nahm es eine günstige Gelegenheit wahr, sich zu einem selbstständigen kleinen Staat zu erheben. Im Jahr 1180 schlugen die Tuskulaner ein römisches Kriegesheer von ihrem Gebiete zurück, wurden aber sieben Jahre später von den Römern unter Pabst Cölestin dem Dritten überwältiget. Die rachedurstigen Sieger mordeten die Einwohner, zerstörten die Stadt, und Tuskulum wnrde zur Wüste. Neben den Trümmern der alten Stadt erhob sich nach und nach Fraskati, gegenwärtig der Sitz eines Bischofs. Auch an diese neue Stadt knüpft sich das Andenken eines berühmteu Mannes: sie ist des Dichters Metastasio Geburtsort.

Nicht nur die reizende Anhöhe, sondern auch die ungemein gesunde Luft hat reiche Familien herbeigelockt, sich hier anzubauen: dadurch ist eine bedeutende Anzahl von reichen und prachtvollen Villen entstanden.

Einen dieser schönen Landsitze hat jetzt Lucian Buonaparte an sich gekauft, und ihn zu einem Sammelplatze der herrlichsten Kunstschätze gemacht. An weiten und reichen Aussichten zeichnet die Villa Aldobrandini sich aus; sie ist ein Denkmal des Nepotismus von Clemens dem Achten und gegenwärtig im Besitz der Familie Borgheſe; sie wird gewöhnlich eben der Aussicht wegen, das Belvedere genannt. Das Casino liegt auf einer beträchtlichen Höhe, zu welchem prangende Terrassen hinaufsteigen. Herrliche Platanengänge ziehen durch den Garten hin, und schöne Springbrunnen bringen in die feierliche Gartenstille ein freundliches Leben. Dagegen läßt eine Wasserorgel ein höchst unangenehmes Geräusch hören; eben solche Mißtöne stößt ein Centaur aus seiner Trompete hervor, und Pan giebt aus seiner Flöte sehr unharmonische Töne zu vernehmen; dies ganze widerwärtige Concert wird durch Wassergetriebe bewirkt. Man geht schnell an diesen Künsteleyen vorbey, und ergötzt sich lieber an dem großen Wasserfalle, der von angemessenen Absätzen hernieder braußt. Diesem Wasserfalle gegenüber, tritt man in einen sehr großen Saal, welcher der Anlage nach, zur Abkühlung in heißen Sommertagen bestimmt zu seyn scheint.

Hier ist in der Tiefe des Saales von zusammengesetzten Felsenstücken ein sogenannter Parnaß aufgeführt, der von mißförmigen colossalen Göttergestalten bewohnt wird. An verschiedenen Stellen der Felsenmasse dringt rauschend klares Wasser hervor, welches durch unterirdische Röhren abgeleitet wird. Die Wände sind mit Landschaften von Dominichino bemalt, welche Apollos Thaten darstellen. Unter diesen Gemälden durfte Marsyas freilich nicht fehlen. Wie kann ein so gräßliches Bild der Rache ein Gegenstand der Kunst seyn? —

Aus dieser Villa begaben wir uns in eine andere, die ebenfalls der Familie Borghese gehört, und la Taverna genannt wird. Auch sie hat eine ungemein reizende Lage. Das Casino ist mit einem Garten umgeben, voll lebendiger Wasser. Diese Villa hängt mit einem dritten Borghesischen Landsitz, welcher Mondragone heißt, durch eine schöne lange Allee zusammen: wir besuchten auch diesen. Das Casino ist ein mächtig großes Gebäude, welches schon aus der Menge der Fenster erhellt, deren Zahl man mir auf dreihundert und sechzig angab. Das Gebäude liegt auf einer Anhöhe, und ist mit einem, der Größe des Hauses angemessenen, Garten umgeben. Von der Höhe einer der Terrassen, schweift der Blick über Hügel und Thäler bis in die Ebene von Rom. Viele wollen von hier auch am fernen Horizonte den schimmernden Silberstreif des Meeres erblicken. Wir durchzogen die weiten öden Säle und durchwander-

ten den Garten; aber der schönen Aussicht ungeachtet, umfing mich, wo ich hintrat, ein schauderhaftes Gefühl der Todtenstille, die das Ganze beherrscht. Zu dieser meiner Stimmung trug wahrscheinlich die schreckliche Geschichte der unglücklichen Familie Cenci bei, die vor etwa zweihundert Jahren diese Villa besaß, und auf eine entsetzenvolle Weise, zum Vortheil eines päbstlichen Neffen gänzlich untergehen mußte. Ich kann es nicht beschreiben, mit welchem herzzerreißenden Gefühle ich das öde Schlafzimmer betrat, worin eine Tochter angeblich den Vater getödtet haben soll. Die Thür stand offen, durch welche man in die Gallerie tritt, von wo der Leichnam des Ermordeten in den Garten war hinabgestürzt worden.

Auf dieser Geschichte ruht ein Schleier, der an sich schon das richterliche Verfahren, welches bei Untersuchung dieser Sache beobachtet worden, der Willkührlichkeit verdächtig macht. Nur durch Zusammenstellung der, darin zerstreut hervortretenden Umstände, und durch den endlichen Ausgang der hin und her schwankenden Gerichtsverhandlungen, wird man auf einen Schimmer von Wahrheit geführt. Das Haupt der Familie Cenci, welche zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts im höchsten Glanze des Reichthums und des Ansehns zu Rom lebte, war Francesco Cenci, ein Mann, der sich vor keiner Missethat mehr scheute, in welcher schauderhaften Gestalt sie sich auch darstellen mochte. Durch Jahrhunderte herab hatte das Sit-

tenverderben der Römer damals den höchsten Grad der Vollendung erreicht. In die herrschende Gesetzlosigkeit griff zu Zeiten, jedoch immer nur willkührlich, die päbstliche Gewalt hinein, wenn etwa ein persönliches Interesse sie dazu aufregte. Raub, Mord, Schandthaten aller Art und Banditengewerbe waren zu gewöhnlichen Tagesgeschichten geworden, und das Verbrechen hatte eine Oeffentlichkeit gewonnen, vor der man sich nicht mehr entsetzte. In solcher ruchlosen Zeit, und wo möglich sie noch übertreffend, lebte Francesko Cenci, so berüchtigt, daß die Verworfenen ihn den Verworfensten nennen durften. Verfeindet mit allen römischen Familien, und selbst mit dem päbstlichen Hofe Pauls des Fünften, sah er sich genöthigt, trotz seines Geizes, eine Anzahl Banditen zu unterhalten. Er war zum zweiten Male mit einer schönen Frau verheirathet, doch nur aus der ersten Ehe hatte er sechs Kinder, vier Söhne und zwei Töchter. Von den Söhnen schickte er die beiden älteren zur Erziehung nach Spanien, wo er hartherzig und unerbittlich sie darben ließ. Die Söhne erflehten endlich vom Pabste einen Befehl an den Vater, ihnen den nöthigen Unterhalt zukommen zu lassen. Dieser, über solchen Befehl wüthend erzürnt, rief die Söhne von Salamanka zurück, und sie wurden auf dem Wege von Banditen ermordet. Die Töchter leuchteten beide unter den römischen Schönheiten durch Anmuth und Liebreiz hervor; beiden muthete der alte Verbrecher Abscheuwürdiges zu.

Die ältere rettete sich, unter Mitwirkung des Pabstes, durch Verheirathung aus dem väterlichen Hause. Die jüngste, Beatrix, blieb nun allein den Verfolgungen des lasterhaften Vaters preis gegeben. Sie widerstand mit heldenmüthiger Kraft und trotzte den ausgesuchtesten Martern. Nach dem Beispiele der Schwester wandte auch sie sich an den Pabst; dieser fürchtete den alten tückevollen Wüthrich und that für sie nichts. Ganz Rom wußte das schreckliche Verhältniß, beklagte die Unglückliche, doch alles blieb unthätig. Ein einziger junger Mann, Guerra, gerührt von der hohen Schönheit und durchdrungen von dem standhaften Muthe der unglücklichen Beatrix, wagte verschiedene Rettungsversuche; alle schlugen fehl. In diesem Zustande der Verzweiflung und Hülflosigkeit befand sich Beatrix, als der Vater in einer Nacht von zwei Banditen auf seiner Villa Mondragone überfallen und getödtet wurde. Den Leichnam warfen die Mörder von der Gallerie, auf die man unmittelbar aus dem Zimmer kommt, in den Garten hinab. Der Vorgang wurde bekannt und bald so, bald anders erzählt. Aber jeder fand darin die Erscheinung eines rächenden Schicksals. Auf die Familie kam noch kein Verdacht. Den ersten Argwohn faßte und erregte eine Wäscherin, welcher Beatrix ein, mit Blut befleckes Bettuch zur Reinigung übergeben hatte. Auf die Anzeige davon wurde die Familie zur Untersuchung gezogen. Die Beschuldigten leugneten; jene Anzeige bewies

zu wenig: es wurde nichts ausgemittelt. Inzwischen war in Neapel ein Missethäter, Marzio, eingezogen worden, der unter andern Verbrechen eingestanden hatte, in Verbindung mit einem gewissen Olimpio, der aber entkommen war, den alten Cenci ermordet zu haben. Auch waren in seiner Aussage Andeutungen vorgekommen, welche von neuem einigen Verdacht der Mitschuld auf die Familie des Ermordeten, besonders auf Beatrix, warfen. Hierauf begann nun eine abermalige, schon peinlichere, Untersuchung: auch die ergab nicht, was man erwartete, nicht das, was man von Seiten der höchsten Richterstelle zu wünschen schien. Marzio wurde von Neapel herbeigeführt; er wiederholte die verlangte Aussage in Gegenwart der Angeklagten, und behauptete: daß er, so wie sein Mitschuldiger, zur Ermordung des alten Cenci von der Familie gedungen worden. Dieser Angabe fügte er nun eine, für den geübten Mörder fast zu sehr empfindsame, Beschreibung des Vorganges hinzu. Beatrix sey, erklärte er, bei der That gegenwärtig gewesen; und als sie — die abgehärteten Banditen nehmlich — vor dem Anblick des, in seinem so Bette ruhig schlummernden, Greises zurückgeschaudert, und schon entschlossen gewesen wären, die Ermordung aufzugeben: so habe sie mit lauter Stimme, — in der Nähe des schlafenden Greises — ihnen die schrecklichsten Drohungen zugerufen, worauf sie dann neuen Muth gefaßt, und die That vollzogen hätten. Jetzt trat Beatrix auf. Frei

und unerschrocken, als ob, was sie eben gehört hatte, nicht ihr gelte, zog sie aus dem dargelegten Zeugnisse, die innere Unsicherheit und durchscheinende Unwahrscheinlichkeit hervor. Sie sprach mit ergreifender und immer steigender Kraft, und doch zugleich mit der ruhigen Geistesgegenwart, in welcher sich nur ein unbetroffnes Selbstbewußtseyn fortdauernd zu erhalten fähig ist; dann wendete sie sich an den banditischen Zeugen selbst. „Wer bist Du, Elender, fragte sie, daß Du wagst, mich einer solchen Greulthat zu beschuldigen? Du bist ein Verbrecher, aber sieh mich an, ob irgend eine Gemeinschaft zwischen Dir und mir denkbar ist? An Dein unsichres, von Strafrache überall verfolgtes, Leben hätte ich das meine knüpfen, an Deine Ehrlosigkeit meine Ehre verpfänden können? Zu welcher Unterwürfigkeit gegen Dich, Verworfner, hätte ich mich durch Mitschuld an Deiner That auf immer verdammt! Zu welchen unablösbaren Forderungen gegen mich hätte ich durch einen gemeinschaftlichen Frevel Dich berechtiget! Welch ein Daseyn: fort und fort vor einem Bösewichte zu zittern, dem nichts heilig ist. Und ein so abscheuliches Daseyn hätte ich mir aufbürden, eine solche schmachvolle Sklaverey hätte ich wählen sollen, um mich von irgend einem geringeren Zwange zu befreien? Standen mir nicht, wenn ich solcher That fähig gewesen wäre, so viele andere Mittel zu Gebote, die mir mehr Sicherheit gewährt hätten? Meinst Du Rettung darin zu finden, daß Du Deine Ver-

brechen mit dem Frevel krönst, hier vor Gott und diesen Richtern mich und die Meinen zu Mitschuldigen Deiner letzten Greulthat zu lügen?" — Der Mensch verstummte, nahm sodann seine Angabe zurück, erklärte die ganze Familie für unschuldig und stellte nun den Vorgang ganz anders dar, wobei er zugleich erklärte, daß er und sein Mitschuldiger Olimpio, Vasallen des Cenci gewesen, aber hart von ihm beleidiget, seine Feinde geworden wären, und daß sie eben damals, anderer Missethaten wegen, sich in Mondragone versteckt aufgehalten hätten. Diese Darlegung, aus dem Munde des Mörders selbst, hätte doch wohl für die unglücklichen Angeklagten entscheidend seyn sollen; dem Pabste war sie es nicht. Marzio sollte nun zu seiner frühern Aussage durch die Folter zurück gequält werden; er aber beharrte unbeweglich bei der letzteren, bis in den Tod, den er unter den Martern erlitt. Konnte etwas stärker für die Angeklagten sprechen, als dieser erschütternde Vorfall? — Der Pabst blieb unbeweglich. Die Angeklagten sollten durch Peinigungen zur Verzweiflung gebracht werden. Unterdessen war auch Olimpio, Marzios Mitschuldiger, in Neapel ergriffen worden. Er wurde nach Rom geführt, und bereitwilliger gefunden, auszusagen, was man hören wollte. Dabei zog er in seine Angaben jenen Monsignor Guerra mit hinein, den Marzio gar nicht genannt hatte. Diese zweideutige Nichtübereinstimmung der beiden Banditenaussagen, von denen eine die andere auf-

hob, so daß die Beschuldigung wenigstens zweifelhaft bleiben mußte, ward nicht beachtet. Guerra entrann in dem Augenblicke, als er eingezogen werden sollte. Die Verhafteten wurden den Folterqualen unterworfen. Die Stiefmutter und die beiden Söhne widerstanden den Martern nicht lange und gaben das ausgepreßte Geständniß von sich; Beatrix hingegen ertrug die Peinigungen, wie sie gesteigert werden mochten, mit unerschütterlichem Muthe. Solche Standhaftigkeit unter den bittersten Qualen bewegte den Richter Moskati und zwang ihn, die Gepeinigte für schuldlos zu halten. In dem Bericht an den Pabst konnte er diese Stimmung nicht verbergen, und wagte es sogar, vertheidigende Worte einfließen zu laßen. Den Pabst erzürnte das, und er beschuldigte jenen einer, durch die Reize der schönen Beatrix ihm angezauberten Partheilichkeit. Moskati wurde von dem weiteren Verfahren in dieser Sache entfernt, ein neuer Richter angestellt und Beatrix des schönen Haares beraubt, wovon man glaubte, daß es den Sinn des ersten Richters umstrickt hätte. — War die Aussage des Olimpio glaubwürdiger und entscheidender, als jene letztere des Marzio, welche dieser mit seinem Tode auf der Folter besiegelt hatte? — Dem Pabste war sie es; neue, furchtbar geschärfte Peinigungen wurden auf sie gegründet. Beatrix aber erlitt mit beispielloser Standhaftigkeit die wiederholten und gesteigerten Qualen. Jetzt wurden die Mutter und beide Brüder

zu Beatrix Marterstelle hereingeführt: dieser entsetzliche Anblick brach ihnen das Herz. Der ältere Bruder rief der Gepeinigten zu: Schwester, laß fahren das unglückliche Leben! für uns ist keine Rettung mehr! laß uns den kürzesten Weg zum Tode wählen! — wir haben eingestanden, folg' unserm Beispiel! — Beatrix antwortete: nicht der feige Trieb, das elende Leben zu retten, hat meine Standhaftigkeit getragen; die Schande im Grabe war mir furchtbarer, als der Tod. Ihr habt euch zu dem Verbrechen bekannt; es sey, auch ich will länger nicht zögern! Zu den gegenwärtigen Gerichtspersonen sprach sie: Man nehme mir mein Geständniß ab. Dies geschah: und hierauf wurde sogleich das Wort des Todes ausgesprochen. Ein Befehl des Pabstes bestimmte, daß solches unverzüglich den nächstfolgenden Tag, an der verurtheilten Familie vollzogen werden sollte. — So eilte man, auf daß ja kein rückständiger Umstand etwa Zeit gewinnen mögte, die Rettung der Verurtheilten anzusprechen. Tausend Stimmen der öffentlichen Meinung, worunter sich auch bedeutende Kardinäle und Prinzen hören ließen, riefen das Erbarmen des Pabstes an; bei diesem aber kam eine ganz andere Stimme zu Worte. Indessen wurde er noch in der Nacht vor der bestimmten Hinrichtung bewogen, den Verurtheilten einen Aufschub von drei Tagen zu bewilligen. In dieser Zwischenzeit bestürmten den Pabst Bittschriften und Vertheidigungsaufsätze von allen Seiten her. Er foderte

verschiedene dieser Vertheidiger vor sich, unter denen die berühmtesten Rechtsgelehrten sich befanden. Und als einer von ihnen, eine der kräftigsten Vertheidigungsreden vorgelesen hatte, rief der Pabst höchst erzürnt aus: — „Ist es möglich, daß Vatermörder solche Vertheidiger finden können?“ — Die Versammlung die sich eines ganz andern versah, erstaunte und verstummte. Endlich nahm Einer das Wort, und erklärte freimüthig, doch mit aller Ehrfurcht dem Pabste: daß die Gesetze jedem Verbrecher eine letzte Vertheidigung zuerkennen. Die Hinrichtung der Verurtheilten nach drei Tagen wurde bestätiget, nur der jüngere Bruder davon ausgenommen; ein Knabe von eilf bis zwölf Jahren, der von keiner der beschuldigenden Aussagen mitgenannt war. Beatrix erhielt, was man eine Begnadigung nannte, die Erlaubniß, einen Theil ihres baaren Vermögens den Mönchen auf St. Pietro Montorio, wo ihr ein Begräbniß zugestanden war, für Seelenmessen zu vermachen, und eine andere Summe funfzig armen Mädchen zuzuwenden. Die Hinrichtung der Stiefmutter der Beatrix und ihres ältesten Bruders erfolgte; den jüngsten aber ließ man verstümmeln, und sperrte ihn in einen Kerker, wo er bald seinen Geist aufgab. Die reichen Besitzungen der unglücklichen Familie erkannte der Pabst sich zu. — Warum aber wurde dabei der rechtliche und unverwirkte Anspruch, den die verheirathete Schwester an diesen Gütern hatte, so ganz mit Stillschweigen übergangen? Warum

mußte jener unglückliche Knabe, auf den kein Schatten von Schuld fallen konnte, so schonungslos umkommen? — — Ein päbstlicher Neffe brauchte Reichthum und Glanz *)! —

*) Die Geschichte der Familie Cenci wird noch lange eine Aufgabe der historischen Kritik bleiben. Sie darum weil sie in neuern Zeiten so oft als eine Novelle erzählt und ausgeschmückt worden ist, nur auch der Hauptsache noch bezweifeln und für fabelhaft erklären zu wollen, heißt den geschichtlichen Scepticismus zur Ungebühr anwenden. Man darf sie freilich nicht in den Lebensbeschreibungen des gewaltsamen, hildebrandisirenden Pauls V. suchen, wie etwa in der Histoire du Pontificat du Paul V. (1765). Allein der ernste, wahrheitliebende Muratori hat schon in seinen Annali d'Italia T. X. P. I. p. 136. die Geschichte ausführlich und mit Berufung auf die Quaestiones des Farinaceus erzählt, wobei nur zu bemerken, daß dort Pabst Clemens das Urtheil vollstrecken läßt und von Nepotismus dort keine Spur ist. Unter den neuern Bearbeitungen dieser Geschichte zeichnet sich die in Wien 1789 erschienene Geschichte der Hinrichtung der Beatrice Cenci durch viele unverbürgte Details aus. — Unsere wahrheitliebende Verfasserin folgte der mehrmals auch im Druck mitgetheilten (zuletzt noch im ersten Jahrgang des Almanach aus Rom Leipzig, 1811. S. 242 — 264.) Handschrift, die sich in dem Familienarchiv oder der Bibliothek des Hauses Chigi befand, aus welcher auch die Nachrichten flossen, die Meyer in seinen Darstellungen aus Italien S. 245. benutzte. — Eben so zweifelhaft ist das ins unendliche vervielfältigte Porträt der Cenci im Pallast Colonna, welches nach einer ganz unverbürgten, ja durch die Manier des Meisters hinlänglich widerlegten Ueber-

Lariccia, den 23. May.

Ich verließ das reizende Tivoli mit zurückgewandtem Blick, wie aus einem Paradiese verdrängt, das ich schwerlich wieder sehn werde. Lariccia soll für jetzt der Mittelpunkt seyn, von wo aus ich andere merkwürdige Stellen in der Nachbarschaft durchwandern werde. Hier begrüßte ich eine alte liebe Bekanntschaft; was mich umgiebt, ist mir schon befreundet. Auf dem Wege hieher kamen wir über Fraskati durch einen vollgrünenden Schattengang nach Grotta Ferrata, einer Benediktiner Abtey, die einen schönen Theil des ehemaligen tiburtinischen Paradieses einnimmt. Ciceros tuskulanische Villa stand auf dieser Anhöhe; und die Mönche, die es sich hier bei köstlichem Weine recht wohl seyn lassen, und gern die Erforschung der Wahrheit dafür hingeben, thun sich gleichwohl nicht wenig darauf zu Gute, daß es ihnen vergönnt ist, ihr Pflanzenleben auf dem Raume gedankenlos zu verträumen, wo gedankenvoll der römische Weise, sich den tiefsinnigen Untersuchungen der Sittenlehre hingab. Dieses Klo-

lieferung dem Guido Rheni zugeschrieben wird. Darüber hat schon Ramdohr über Malerei und Bildhauerarbeit in Rom Th. II. S. 62. alles bemerkt, was in Rom die allgemeine Ueberzeugung der Kenner ist. Das einzig wahre Porträt, ganz abweichend von jenem idealisirten Mädchenkopf, befand sich noch vor kurzem in der Villa Mondragone.

ster gehört zu den ältesten Stiftungen in Italien, und ist von dem heiligen Bartholomeus Nilus erbaut worden. Der Kardinal Farneſe ließ eine Seitenkapelle der Kirche durch Dominichino mit Freskogemälden ausschmücken, welche die Thaten, das heißt, die Wunder des Heiligen darstellen. Unter diesen Gemälden wird besonders diejenige Abbildung des Heiligen geschätzt, die ihn zeigt, wie er zu Gott betet, den vom Teufel beſeſſenen Knaben zu heilen, indeß ein anderer Prieſter aus einer, vor dem Marienbilde hängenden Lampe dem Knaben einen Tropfen Oehl in den Mund träufelt, um durch göttliche Hülfe die Heilung zu bewirken. Andachtvolles Glauben und Hoffen hat der Künſtler in dem ſchönen Geſichte der Mutter meiſterhaft auszudrücken gewußt *).

Von

*) Mit Recht hat man unter den ſechs Freskogemälden in dieſer Farneſiſchen Kapelle, welche den berühmten Cyclus aus dem Leben des Heiligen Nilus enthalten, ſtets die Heilung des beſeſſenen Knaben durch das Oel der vor dem Madonnenbilde hängenden Lampe des unbeſchreiblichen Ausdruckes willen für das preiswürdigſte gehalten. S. Ramdohr III, 371. Es iſt von Francesco Bartolozzi ſchon im Jahr 1762 zu Rom geſtochen erſchienen, nebſt allen übrigen Dominichinos von Grotte Ferrata. Ein wackrer deutſcher Künſtler in Rom aus dem Mecklenburgiſchen, Ferdinand Ruſchweih, hat dieſe Wunder des heiligen Nilus in einem großen Blatte in kräftiger Linienmanier im Jahr 1813 herausgegeben, mit der Unterſchrift: S. Nilus pueri a dae-

Von dem Kloster aus stiegen wir in das liebliche Thal hinab, durch welches die Marana, sonst Aqua Crabra genannt, hinfließt, im Vorbeigehen eine Papiermühle und einen Eisenhammer in Bewegung setzt und still nach Rom zieht. Meine Phantasie schiffte sich auf ihren Wellen ein, und schwamm hin zu der einsamen Stelle, zwischen den Trümmern der Claudischen und Marzischen Wasserleitungen, (Th. II. S. 169.) wo mein Geist so oft in das tiefe Grab der Vergangenheit hinabgestiegen war.

Von Grotta Ferrata ging unser Weg nach dem kleinen Städtchen Marino, welches sehr anmuthig, und von gesunden Lüften umweht, auf einer Anhöhe liegt. Der Wüthrich Marius besaß in dieser sanften Gegend eine ansehnliche Villa. Jetzt ist Marino das Eigenthum der Familie Colonna. Der Ort mußte im vierzehnten Jahrhundert nur zu oft den Zwist büßen, worin diese Familie mit dem Pabste lebte. Das Städtchen hat

mone possesci per Deiparam liberationen impetrat und das einem liefländischen Kunstfreunde G. W. von Schröder zugeeignet. Man sieht Dominichins Pinsel noch im Stich; der Ausdruck der Gesichter ist vortrefflich, vor allem der des betenden Heiligen und der knienden Mutter. Es verdient von allen Freunden der Kunst besessen, und eine Hülfsquelle des trefflichen Kupferstechers zu werden, der eben jetzt beschäftiget ist, die Zeichnungen des genialen Cornelius zu Göthes Faust in Kupfer zu stechen.

B.

ein sauberes freundliches Ansehn, daher verschiedene römische Familien und Fremde daselbst ihren Herbstaufenthalt feyern. Diese Gegend liefert den berühmten Peperino, der nicht nur zum Bau, sondern selbst zu Bildhauerarbeiten gebraucht wird. Auf den Anhöhen umher öffnet sich eine weite Aussicht auf die Ebene von Rom. Der Tag neigte sich, wir mußten eilen, um zeitig genug Laricia zu erreichen.

Den 24. May.

Ein begeisternder Frühlingsmorgen lockte uns früh hinaus in die kühle Mayluft, die an uns vorbeistreift und hinüberfliegt in die tiburtinischen Olivenhayne. Zuerst erneuerten wir eine frühere Bekanntschaft; wir besuchten nehmlich den finstern Dianenhayn (Th. III. S. 3.). Hier war es mir, als ob in diesem Dunkel fühlbarer der Geist des Alterthums mich anwehte. — Dann begaben wir uns nach dem Thale, wo das alte Aricia gestanden, und kamen zu der alten römischen Straße, die, auf mächtigen Bogen ruhend, von einer Höhe zur andern sich über das Thal hinstreckt; sie bahnte den Römern einst, Felsenhöhen durchbrechend und kühn über Tiefen dahinschwebend, einen ebenen Weg in das campanische Land, und ist mit großen, flachen, in einander gefügten, unregelmäßigen Steinen gepflastert. Ein Theil dieser Straße hat sich bis jetzt erhalten, im übrigen sind die großen Steine zerschlagen, und zum Baue neuer Straßen verwen-

det worden. Mit Erstaunen betrachtete ich dies große Werk des Alterthumes, und dann stiegen wir in das Thal hinab, wo die alte Aricia stand. Sehr dunkle Spuren von ihr und Trümmer liegen umher, die nichts mehr als höchstens den weiten Umfang einer bedeutenden Stadt errathen lassen.

Den 26. May.

Gestern besuchten wir die, in der Nachbarschaft liegende, Villa Barberini. Sie ist reich an Lusthainen, schattigen Laubengängen und anmuthigen Höhen, deren Benutzung auf Fernen und Aussichten berechnet ist. Sie nimmt übrigens einen Theil der ehemaligen weitläuftigen Villa Domitians ein, von welcher noch eine lange felsenartige Mauer vorhanden ist, auf der jetzt hundertjährige Steineichen grünen. Diese Villa liebte der tolle Wüthrich vorzüglich. Hier war es, wo ihm jener Fisch gebracht wurde, in dessen ungewöhnlicher Größe der abergläubige Tyrann eine, von den Göttern ihm zugesandte, Schmeichelei auf seine eigene Größe finden wollte. Daß seine Höflinge in diese Erklärung unisono einstimmten, versteht sich von selbst. Ein solcher Fischfang wurde, wie uns ein alter Spötter berichtet, als eine Reichsangelegenheit betrachtet, zu deren Beurtheilung der ganze römische Senat *) schnell und geheimnißvoll

*) Der antiquarischen Gewissenhaftigkeit sey die Bemerkung erlaubt, daß nach der damaligen Verfassung

herbeigerufen werden mußte, um dem gekrönten Thoren beizustehn in der Berathung, wie das Thier zuzubereiten und zu verschmausen sey? Der alte Juvenal beschreibt mit bitterm Spott den lächerlichen Zug der ehrbaren Väter des Volkes zu dieser närrischen Sitzung; er erzählt, wie der dicke Montanus seine Körpermasse möglichst schnell zu der Villa des Tyrannen geschleppt, und wie das Schrekken des hohen geheimnißvollen Befehls die Gesichter der übrigen mit der Bläße der Todesfurcht überdeckt habe. Der sklavische Senat war versammelt, und das Gebiet des Wettstreites in der Schmeichelei geöffnet: der wunderbare Fisch, hieß es, — „zögerte, sich fangen zu lassen, bis es den Göttern gefallen hatte, in Deine Hände, Gott und Herr der Welt, die Herrschaft des Erdkreises zu legen. *)"

nur der sogenannte geheime Rath (consilium) des Kaisers, d. h. ein Ausschuß aus dem ganzen Senat, zum Kaiser gerufen werden konnte. Auch Ruperti hat in der Einleitung zur vierten Satyre Juvenals den unbestimmten Ausdruck: Vocat Senatum. B.

*) Der witzige, aber der schamlosesten Schmeichelei gegen den Kaiser Domitian nur zu wahr bezüchtigte Epigrammendichter Martialis, geht so weit, von den Fischen in dem Meerbusen von Bajä zu behaupten, sie wären alle dem Gott und Kaiser (so ließ sich Domitian durchs ganze römische Reich begrüßen) heilig und daher unantastbar, indem sie blos die Hand des Kaisers zu lecken herbeigeschommen kämen; ein blinder Bettler an der Landstraße vor

Dahin war es gekommen, daß man sich nicht mehr schämte, den stummen Fischen Schmeichelworte in den Mund zu legen.

So trifft der Wanderer hier, wohin er sich wendet, auf Punkte, welche die alte Zeit mit ihrem Schatten und Licht vergegenwärtigen. Eine der merkwürdigsten Stellen in dieser Rücksicht ist ein, beinahe tausend Schritte langer, Gang, welcher an der oben erwähnten felsenartigen Mauer hinläuft. Dieser ist ein eben erst entdeckter Begräbnißplatz, wo sich beim Nachgraben ganze Todtengerippe fanden. Der gefällige Kastellan der Villa ließ auf mein Ersuchen sogleich einige Spaten tief Erde aufwerfen, und es kamen zwei große Menschengerippe zum Vorschein, und zwar so neben einander geschichtet, daß der Kopf des einen bei den Füßen des andern lag. Jeder Kopf hatte eine Unterlage von einem Ziegelsteine, und eine solche Einfassung zur Seite. In einigen Köpfen fanden sich Münzen, die dem Todten zur Bezahlung des alten Charon mitgegeben worden. Wir selbst fanden ein solches Geldstück von Kupfer, das der freundliche Kastellan mir überließ, auch gab er mir noch ein paar andre, in Todtenköpfen gefundene, Kupfermünzen und eine wohlerhaltene kleine Münze von Silber, mit dem Bilde der Faustina. Die, von

Bajä sey bloß dadurch erblindet, weil er als Fischer diese nassen Höflinge anzutasten wagte. S. Martialis IV, 30. B.

Grünspan sehr angefressenen, kupfernen Geldstücke, ließen Namen und Bildnisse des Septimius Severus und des Caracalla, obwohl sehr undeutlich, erkennen.

Wie kam es, daß hier Menschen in Masse begraben wurden? Von einer argen Pest etwa kann diese Leichenanhäufung nicht herrühren; denn dabei hätte eine solche Ordnung nicht beobachtet werden können. Diese Erscheinung läßt sich nicht anders erklären, als wenn man annimmt, daß nach den Fechterspielen, welche vormals auf dieser Kaiservilla statt fanden, die getödteten Fechter hieher begraben wurden: dies erhält um so mehr Wahrscheinlichkeit, da man weiß, daß Domitian auf diesem kaiserlichen Lustsitze einen Cirkus hatte erbauen lassen, von dem noch jetzt Spuren vorhanden sind. Das Auffallende bei jenen Todtengrüften ist, daß sie ohne Ausnahme kaum drei Fuß Tiefe haben *).

*) Wohl durfte hier noch ein Zweifel entstehn, ob jene Skelettschichten nicht aus weit spätern Zeiten, wo überhaupt das Todtenverbrennen nicht mehr statt fand, herrühren könnte. Die geringe Tiefe von drei Fuß möchte diesen Zweifel noch mehr begünstigen. Das was die römischen Münzen anbetrifft, die man in und neben den Todtenschädeln fand, so konnten diese auch wohl ganz zufällig in diese Nachbarschaft gekommen seyn. Wenigstens ist längst unter den Alterthumsforschern die Ueberzeugung begründet, daß bei den Bewohnern Italiens, selbst wo die Körper beerdigt wurden, an ein Geldstück unter der Zunge oder im Munde der Leiche nie zu denken gewesen. Das bekannte Wort Juvenals furor est post omnia,

Den 28. May.

Die freundschaftliche Einladung des Prinzen Poniatowsky, der zu Albano eine Villa besitzt, veranlaßte mich heute, einen Ausflug dahin zu machen.

Das heutige Albano ist nicht, wie der Name anzuzeigen scheint, an die Stelle der alten Stadt Albalonga getreten, sondern aus Soldatenwohnungen entstanden, welche Pompejus hier erbauen ließ. Nachherige Villen vermögender Römer erweiterten den Bezirk, aber zu einer ansehnlichen Stadt erhob sich der Ort nicht. Albalonga lag in einem ganz andern Raume, auf einem Abhange der Albaner Höhe, des heutigen Montecavo; und nach der, unter Tullus Hostilius erfolgten, Zerstöhrung jener uralten Königsstadt, blieb nur auf dem Gipfel des Berges der Jupiter-Tempel verschont, wo in der Folge der, allen Latinischen Völkern gemeinsame, Jupiter Latialis verehrt wurde.

Der Villa des Prinzen gegenüber grünet ein lieblicher Olivenwald und beschattet mit seinen friedlichen Zweigen die Stellen der daselbst untergegangenen Villen des Cicero, des Pompejus und desjenigen Varus, der durch seine, von dem teutschen

nautum perdere ist Anwendung eines griechischen Sprichworts. Der fleißigste Sammler Meursius de funeribus c. V. vermag keine Stelle aus einem römischen Schriftsteller zum Beweis aufzustellen. Vergl. Hemsterhuys zu Lucian T. I. p. 422.

B.

Herrmann im Teutoburger Walde ihm beigebrachte, Niederlage bekannt ist. Wir wandelten in Begleitung des Prinzen durch die Stadt an mancher mehr oder minder merkwürdigen Stelle vorüber, bis zu dem Thore, das nach Castelgandolpho führt. In der Nähe außerhalb dieses Thores, erblickt man ein schmales, hohes viereckiges Grab, von alter rustiker Bauart, und schon sehr zerfallen, welches einer so entfernten Zeit angehört, daß die Sage den Ascanius, den Sohn des Aeneas und der Creusa, darunter begraben seyn läßt. Die unbekannten Manen des alten Todten, der hier ruhen mag, finden an diesem Denkmale keinen andern Ehrenschmuck mehr, als die grünen Zweige, womit die Natur es umwebt.

Ich erwähnte des Grabes, an welchem wir auf dem Wege von Aricia nach Albano vorübergekommen waren: der Prinz hatte die Gefälligkeit uns dahin zu führen. Ungemein malerisch stellt dieses alte Grabmahl sich dar. Es ist mit fünf pyramidalischen Säulen besetzt. Die gemeine Sage nennt es das Grab der Horazier und Kuriazier: dem steht aber das Zeugniß des Livius geradezu entgegen, der im ersten Buche seiner römischen Geschichte ausdrücklich sagt, „die Grabmähler der Horazier und Kuriazier sind noch vorhanden, jeder liegt, wo er fiel; die beiden römischen findet man beisammen vor Alba, und die drei albanischen gegen Rom zu, in einigen Entfernungen, so wie der Kampf vorgefallen war.“ Die Anti-

quare halten jene Ruine für ein Denkmal, welches von Hadrian dem Pompejus gesetzt worden; und die fünf Pyramiden sollen auf fünf Siege dieses Helden hindeuten. — Warum werden denn nur fünf Siege durch dies Denkmal verewiget; da Pompejus deren doch mehrere gewonnen hat? — Man sieht, daß auch diese Angabe unzuverlässig ist. — So beschleicht Vergessenheit den Ruf gefeierter Menschen! — Was ist Ruhm bei der Nachwelt, wenn dem Denkmale selbst der Name entfällt, den es verewigen soll?

Den 29. May.

Unter den geologischen und geschichtlichen Merkwürdigkeiten, womit das alte Latium die Bewunderung und das Erstaunen des Fremden in so hohem Grade erregt, tritt besonders der Albaner See mit seinen Umgebungen hervor. Seine Entstehung weicht in die Urzeit zurück, von der die Geschichte nichts weiß. Der Weg dahin durch das prachtvolle Albaner Gebürge ist reizend und hin und wieder anmuthig von ehrwürdigen hohen Bäumen beschattet. Aber die Anschauung des Sees selbst war für mich so überraschend, daß ich mich wie von einem süßen Schrecken ergriffen fühlte. Wenn der Wanderer den Gipfel des hohen Uferrandes erreicht hat, so überzeugt ihn der erste Anblick, daß diese große Erscheinung vulkanischen Ursprunges sey. Wunderbarer Wechsel der Dinge! Da wo vor undenklicher Zeit Flammen wütheten;

wo feurige Wellen von geschmolzenem Erz und Gestein kochten, überflossen und Verderben verbreiteten: da bewegen sich jetzt friedlich die kühlen Wellen des entgegen gesetzten Elementes, von Myrtengebüsch, Lorbeer-, Kastanien- und Platanenwaldung umgrünt. Das Ganze stellt ein unnachahmliches großes Naturgemälde dar, welches allen Zauber der Lieblichkeit, und alle Majestät der Pracht in sich vereiniget.

Der See, ein krystallheller Spiegel, ist in einem Umfange von beinahe drei Stunden, mit hohen trichterförmigen, dicht und duftig bewachsenen Ufern eingefaßt, die an manchen Stellen eine Höhe von dreihundert Fuß erreichen.

An diesen See knüpfen die Alten eine Wundergeschichte. Dem Livius zu Folge, bekriegten und belagerten die Römer die mächtige Hetrurische Stadt Veji; und als diese Fehde bereits über fünf Jahre gedauert hatte, so traf es sich, daß der Albaner See auf eine plötzliche und damals unerklärbare Weise, ohne sichtbaren Zufluß, so anschwoll, daß er die hohen Ufer zu übertreten, und die Gegend um Rom, und Rom selbst zu überschwemmen drohte. In dieser Noth fertigten die Römer an das Orakel zu Delphi eine Gesandtschaft ab, um zu erfahren, was für sie bei solcher Bedrängniß zu thun sey? Ehe aber noch die Gesandten zurückgekehrt waren, fügte es der Zufall, daß ein Vejenter mit dem Vorposten des römischen Lagers aus einiger Entfernung sich in ein Gespräch

einließ, bei welcher Gelegenheit jenem die Aeußerung entfiel: daß den Römern die Eroberung der Stadt nie gelingen werde, bevor sie nicht den Albaner See würden abgeleitet haben. Nachher erfuhr man, daß dieser Vejenter ein Priester und also ein, mit den Geheimnissen der Göttter vertrauter, Mann sey. Man ruhte nun nicht, bis man sich seiner bemächtigt hatte. In dem mit ihm angestellten Verhöre bestätigte er, was er gesagt hatte, und fügte hinzu: daß die Götter wahrscheinlich ihren Zorn über die Vejenter ausgegossen, als sie zum Verderben seiner Vaterstadt ihm jene Aeußerung entrissen hätten. Die Gesandten kamen indessen von Delphi zurück und brachten eine Entscheidung, welche mit der Aussage des Vejenters übereinstimmte, worüber aus leicht zu errathenden Gründen, mehr das Volk in ein religiöses Erstaunen gerieth, als die Priesterschaft und diejenigen, welche das Ruder des Staats in Händen hatten. Der Vejenter, ein Priester aus einer Nation, die schon früher den Römern zur Lehrerin der Baukunst gedient hatte, war allerdings für die letzteren ein wichtiger Mann, den man bei der großen Unternehmung, den See abzulassen gebrauchen konnte. Man hielt ihn fest, und ließ ihm ausgezeichnete Achtung wiederfahren. Ohne Zweifel war er ein, in den Wissenschaften des Minirens und Nivellirens kundiger und geübter, Mann. Nach seinem Entwurfe und unter seiner Leitung, wurde an der nördlichen Seite des Sees durch den Felsenfuß eines nahen Lavaberges eine

Mine gebrochen, um vermittelst dieses unterirdischen Kanals das überflüssige Wasser, in wohlberechneten Vertheilungen, der Ebene von Rom und den Tyrrhenischen Küsten zuzuführen. Zu dem Ende wurde nun auch die hohe Uferwand des Sees unterhalb zum Ablauf des Wassers durchstochen, und von diesem Punkte aus ein unterirdischer Aquädukt angelegt, um das Wasser aus dem See durch das enge Zwischenthal in den großen Kanal zu leiten. Und so rinnet bis heute die klare Flut, dem großen Ableiter zu, der es weiter durch den Berg führt. Dies riesenhafte Werk, welches etwa im siebenten Jahr der Belagerung der Stadt Veji angefangen wurde, kam innerhalb zwei Jahren zu Stande. Die Römer hatten daran die Kunst, Minen zu bauen erlernt. Vermittelst eines unterirdischen Ganges, der mitten in der Stadt Veji, und zwar auf dem Markte, im Tempel der Juno sich öffnete, bemächtigten sich die Römer der Stadt. Die Vejenter sahen ihre Feinde in einem Heiligthume aus der Erde hervorgehen; sie erschraken, verzweifelten und ließen sich erobern. Der dreizehnte Theil der unermeßlichen vegentischen Beute wurde mehr, um dem religiösen Volksglauben, als dem Pythischen Apoll ein Opfer zu bringen, nach Delphi geschickt. So hatten die Römer nun zwei Siege mit einem Schlage gewonnen: die Nebenbuhlerin Roms war erlegt, und die drohende Ueberschwemmung des Albaner Sees auf ewig überwunden. Aber dieses letzte, nicht genug zu be-

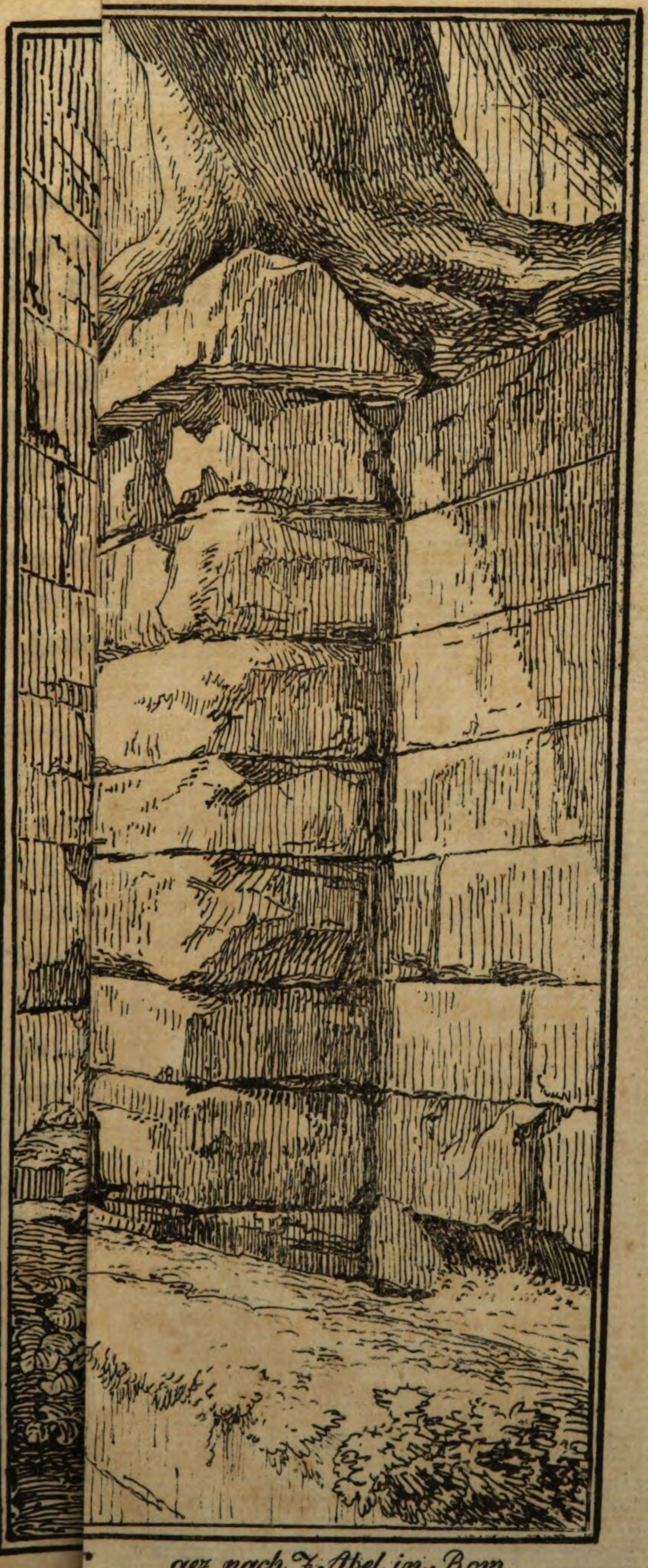
wundernde, Werk muß man sehen, um es möglich zu finden.

Als wir uns lange genug an dem herrlichen See, und dessen prachtvoller Umgebung ergötzt hatten, begaben wir uns zu dem großen Ableitungskanale, dem sogenannten Emissar *). Der Zwi-

*) Im Almanach von Rom, im ersten Jahrgang S. 12 — 33 gab Sickler theils aus eigenen Ansichten, theils aus Piranesis schon 1762 in Rom in groß Folio erschienenen Antichità d'Albano, e di Castel Gandolfo cet, eine Beschreibung dieses Emissars, zugleich mit einem sehr sauber radirten Prospekt von Reinhart, wodurch dieses, für die Geschichte der Wasserbaukunst in der frühesten Vorwelt höchst merkwürdige Unternehmen, auch in Deutschland bekannter geworden ist. Es sind hierbei zweierlei Fragen genauer zu erörtern. Die erstere betrifft die eigentliche Absicht des römischen Senats bei diesem mit Orakelgaukelei und Aberglauben betriebenen Werke. Die Unstatthaftigkeit der Meinung, derer welche durch diesen unterirdischen Canalbau den römischen Belagerern von Veji die Minirkunst einüben lassen, zeigt die Cloaka Maxima. Die Ueberschwemmung und Versumpfung der Fruchtgefilde in der Campagna war gewiß die einzige Furcht des begüterten Senats, zu deren Beseitigung durch einen tüchtigen Emissar das unbegüterte Volk nur durch religiöse Motive, die zugleich an die Eroberung von Veji gebunden wurden, angetrieben werden konnte. Eben so unstatthaft dürfte hierbei die Meinung gefunden werden, daß man durch einen offnen Abzug oder Canal den hochemporgeschwollenen See habe ableiten können. Man hat hier einen recht deutlichen Wink in der Erzählung Plutarchs (in vita Camilli c. 3. T. I, p. 322. ed. Hutt.) ganz übersehn. Es heißt

schenraum, welcher diesen von dem See trennt, ist ein sehr enges Thal; und wir durchwanderten einen dicht und dunkel übergrünten Weg; nun standen wir voll Erstaunen und Bewunderung vor diesem Riesenwerke, welches Jahrtausende hindurch der Zerstöhrung Trotz geboten hat. Der Kanal ist mit einer gewaltigen Vormauer von großen, in einander gefugten, Felsenblöcken umgeben, die vermittelst einer kleinen, niedrigen Thür in der Mitte der Mauer verschlossen wird. Unterhalb der Thür, im Erdboden befindet sich die Einlaßöffnung, durch die das Wasser aus dem Aquädukt in den Kanal fließt. Aus der Thür tritt man in einen Vorhof und erblickt sogleich, diesem Eingange gegenüber, die Oeffnung des durch den Berg gehauenen Ka-

da ausdrücklich, der Felsendamm habe durch den Druck der (wahrscheinlich wegen verstopfter Abflüsse an andern Seiten) hochangeschwollenen Wassermasse unten Oeffnungen erhalten, durch welche das wilde Wasser sich in die Fruchtfelder ausbreitete. So konnte also auch nur durch einen Emissar geholfen werden. Eine zweite Frage betrifft die muthmaßliche Kunst, womit die Schachte und Stollen zu diesem Riesenwerk in damaliger Zeit abgeteuft und getrieben worden sind, wovon sich, wie unsere Verfasserin erzählt, auch hier noch so deutliche Spuren finden. Darüber hat uns Hirt bei Gelegenheit der Untersuchungen über den Emissar des Fucino, als Augenzeuge die lehrreichsten Bemerkungen gemacht in den Horen von 1792. S. XI. p. 71. f. f. Uebrigens hat Niebuhr in seiner römischen Geschichte Th. II. S. 228 f. f. auch in dieser Geschichte dichterische Zusätze erblickt. B.



gez. nach J. Abel in Rom.

l.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

nals. Oben auf der Vormauer hat sich eine kräftige uralte Eiche eingewurzelt, die den kleinen Vorhof düster überschattet *). Die Breite der Kanalhöhe, die sich, mit einer geringen Biegung, eine deutsche Viertelmeile lang durch den Berg hinstreckt, beträgt drei und einen halben Fuß, ihre Höhe sechs Fuß, so daß zwei Menschen neben einander aufrecht sie bequem durchgehen könnten. Wir befestigten ein angezündetes Licht auf einem Stückchen Holz, ließen es auf dem finstern Kanal hinabschwimmen und sahen dem Lichtpunkte nach, bis er hinter der Krümmung verschwand. An der langsamen Fortbewegung bemerkten wir nun, daß der Lauf des Wassers nur einen geringen Fall hat. Wer behauptet, daß die Alten die Wissenschaft des Nivellirens nicht verstanden, der betrachte, um sich zu widerlegen, dies Werk, dessen Vollkommenheit unleugbar auf den Gesetzen jener Wissenschaft beruht. Wir bestiegen nun, um den Ausbruch des Kanales auf der entgegengesetzten Seite zu sehn, den Berg, und bemerkten, wie die Alten bei der Ausführung eines so kühnen Unternehmens zu Werke gegangen sind. Sie durchstachen nehmlich in gewissen Zwischenräumen, und in gehöriger Richtung, senkrecht die Oberfläche des Berges bis zur Tiefe des zu zie-

*) Ich kann mich nicht enthalten, mit einer Abbildung dieses uralten Mauerwerkes, nach einer schönen und treuen Zeichnung von Abel, meine Reisebemerkungen zu schmücken. d. Verf.

henden Kanales hinab. Außerdem legten sie noch schräg hinabsteigende Gänge an. Die ersteren, Brunnen ähnlichen, Oeffnungen dienten wahrscheinlich dazu, dem Tageslichte einen Zugang zu verschaffen und zugleich das losgehauene Gestein und den Schutt hinauf zu ziehn, der letzteren schrägen Gänge aber bedienten sich vermuthlich die Arbeiter zum Aus- und Eingehn. Von beiden sind jetzt noch, und zum Theil sehr deutliche, Spuren vorhanden. Endlich gelangten wir zu dem Ausbruche des Emissars. Hier springt nun die silberhelle Flut munter sprudelnd hervor und rinnt hinab in die Ebene, wo sie einige Mühlen in Thätigkeit setzt und Fluren bewässert.

Den 1. Juni.

Albalonga ist die Stadt, deren Andenken gleichsam in dem geschichtlich fabelhaften, düstern Nebel der Urzeit schwimmt. Von trojanischer Abkunft hatte hier ein alter Königsstamm Wurzel gefaßt, von welchem sich zwei Sprößlinge (Th. II. S. 4.) an die Ufer der Tiber verpflanzten und den Römer-Staat gründeten. Der ältere und jüngere Staat waren Nachbaren, in beiden entwickelte sich bald der, in jeder Völkernachbarschaft liegende, Keim zu Eifersucht, Mißgunst und Feindschaft: beide befehdeten sich. Einmahl wurde der Zwist durch den dreifachen Zweikampf der römischen Horazier und der albanischen Kuriazier zwischen beiden schlagfertigen Heeren geschlichtet.

Der

Der Sieg fiel den Römern zu, die Albaner mußten sich zur Bundesgenossenschaft der Römer bequemen. Aus einem Bunde des Siegers mit dem Besiegten kann nur ein verschlimmertes Nachbarverhältniß entstehn; Argwohn und Anmaßung auf der einen, Haß und Empörungssinn auf der andern Seite. Schwer ist es freilich, den Verlust der Selbstständigkeit zu verschmerzen! Rom war der stolz gebietende, Alba der unwillig gehorchende Staat. Auf einen Wink des römischen Königes Tullus Hostilius mußten die Albaner ein Heer stellen, zum Kriege gegen die Vejenter und Fidenater. In der Schlacht verbargen die Albaner nicht klug genug ihre geheime Absicht, die Römer bei der ersten besten Gelegenheit zu verlassen. Dem Römer entgingen die verdächtigen Wendungen nicht, wodurch sich jene verriethen. Tullus Hostilius schloß nach gewonnener Schlacht mit den Vejentern und Fidenatern Frieden, und richtete nun seinen Zorn gegen Alba, zerstörte die Stadt, vernichtete den Staat, trieb die Einwohner nach Rom und räumte ihnen zum Anbau den Coelius ein.

Diese geschichtlichen Erinnerungen begleiteten mich heute zu der Anhöhe, auf welcher Albalonga einst stand. Es hat einen höchst anziehenden Reiz, die Stellen zu betrachten, über welche eine große Erscheinung der Vorwelt hingegangen, und wo sie ihre Fußstapfen eingedrückt, oder nur ein Ueberlieferungs-Andenken zurückgelassen hat. Bei solcher Betrachtung erweitert sich gleichsam unser eignes

Daseyn. So bewanderte ich heute diejenige Abstufung des Albaner Berges, (Monte Cavo) auf welcher die alte Stadt Albalonga sich ausdehnte; und zu dem See hinab erstreckten sich albanische Häuser und Paläste. Noch zu Augustus Zeiten hat man in den klaren Fluten des Sees Gemäuer von alten Gebäuden entdeckt. Jetzt sind alle Spuren des Alterthums hier verschwunden, und ein einsames Franziskanerkloster, Palazzuola genannt, steht müßig und wie verloren auf dem weiten Raume, wo sich vormahls die rege Betriebsamkeit eines rüstigen Volkes bewegte. Wohin sich das Auge wendet, da entzücken reiche und mannigfaltige Aussichten den Beobachter. Unten in der Tiefe dehnt sich der See hin mit seinen waldigen Umgebungen. Jenseit erhebt sich der Sommersitz des Pabstes Castell Gandolfo, und überall Fülle schöner Natur. Wir erhielten vom Obern der Mönche die Erlaubniß, unser Mittagsessen in einem Saale des Klosters zu verzehren. Die Klosterbrüder nahmen uns freundlich auf, einer ausgenommen, der besonders mir ein finsteres Gesicht zukehrte. Dieser sah einen Freund aus meiner Gesellschaft für einen katholischen Geistlichen an, setzte sich zu ihm und fragte ihn: wie er denn in das Gefolge der moskowitischen Heidin (wofür er mich hielt) gekommen wäre? Sehr dringend und mit einer gewissen Heftigkeit ermahnte er ihn, eine solche heidnische Seele nicht ferner zu begleiten.

In der schönsten Abendbeleuchtung prangte die

hügelreiche Gegend umher, als wir das Kloster und die reizende Höhe verließen. — Sey es Stumpfsinn oder Gewohnheit, für die Mönche dort oben ist die reiche Natur ein zugeschlagenes Buch.

Den 2. Juni.

Der Fremde, welcher forschend die aricischen Thäler durchwandert, fühlt sich, wohin er seine Richtung nehmen mag, durch jeden Hügel, durch jedes Thal aufmerksam gemacht, daß er im Gebiete des alten göttervollen Latiums wandle, wo unter allen übrigen latinischen Gottheiten besonders Diana gefeiert wurde.

Heute besuchten wir Nemi. Unser Weg ging durch einen Schattengang von hochstämmigen Bäumen, über Genzano, wo vier solcher Gänge in einen Punkt zusammenlaufen. Dieser Flecken der dem Prinzen Cesarini zugehört, ist, so wie sein Name, aus dem alten Cynthianum, einem Haupttempel der griechischen Cynthia, oder Diana entstanden, und liegt wie der Ruhesitz eines forschenden Geistes, im Schoße bedeutungsvoller Umgebungen.

Sehr belohnend ist es, das kleine herrschaftliche Schloß ganz in der Nähe von Genzano zu besteigen, und den Blick umherirren zu lassen in dem Reichthum der frischen Naturschönheiten, wohinter gleichsam der geistige Schatten der alten Vorwelt sich verbirgt. Von dem Dache dieses Schlosses erblickt man zuerst den lieblichen See von Nemi,

der sehr romantisch der Spiegel der Diana genannt wird; dann die Höhe der alten Stadt Lavinium, wo Virgil die trojanischen Götter des Aeneas einziehen läßt; und überall umher sieht man Hügel und Berge, die durch ihre heutigen Namen noch an das Heroen-Zeitalter erinnern. Diana war, wie ich schon erwähnt habe, die Hauptgottheit des aricischen Gebietes, welches die, bei Genzano aufgefundenen Bildsäulen, Basreliefe und Inschriften beweisen, die sich insgesammt auf die Verehrung dieser Göttin beziehen.

Von Genzano durchwandelten wir einen Schattengang zwischen Waldgebüsch und offnen Aussichten: so kamen wir unter anmuthigen Abwechselungen an den See von Nemi. Dieser befindet sich nicht weit von dem Albaner, und ist um die Hälfte kleiner, als dieser. Das Städtchen gleiches Namens, sammt dem Schlosse, liegt malerisch zwischen den umgrünten Felsenklippen des Seeufers, und gehört der Familie Braschi.

Auch dieser See ist aus einem uralten Flammenkrater entstanden, und seine Flut wird ebenfalls, wie die Wasserfläche des Albaners, durch einen Ableitungskanal in immer gleicher Höhe erhalten. Den klaren Wasserspiegel umfaßt ein hohes, trichterförmiges Felsenufer von Lavagestein, üppig mit Waldgebüsch überwachsen. Der tyrannische, finstere Tiber, fand diesen See so einladend, daß er in dessen Mitte auf eingesenkten Schiffen eine Villa erbauen ließ, wo er allen Lüsten sich hingab. Von

dieser Villa befinden sich in der Tiefe des Sees jetzt noch große Ueberbleibsel, von denen Taucher und Fischer bedeutende Stücke hervorgezogen haben.

Die ganze gebirgige und waldreiche Gegend um Aricia war gleichsam ein großes, der Diana geweihtes, Heiligthum und der Mittelpunkt darin — der See von Nemi. Die nächtliche Göttin liebte Bäume und Gebüsch, womit der weite Raum dieser Waldflur bedeckt war. Hier standen Tempel an Tempel, und eine Menge der Göttin oder ihren Genossen gewidmete Nebenkapellen. Die Jagd ist ein Gesundheit erhaltendes und förderndes Geschäft; daher denn Aeskulap und Hygiea an der Verherrlichung Dianens Theil nehmen durften. Auch war die jungfräuliche Göttin besonders der Keuschheit hold und geneigt, solche an den Sterblichen zu belohnen. Wir kamen auf unserm Wege an dem Hügel des Virbius vorüber: dort war vormals dem Hippolyt, dem Jagdgefährten Dianens, ein Altar errichtet. Diesem Sohne des Theseus kostete die sündhafte Neigung, welche seine Stiefmutter Phädra zu ihm gefaßt hatte, er aber standhaft zurückwies, das Leben. Sein Vater, durch die beleidigte Phädra zur Eifersucht getäuscht, ermordete ihn. Diana ließ diesen Helden der Keuschheit durch den Aeskulap in das Leben zurückbringen, und nahm ihn unter den Namen Virbius, der sein zweimaliges Leben andeutet, unter ihre Gefährten auf. Seinem Festaltare brachten die jungen Bräute Locken ihres Haares zum Weih-

opfer dar. Ueberhaupt reiheten sich in dem aricischen Dianen-Haine, besonders am See von Nemi, Feste an Feste. Die Hauptfeierlichkeit aber fiel auf den 15. August und dauerte drei Tage. Aus dem Gebiete Latiums versammelten sich zu diesem Feste Schaaren von Jungfrauen und Jünglingen; weiß gekleidet, mit Fackeln in den Händen, und in Reihen geordnet, zogen sie, jauchzende Loblieder singend, durch das Dunkel der Nacht und des Waldes von einem Tempel zum andern. Welch ein Anblick für den, der von einer der nahen Anhöhen solchem Zuge nachsah! — Am dritten Tage feierten die Jäger ihr Fest und wilde Lustbarkeiten beschlossen das Ganze.

Es war die taurische Diana, deren Gottesdienst am aricischen See so prachtvoll begangen wurde. Auf dem innern flachen Abhange des Seeufers stand zu jener alten Zeit ein kleiner Tempel dieser Göttin, in welchem ein einzelner Baum gepflegt wurde: dies Heiligthum war eigentlich dazu bestimmt, an die Begebenheit zu erinnern, als Orest und seine Schwester Iphygenia mit dem Bilde Dianens aus Tauris, dem Lande der Menschenopfer, entflohen und in die aricische Gegend kamen. Dieser kleine Tempel wurde von einem einzigen Priester bedient; das Priesterthum aber durfte niemand anders, als ein entflohener Sklave verwalten, und zwar so lange, bis es einem andern flüchtigen Sklaven gelang, einen Zweig von dem heiligen Baume in dem Tempel zu brechen:

nur unter dieser Bedingung hatte er das Recht, den Besitzer des Priesterthums zum Zweikampf zu fodern. Wer den andern tödtete ward oder blieb Priester. In diesem schrecklichen Gebrauche, sollte das Andenken an die, unter dem Schutze Dianens gelungene, Flucht des Orestes, und an die in Tauris üblichen Menschenopfer aufbewahrt werden. Mit Waldung und dichtem Gesträuch ist jetzt hier alles bedeckt. Ich suchte die Stelle des schrecklichen Tempels; das Auge findet seine Spuren nicht mehr *). — Aber diese grünen Zweige, welche mich bedecken, sind Nachkommen jener Bäume, die vor Jahrtausenden den rauhen Priester der Diana beschatteten. Auch hier drang in das Menschenherz die Ahnung des Zusammen-

*) Ein im Jahr 1791 an der Stelle, wo der alte Dianentempel gestanden haben soll, auf Kosten des Cardinal Dupuig ausgegrabenes Relief im alterthümlichen (äginetischen) Stil (jetzt in Sardinien) stellte den Kampf des neuen Priesters (rex Nemorensis) mit dem alten überwundenen vor. Man sehe eine ziemlich treue Abbildung im Almanach von Rom 1810. S. 85. Man erinnere sich an das, was schon früher angedeutet, auch durch die neue sehr scharfsinnige Abhandlung, Religion der Karthager von D. Fr. Münter S. 16. 28. u. s. w. bestätiget worden ist, daß diese und ähnliche Spuren von einer blutdürstigen Verehrung der taurischen Diana auf die von den Phöniziern fast an allen Küsten des Mittelmeeres, auch in Italien und den benachbarten Inseln eingeführten Menschenopfer zurückzuführen sind.

B.

hanges der Sterblichen mit höheren Mächten, hier fühlte sich das Bedürfniß, ihnen wohlgefällig und dadurch näher zu seyn; mit einem Worte! hier dämmerte die Sonne des Herzens, die Religion. Damals als dieser Hayn ein Tempel war, kleidete sich freilich die höchste Angelegenheit der menschlichen Seele in fürchterlich rohe Formen. Ich stehe hier im Morgenlichte der Zeit, schaue in jene dunkeln Tage der Vorwelt hinab, und sehe den Funken schimmern, aus dem unser Sonnenaufgang hervortrat. — So wie ich hier, steht vielleicht nach tausend Jahren einst, an einer andern Tempelstelle ein Wandrer still, blickt den Schatten unsrer dunkeln Zeiten an, und spricht: dieß war eine Tempelstelle der Vorwelt; hier rühmten sich Menschen Gott zu erkennen und ihn auf die würdigste Art zu verehren; verdammten aber, oder verfolgten zugleich andre Menschen, die in einem andern Tempel auf andre Weise den allgemeinen Vater anbeteten. Die einen nannten sich katholische, die andern evangelische Christen: und diese beiden Worte gaben in jenen dunkeln Tagen das Zeichen zu Haß, Verfolgung, Mord und Verwüstung. — Wie konnte sich solches begeben? wird er fragen, und dann hineilen zu einem neueren unentweihten Tempel, wo die heiligste Religion, welche Versöhnung, Duldung und Liebe gebeut, den letzten Schatten des Zwistes verscheuchte.

Mit diesem Gedanken trat ich aus des Waldes Dunkelheit hervor, und ein warmer Strahl der

Sonne drang in meine innerste Empfindung hinab, wie eine begeisterte Ahnung der fernen Zukunft, die mir vorgeschwebt hatte.

Den 3. Juni.

Der Mons Albanus (Monte Cavo) ist gleichsam die ewige Denksäule am Grabe der römischen Weltherrschaft, so wie er ehemals der Pfeiler war, an den das Staatsgebäude der Römer sich anschloß. Auf dieser Höhe stand der Tempel, worin der albanische Jupiter thronte. Alba wurde vernichtet; die heilige Wohnung der Gottheit aber blieb von den zerstörenden Händen des Eroberers verschont. Die häufigsten Wundererscheinungen hatte diese Höhe dem damaligen Volksglauben ehrwürdig gemacht. Jupiters Blitze waren oft darauf niedergefahren, und ein Steinregen war dort gefallen *), der allerdings der mangelhaften Erkenntniß jener Zeit, als ein Wunderzeichen erscheinen mußte. Livius erzählt im ersten Buche seiner Geschichte: „da das Reich des Tullus, bei der großen Macht, die er erkämpft hatte,

*) Diese Naturerscheinung, wenn sie uns auch nicht als ein Wunder erscheint, ist doch immer wunderbar genug, auch uns durch ihre neuesten Wiederholungen in Erstaunen zu setzen. Mit denen in der neuesten Zeit hier und da niedergefallenen sogenannten Mondsteinen hat es wahrscheinlich dieselbe Bewandniß, wie mit jenem Naturereigniß, von welchem Livius spricht. d. Verf.

in hoher Achtung stand, erhielten der König und die Väter Nachricht, daß auf dem albanischen Berge ein Steinregen gefallen sey. Man konnte es kaum glauben, und sandte Einige dahin, das Wunderzeichen zu untersuchen: und vor ihren Augen fielen Steine vom Himmel, nicht anders als ob der Wind einen Wirbel von Hagel auf die Erde niederwirft. Auch wollte man eine rufende Stimme aus dem Haine oben vom Gipfel des Berges herab vernommen haben." — Solche Dinge wurden benutzt und erfunden, um gleichsam mit der Eindringlichkeit eines göttlichen Ansehens das Volk zu gewissen Zwecken zu bestimmen. Die von den Römern unterjochten latinischen Völkerstämme konnten die verlohrne Selbstständigkeit nicht so leicht verschmerzen; sie blieben lange heimlich widerstrebende und störende Naturen in dem, durch ihre Einverleibung ausgedehnten, römischen Staatskörper. Zwang war es, der die verschiedenartigen Theile zusammenhielt. Den Römern mußte daran liegen, diesen äußeren Zwang, der nur den Umfang der Masse erweiterte, nicht aber die innere Kraft des Staates vergrößerte, in ein Band umzuschaffen, in eine Vereinigung, welche tiefer dringen, und den Bürger, in der Verschmelzung mit dem Menschen, an den Staat knüpfe. Zu diesem wichtigen Zwecke, bot sich allerdings kein stärkeres Bindungsmittel dar, als ein gemeinsamer Gottesdienst. Das Heiligthum Jupiters auf dem albanischen Gipfel war es, wohin die Blicke

der sämmtlichen Völkerschaften Latiums sich wenden konnten. Dieser Jupiter wurde daher zum latinischen, zum Jupiter Latialis erkohren. Auf solche Weise umschlang die verschiedenen Nationen eine Vereinigungskette, deren letzter Ring in der Hand der obersten Gottheit lag. In Beziehung auf jene Wunderzeichen wurde nun sogleich ein neuntägiges allgemeines Religionsfest verordnet. Es entstanden nun bestimmte wiederkehrende Feste und späterhin, als Tarquinius Superbus verschiedene italische Völkerschaften besiegt hatte, wurde das Bundesfest erweitert. Tarquinius erneuerte und verherrlichte den Tempel; und vermuthlich zogen sich mehrere schöne Straßen von dem Heiligthume, wie von einem Mittelpunkte, nach den verschiedenen Gegenden hin, wo die verbündeten Völkerschaften ihre Wohnsitze hatten. Nur eine dieser Straßen ist noch bis auf unsre Zeiten erhalten. Dieses Tempels Heiligkeit dauerte, so lange das Reich bestand; und die römischen Feldherren, wenn sie auszogen zum Kriege, und wenn sie zurückkehrten, waren verpflichtet, dem Jupiter Latialis ein würdiges Opfer zu bringen. Unsre heutige Wanderung zu der merkwürdigen albanischen Höhe ging über Palazzuola; und von dort aus kamen wir durch einen schönen Kastanienwald zu dem elenden Flecken: Rocca di Papa der auf einem hervorspringenden Lavafelsen liegt, und einen Sitz der Armuth darstellt. Die Häuser haben ein trauriges Ansehn; die Dächer sind von

Brettern und mit Steinen belegt, damit der Sturmwind sie nicht entführe. So ärmlich der Flecken auch ist, so reizend und mannigfaltig sind die Aussichten, welche sich vor diesem Standpunkte ausbreiten. Durch diesen Ort, immer aufwärts steigend, gelangten wir in eine anmuthige Ebene, mit einem Kranze von Kastanienwaldung umgeben: man nennt sie Campo d'Annibale, eine Benennung, welche sie von dem Lager Hannibals behalten hat, als dieser die Miene machte, Rom zu belagern, um die Römer von Capua weg zu locken. Durch diese Ebene führt ein wohlgebahnter Weg bis zu der alten römischen Straße, die zu dem Gipfel des Berges hinauf steigt, und sieben und ein Drittheil rheinische Fuß breit ist. Sie erstreckt sich bis an die Mauern des oben stehenden Klosters, und ist, wie alle antiken Straßen, mit großen, platten, fünfeckigten ungleichen Lavasteinen gepflastert. Hin und wieder sieht man die Buchstaben N. V. auf den Steinen eingehauen, so daß ein Stein nur immer einen der beiden Buchstaben enthält, und der andere sich auf dem zunächst daran stoßenden Steine befindet *). Die Buchstaben sollen,

*) Zoega erklärte diese eingehauenen Bezeichnungen als Zahlen für den Standpunkt der Legionen, wie wir aus einer Angabe in den prosaischen Schriften von Fr. Brun, Th. IV. S. 89. vermuthen. Dann war wohl N. nur die Zahl II. und V. nicht Buchstabe, sondern Zahl. Bekannt ist, daß die Legionssoldaten auch die Kunststraßen baueten, die eben da-

nach der Meinung der Mönche via numinis (Gottesweg) bedeuten. Es ist ein Passionisten Kloster, welches die Stelle des alten Tempels einnimmt, und aus dessen Trümmern erbaut ist. Die Steine der Mauern sind ein vulkanisches Erzeugniß, so wie es der ganze Berg ist, der aus verdichteter Asche, Bimstein, Lava und überhaupt aus solchen Massen besteht, welche von den Ausbrüchen der

rum viae militares heißen, wie Fabretti ad columnam Trajanam p. 46. sehr richtig bemerkt, wo wir belehrt werden, daß auf der Trajanischen Säule n. 191 und 252 dergleichen militärischen Chausseebau wirklich abgebildet ist. Ueber den eigentlichen Zustand dieser beim 20sten Meilenstein von der Appischen Straße abgehenden und zum Tempel auf dem Albaner Berg führenden Landstraße Via Latialis (der fälschlich auch triumphalis genannt wird, weil nirgends ein probehaltiger Beweis vorgebracht wird, daß die Triumphatoren auch dahin gewöhnlich gezogen wären) hat niemand als Augenzeuge genauere Nachrichten mitgetheilt, als der Abbé Capwartie de Chaupy in seinem zwar weitschweifig, aber an eigenen Forschungen reichem Werke Decouverte de la maison de Campagne d'Horace T. II. p. 114—128. Die vieleckigten Steine, welche die obere zum Theil noch vorhandene Decke dieser Kunststraße in breiten Platten bilden, waren eine Nachahmung des cyclopischen Mauerwerks, indem alles, was so in einander gefügt ist, von unverwüstlicher Ausdauer seyn muß. Es sind die Saxa, die von der Silex, dem kieselartigen Steinpflaster unterschieden werden müssen, wenn Burgier Histoire des grands chemins de l'Empire II, 24. T. I. p. 214 schon sehr richtig unterschieden hat. B.

Feuerschlünde aufgehäuft wurden, aus deren Krastern nachher jene beiden Seen von Albano und Nemi entstanden. Der Fuß des Berges nimmt einen Umkreis von sechzehn Miglien ein. Auf seinem Gipfel trifft man noch Spuren an, die vermuthen lassen, daß der alte Tempel mit einem heiligen Bezirk, unsern Kirchhöfen ähnlich, umgeben gewesen. Auch finden sich noch mancherley architektonische Reste; und wie viel solcher kostbaren Ueberbleibsel mögen noch in den dicken Klostermauern stecken. Der Vorderwand der Klosterkirche gegenüber, steht eine kräftige Stecheiche, an welcher Steine des alten Tempels aufgehäuft sind. Einige dieser Steine hat man so zusammen gelegt, daß sie Tische bilden, und Sitze die gar freundlich zur Ruhe im Schatten des alten Baumes einladen. Unter andern findet sich hier ein Bruchstück mit der Inschrift: Fulgur bezeichnet. Der Baum und diese Inschrift beide erinnern an ein Ereigniß, welches Livius im sieben und zwanzigsten Buche seiner Geschichte anführt, wo er sagt: — „Auf dem Albanischen Berge waren vom Blitze getroffen worden Jupiters Bildniß und der, in des Tempels Nähe stehende, Baum.“ — Man wird von dieser Erinnerung, die mir ein Freund mittheilte, so mächtig ergriffen, daß man sich der Meinung nicht erwehren kann, die da stehende Eiche für den Baum aus jener Zeit zu halten.

Welch ein fröhlicher Tumult festlicher Völkerzüge hat sich vormals auf dieser Höhe bewegt, als

die Hallen noch standen, die den prangenden Tempel umgaben, und aus den Hainen umher die Lobgesänge wiederhallten, die Jupiters Herrlichkeit priesen *). Ein nie gefühltes Entzücken durchdringet den Wanderer, der auf dieser Höhe steht und umherblickt in die reizende Fülle der Natur. Unten, die beiden verkleinerten lieblichen Seen, die im Sonnenstrahl schimmern, selbst der entferntere, in der

*) Noch ist der wichtige historische Punkt der Lateinischen Ferien und des großen Bundesopfers im heiligen Tempelbezirk des Jupiter Latialis auf dem Albanus nicht gehörig aufgeklärt, der Gegenstand aber ist so vielfach in die ursprüngliche Verfassung Roms eingreifend, daß er es verdient, von einer Academie der Wissenschaften, so gut als die Delphisch-Thessalische Amphiktionie, zu einer Preisfrage aufgestellt zu werden. Wie manches Dunkel müßte hier aufgeklärt werden, um zu zeigen, wie sich aus den frühern Farnetinischen Landgemeinden der Lateiner der große Bundestag des Jupiter Latialis, wobei Rom die Proedrie oder den Vorsitz hatte, entwickelt und nach und nach die Zahl der Bundesstämme bis auf 47 stiegen. Die Hauptstellen beim Dionysius von Halicarnaß IV, 49. VI, 95 müßten zum Grund gelegt, aber mit großer Behutsamkeit gebracht werden, wie das Beispiel des Sainte Croix zeigt, welcher in seiner gelehrten Schrift des gouvernemens fédératifs p. 236 — 247 viel brauchbares gesammelt, aber auch vieles in Verwirrung gebracht hat. Da würde auch Niebuhr's scharfsinnige Muthmaßung: daß Alba von den Lateinern und nicht von Rom zerstört wurde (Römische Geschichte Th. I. S. 210.) eine genauere Prüfung erhalten können. B.

alten Geschichte Roms berühmte regillische See, funkelt wie ein hellerer Lichtpunkt in der ruhigen Tagesbeleuchtung: und über dies Ziel hinaus, welche prächtige Landschaften stellen dem Auge sich dar!

Alles auf dieser Höhe hat ein heitres, freundliches Ansehn, nur nicht die finstern Mönche, welche die lichte, festliche Stelle bewohnen. Wie grell aber auch eben hier der Gegensatz erscheint, den die Gegenwart mit der Vergangenheit darstellt: so wird man doch gewahr, daß die neue Zeit von der alten nicht nur Steine sondern auch Gebräuche, Vorstellungsarten, Täuschungen, Wunderliebhaberei und Wundererscheinungen ererbte. Wenn zum Beispiel in den Tempeln der Alten die Götterstatuen weinten oder gar Blut schwitzten, so läßt man bis auf den heutigen Tag, in den christlich-katholischen Kirchen eben dasselbe an den Marienbildern und heiligen Statuen wahrnehmen. Die Wunderliebhaberei wird sorgfältig gepflegt; das Volk muß sehen, was es soll, damit es thue, was man will.

Aber der albanische Berg scheinet zu einer Tempelstelle von der Natur geschaffen zu seyn. Wie schwindet auf ihm das kleinliche Wesen des Klosters! er selbst ist ein ewiger Altar Gottes, im Kreise der festlichen Hügel. Rund um ihr her hat die Natur ihre Schöpfungen aufgestellt, wie große Tempelgemälde, um die erhabene Einfachheit des Altars, zu verherrlichen. Mögen mir es die Mönche verzeihen! Mit aller Achtung für ihre heilige Stätte, verließ ich eilig das ängstliche Kloster und

trat

trat hinaus in den feierlichen Dohm, über dem der leuchtende Himmel sich wölbt; und inniger und eindringender umfing mich hier die Herrlichkeit Gottes! Christus lehrte ja in und an der Natur seinen himmlischen Vater erkennen: er ehrte und besuchte den Tempel zu Jerusalem; aber Himmelsweisheit verkündigend, ging er hinaus in die Wüste; am Oelberge schwang sich im Gebete seine Seele zu Gott; und auf Tabors Höhen umstrahlte ihn der Himmel seiner Verklärung.

Rom, den 5. Juni.

Zum zweiten Male bin ich nach Rom, wie zu einer geliebten Heimath, zurückgekehrt; und an der Schwelle meiner Hausgötter empfingen mich Freundschaft und Liebe. Aber der feindselige Geist der Zeit, hatte sich störend dazwischen gestellt. Es war die Nachricht von den neuesten politischen Ereignissen, welche sich zu mir drängte. Kardinal Fesch ist von seinem Gesandtschaftsposten abgerufen: Alquier ersetzt ihn. Unter allen hiesigen Vorfällen aber zeichnet sich eine traurige Begebenheit aus, die da zeigt, mit welcher Erbitterung die Franzosen im Kirchenstaate gesehen werden. Jene glauben nun so weit zu seyn, den Römern bieten zu können, was gegen andere Völker sie sich erlaubten. Unter Vorwänden die ein- wie allemal, auf lügenhafte Beschuldigungen gegründet sind, haben sie schon mehrere Ortschaften des römischen Gebietes besetzt, und die päbstlichen Kassen in Beschlag ge-

nommen. Nach solcher Gewaltthat, wandelten ganz unbefangen drei französische Offiziere den Corso entlang. Zwei Fleischer, die hinter ihnen gingen setzte der Anblick der Franzosen in solche Empörung, daß der eine — (auf die Franzosen hinweisend) zornig ausrief: — „das Volk da sollten wir vernichten! hätte ich jetzt eine Doppelflinte, die beiden „streckte ich sogleich nieder." Der andere äußerte einigen Zweifel gegen die Beharrlichkeit seines Muthes, wenn es zur That kommen sollte: dies setzte jenen in Feuer, er springt in die nächste Fleischerbude, reißt ein Messer von der Wand, stürzt den Franzosen nach und verwundet den einen. Die beiden übrigen retten ihren Kameraden von der Ermordung, und ergreifen den Thäter. Dieser reißt sich los, und flüchtet sich in einen fürstlichen Pallast; da ruft er das Volk auf, die Sbirren herbeizuführen, denen er unweigerlich folgen wolle, damit seine Obrigkeit und niemand anders, ihn richten möge. Dies geschah, er wurde zur Haft geführt. Im Verhör erklärte er: daß ihn an seiner That nichts, als das Mißlingen, schmerze. Der junge Mann, so sehr er auch auf den Beifall seiner Mitbürger rechnen durfte, konnte nicht gerettet werden; denn er hatte einen mörderischen Angriff auf offener Strasse, folglich ein Verbrechen verübt, dem die Gesetze unabweichlich die Todesstrafe zuerkennen. Der Unbesonnene wurde binnen drei Tagen verurtheilt und hingerichtet. Kurz vor seinem Tode soll er, auf eine Stelle in Metastasio anspielend, ge-

sagt haben: — „Was ist am Leben noch zu verlieren, wenn das Vaterland so gut wie verloren ist.“ — Das Volk erbittert über diesen Vorfall, wirft seinen ganzen Haß auf Alquier, aber auch Fesch, dessen Entfernung die Römer beklagen, würde die Folgen einer so unbesonnenen That abzuwenden, nicht vermocht haben.

Den 6. Juni.

In den Herzen der Römer glimmt der Haß gegen ihre Unterdrücker um desto glühender fort, je frecher die Zeitungen dem Auslande das Gegentheil davon erzählen müssen, und sie üben nicht selten gegen diese unschuldigen Blätter ihre Wuth aus. Ihre ganze Aufmerksamkeit ist jetzt auf Gaeta gerichtet. Man weiß, daß Napoleon erklärt hat: die Festung müsse ihm überliefert werden, und solle es auch die Ausfüllung der Gräben mit Leichen kosten. Mit inniger Freude erzählt man sich in allen Gesellschaften die, auf mancherlei Wegen einkommenden, Nachrichten von der tapfern Gegenwehr des heldenmüthigen Prinzen von Hessenphilippsthal, und den derben Schlägen, die er den Belagerern vor Gaeta beibringt. Sie können sich nicht eilig genug seyn, um solche erwünschte Nachrichten zu verbreiten. Die Gesichter auf den Straßen reden davon; und ihr freiestes Spiel treibt die Geberdensprache, die den Franzosen viel zu lachen, aber nichts zu erschießen giebt. Im allgemeinen kennen diese die Stimmung der Römer sehr gut;

aber an bestimmten Angebereien fehlt es ihnen gänzlich; denn wenn sie nicht etwa unter den Sbirren einen Verräther finden, so müssen sie sich hier ohne die wohlausgebildeten Spionierkünste behelfen, die in andern Ländern ihnen gar treffliche Dienste leisteten.

Den 8. Juni.

Zum dritten Mal habe ich heute den ehrwürdigen Pabst in seiner weitläuftigen Einsamkeit gesehn. War es meine eigene trübe Gemüthsfarbe, welche, mir unbewußt, auf die äußern Gegenstände überging, und auch der Miene des Papstes einen schwermüthigen Anstrich lieh, oder hatte wirklich die hoffnungslose Lage des Kirchenstaates einen tiefern Sorgenzug in die Stirn des ehrwürdigen Mannes gegraben: genug, ich fand den Ausdruck seines ganzen Wesens verändert und verstimmt.

Das Gespräch lief anfangs leicht über meine bisherigen Wanderungen hin, und über das mannigfaltige Interesse, welches einem empfänglichen Gemüthe Ort und Zeit darbieten. Die Erwähnung der letzteren leitete das Gespräch von selbst zur Tagesgeschichte; und der Pabst äußerte sich mit reger Theilnahme über den tapfern Vertheidiger der Festung Gaeta, obwohl er von dort aus, für die Verschobenheit der gegenwärtigen Weltlage, keinen sonderlichen Erfolg erwartete. Die Fürsten Europas meinte er, hätten das Uebel schon viel zu weit vorschreiten lassen. Als ich endlich, nicht

ohne tiefe Rührung, meiner nahen Abreise gedachte, sagte der Pabst: — „Sie verlassen Rom in einem bedenklichen Zeitpunkte: — wir wollen für einander beten.“ Jetzt vermocht ich kaum noch eine gewisse äußere Fassung gegen das thränenvolle Gefühl meines Herzens zu behaupten. Der Pabst äußerte sich nun freier, und suchte minder, als sonst, seine Persönlichkeit, wenn die Unterredung darauf führte, zu umgehen. Bei einer solchen Gelegenheit kam eine Thatsache zur Sprache, die, wegen ihrer tiefliegenden Bewegungsgründe, nicht anders als sehr ungleich beurtheilt werden konnte: es ist die Krönungsangelegenheit des französischen Oberhauptes. Buonaparte gründete einen Triumph seines Hochmuthes darauf, den Pabst zu sich kommen zu lassen, um die Weihe seiner Person aus den heiligen Händen des höchsten Bischofes vor den Augen der französischen Nation zu empfangen. Er unterstützte seine Zumuthung anfangs mit Versprechungen, und endete mit Drohungen, von denen er der Welt sattsame Erfahrungen gegeben, daß sie zuverlässiger als seine Versprechungen sind. Jene siegten endlich auch über den Pabst. Ich weiß es, sagte er, daß viele meiner Zeitgenossen wegen meiner endlichen Nachgiebigkeit mich tadeln; aber sie übersehen dabei die verlaßne Stellung, in der ich mich befand. Wo war eine Macht noch selbstständig genug, daß ich sie zum Schutz des heiligen Stuhles mit Erfolg hätte aufrufen können? Buonaparte drohte mit dem Beispiele Heinrichs des ach-

ten von England, und erklärte, daß woferne ich auf meiner Weigerung, mich in seinen Willen zu fügen, beharren würde, er bereit sey, mit dreißig Millionen Menschen die römische Kirchengemeinschaft zu verlassen. Dabei ließ er zugleich Schreckniſſe der mächtigen Rache durchblicken, die, um meine Verantwortlichkeit in Anspruch zu nehmen, gegen den heiligen Stuhl gerichtet waren. — So stand ich Wehrloser dem furchtbaren Mann gegenüber. — Mir blieb keine Wahl. Zu erhalten, was sich erhalten ließ: das war es einzig, worauf ich mich unter den waltenden Umständen angewiesen fand. Ich unternahm die Reise nach Paris. Aber jetzt stehe ich fest; er biete seine Macht auf: mich treibt sie keinen Schritt weiter. Das Schicksal meines heiligen Amtes, habe ich in Gottes Hand niedergelegt. Auf meiner Persönlichkeit beruht nichts. Mich kann er einsperren, er kann mich tödten lassen, jedoch auf welche Art er mich aus meiner Stelle reißen mag: die Kirche Gottes wird nicht wanken: sie steht auf festerem Grunde, als der Mensch, der nur der Verwalter ihres Heiligthums ist." —

So redete Pius, der Ehrwürdige! das ist die Sprache des wohlgeordneten, kräftigen Willens! Napoleon wird den Mann opfern, aber den Entschluß des Edlen nicht beugen! — das geht aus allem hervor, was Pius bisher gethan hat. Wahrlich! es ist ein freudiger, herzerhebender Anblick, in unsern niederschlagenden Zeiten einen einfachen, festen Mann zu sehn, der schutzlos, ohne

zu wanken, da steht vor dem Gewaltigen, der sich gegen ihn rüstet mit den Waffen der Macht. Wie würde Pius in der Reihe seiner Vorfahren erscheinen, wenn es ihm möglich wäre, zu dem Standpunkte Ganganellis sich zu erheben; aber zu tief haftet in ihm die Vermischung der Begriffe von Hierarchie und Christenthum, eine Vermischung, aus der die Vermessenheit: Andersdenkende zu verurtheilen, wie der Baum aus der Wurzel hervorgeht. Schwerlich mögen dem sanften Manne die greulichen Folgen einer solchen Anmaßung lebhaft genug vorgeschwebt haben: denn in einer milden Seele nimmt auch der Irrthum eine mildere, verführerische Gestalt an. Mögte er die Geschichte der Menschheit fragen, da steht es geschrieben: zu dem Erbe des Himmels giebt es nur ein Recht, aber verschiedene Wege.

Den 10. Juni.

Ein schöner Zeitabschnitt meines Lebens geht zu Ende. Die Nähe meines Abschiedes von Rom umzieht mir die Seele mit einem Schatten, welcher der tieferen Abenddämmerung eines festlichen Tages gleicht. Ich verlasse unvergeßliche Stellen. — Was ist es, hab' ich oft mich gefragt, wodurch Rom, trotz aller abstoßenden Mängel, dennoch eine so anziehende Gewalt über mich ausübt! — In Neapel erfuhr ich, daß es nicht die ewig heitre Milde des südlichen Himmels allein ist, die meinem ganzen Wesen so zusagt. Die Geschichte der Mensch-

heit, die in Rom, diesem Mittelpunkte der alten Welt, sich vor mir aufblättert, und meinen Geist lebendig beschäftiget: die ist es, die so wunderbar mächtig auf mich einwirkt, und mit einer unvertilgbaren Zuneigung mich erfüllt. Nicht Tage; — Jahrtausende sind es, die hier vor dem Anschauen vorübergehn, ihre Thatenverzeichnisse aufschlagen und hinweisen auf die Denkmale, die sie zurückließen. Vor solchem Anschauen fallen des Daseyns enge Schranken nieder! Da leuchtet es ein, welche Arbeit es der Menschheit kostete, den Menschen zu bilden, von welchem hinwiederum jene gebildet wird. Hier unter diesem milden Himmel, wo die Gemüther empfänglicher sind, streute das Christenthum seine früheren Saamenkörner aus; aber eben hier mußten auch die Stürme auffahren, um sie hinüber zu wehen in die nördlichen Fluren. Jetzt wuchert hier übermächtig das Unkraut des Aberglaubens und des Wahnes. Vielleicht sendet dereinst das Gesetz der Wechselwirkung eine ungewaltsame Anregung hieher, welche den schönen Boden von üppigem Mißgewächs säubert. Vielleicht kommt eine Zeit der besseren Erkenntniß.

Unterrichtend genug sind die Trümmer, die den Boden bedecken; sie lehren:

„Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden;
Sterne werden aus dem Nebel gehn;
Zittern werden die bekränzten Sünden,
Und der Mensch wird vor der Wahrheit stehn!"

Tiedge.

Den 11. Juni.

Noch einmal besuchte ich heute die Lieblingsstellen meiner Wanderungen: das alte Forum, das Colisseum, das Pantheon. In diesem Heiligthume war es todt und menschenleer. In die stille Beschränktheit des Raumes fiel von oben, wie ein tröstender Blick der ewigen Liebe, ein Lichtstrahl des Himmels, der mich freundlich von der engen Aussicht meiner eigenen Beschränktheit ablenkte. Dann bestieg ich die Ruinen der alten Tyrannensitze: da lagen nun vor mir, in der Ruhe des Sonnenniederganges, die Felder, wo ich die reiche Erndte meiner Ideen eingesammelt hatte. Zu den Trümmern der Bäder des Titus, zu dem einsamen lateranischen Hügel, zu der albanischen Höhe blickt ich hinüber: und es drängten sich zu mir die Schauer des Verhängnisses, welches über die Erde zieht, und die Erscheinungen des Lebens, wie Schattengestalten vor sich hintreibt, damit andere Raum gewinnen, den Kreis ihres Daseyns zu durchlaufen.

Citta Castellana, den 12. Juni.

So bin ich denn schon nicht mehr in dem Umkreise der ewigen Stadt; ich habe Rom nun auf immer verlassen, — auf immer! — ein trauervolles Wort, wenn es auf Verlust sich bezieht. Auf immer endet einmal alles; nur nicht die Menschheit, nicht des Menschen Geist: darum blicke ich

an diesem Tage, der zugleich mit der Todeserinnerung an einen geliebten Bruder dunkel bezeichnet ist, getrost und hoffnungsvoll zu dem Lenker der menschlichen Schicksale empor, der die Wehmuth verzeihen wird, die mein Vertrauen begleitet. Schweigend und ernst fuhr ich mit meiner Begleitung über Ponte Molle und durch die Wüste der Campagna, wo auf den einsamen Hügeln die Genista ihren erquickenden Wohlgeruch ergießt. In dem elenden Ort Monteroſi, (Th. I. S. 295.) den ich von meiner vorigen Durchreise schon kannte, hielten wir Mittag, dann lenkten wir in die Straße über Terni und Perugia ein. Bald hinter Monteroſi fängt die Gegend an unterhaltender zu werden; wir kamen an Nebbi vorüber, einem Orte, der in der Ferne ein freundliches Ansehn zeigte, und in einer ungemein lieblichen Umgebung liegt, welche durch moderne Wasserleitungen verschönert wird. Der Weg zog sich durch anmuthige Thäler, und über reizende Höhen. Von Ferne begrüßten wir, mit Erinnerungen an Rom, den berühmten Soraкte, den uralten Sabiner, der sein Haupt so majestätisch emporhebt. Zwischen Nebbi und Castellana erreichten wir eine beträchtliche Anhöhe, um welche eine Fülle von landschaftlicher Pracht und Lieblichkeit zusammenfließt. Besonders reizend und malerisch ist ein tiefes Thal, durch welches ein ziemlich breiter Fluß hinströmt. Ueber den Fluß schwebt eine, auf fünf hohen Bogen ruhende, Brücke hin, welche die beiden einander gegenüber

stehenden Felsenwände des Thales verbindet. Unten im Thale waren Frauen mit ihrer Wäsche beschäftiget. Alles erschien von dieser Höhe dort unten in sehr verjüngtem Maaßstabe; das gab einen Anblick, würdig, von einem Landschaftsmaler aufgefaßt zu werden. Durch solche unterhaltende Abwechselungen kamen wir hieher nach Citta Castellana, vier und dreißig Miglien von Rom. Das Städtchen liegt auf einer oberen Abstufung eines hohen und steilen Berges, der aus rothem Tuf, schwarzem Bimssteine und anderm vulkanischen Erzeugniß besteht. Unten in einer Tiefe von dreihundert Klaftern rinnen um den Fuß des Felsens, der die Stadt trägt, drei verschiedene Flüsse, von denen der eine Cremera heißt, an dessen Ufer die dreihundert Fabier von den Vejentern erschlagen wurden. Durch die Citadelle, die an den Abhang der Gipfelhöhe stößt, hängt die Stadt mit dem Berge, wie eine Halbinsel, zusammen. Ihre vier Thore sind Ausgänge nach allen vier Weltgegenden hin.

Mehrere und besonders die Einwohner selbst behaupten, daß auf der Stelle dieser Stadt das alte Veji gestanden; und sie bezeichnen unten an der Cremera den Punkt, wo die Vejenter den dreihundert Fabiern jene tödtliche Niederlage beibrachten. Dies behaupten aber auch von ihrer Stadt die Einwohner von la Storta (Th. I. S. 298.) welches ich bei meiner Hinreise nach Rom berührte: eine sehr natürliche Eitelkeit, da es eben

so leicht und bequem ist, mit Verdiensten der Vorfahren sich zu behelfen, als es schwer und mühevoll ist, eigene zu erwerben.

Terni, den 14. Juni.

Immer reizender, immer romantischer wird der Weg, der sich zwischen hohen, durch Erdbeben auseinander gerissenen Felsen dahin streckt. Lebendigkeit und Reichthum der Natur, Wildniß und Gartenzierde wechseln anmuthig mit einander ab. Nur der Anblick der vorbeiziehenden Franzosen und Teutschen, die bestimmt sind, die Festungsgräben vor Gaeta zu füllen, störten mir oft den Genuß dieser Paradiesesflur. Reizender kann keine Wildniß erfunden werden, als die ist, in welcher Narni sich birgt, umrauscht von dem Strome der Nera.

Von der Höhe dieser Stadt sieht man in der Tiefe Cesi liegen, welches in steter Gefahr schwebt, von dem darüber hängenden, mit Waldung bedeckten, Felsen zerschmettert zu werden. Um die Erschütterung, die ein solches Unglück bewirken könnte, zu verhüten, ist bei Lebensstrafe das Holzfällen auf dem, über die Stadt hinragenden, Felsengipfel verboten. Zur Linken, wenn man sich von Rom her der Stadt Narni naht, befinden sich Ueberbleibsel der mächtigen Brücke, die August zum Behuf eines geraden Weges nach Perugia bauen ließ, und die sich mit römischer Kühnheit von einem Hügel zu dem entgegengesetzten hinüber schwang.

Der Weg von Narni nach Terni windet

sich auf Abstufungen hoher Marmorfelsen fort. Linker Hand das Thal, welches die grünliche Nera durchschlängelt, ist gleichsam ein von Gärten zusammengesetzter, Garten. Nach jeder Krümmung, welche die Straße macht, traten neue Ueberraschungen entzückender Naturschönheiten vor unsre Blicke. Auffallend ist der Gegensatz, den dieser Strich des Kirchenstaates mit jenem darstellt, durch den wir auf der Hinreise nach Rom gekommen sind. Die Gegend um Radikofani, wie öde, wie menschenleer! Hier um Narni hingegen erscheint die Natur so jugendlich frisch, wie eine Jungfrau mit blühenden Wangen. Hier ist nicht die Rede von böser Luft. Dort verursacht Wassermangel die Verödung: hier durchrinnen Flüsse und Bäche die Felder, und durch neuere Wasserleitungen wird die Ergänzung bewirkt. Menschenthätigkeit und Erzeugungskraft der Natur arbeiten hier einander in die Hände. Alles zeigt ein regsames Leben. Demjenigen, den der Ackerbau, oder die Pflege der Weinberge nicht beschäftiget, giebt die Erzeugung der Seide zu thun. Uns begegneten Züge von Frauen mit Körben voll Cocons. Keine Stelle des Bodens liegt unbenutzt; Getraidefelder, aus denen Maulbeerbäume, Nußbäume und Oliven hervorragen, bedecken die Ebenen, und die Abhänge der Berge bekleidet die Rebe; die Gipfel der Höhen sind mit Kastanienwaldung gekrönt. Zwischen dem kräftigen, frischen Grün, schimmern Landhäuser und Villen hervor. — Der Ueberfluß selbst scheint

über diesen Landstrich sein Füllhorn ausgegossen zu haben: dennoch schreit Bettlerzudringlichkeit auch hier die Vorübergehenden an. Dies wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß falsche Religionsansicht dies Uebel, als ein Beförderungsmittel betrachtet, die Tugend der Wohlthätigkeit in Uebung zu erhalten. Kinder warfen vor meinem Wagen sich nieder und bettelten in den kläglichsten Stellungen um ein Almosen. Auch schwärmen Straßenräuber von jener Wüste des Kirchenstaates herüber. Fast von Station zu Station sahen wir Gebeine solcher Verbrecher an Pfählen hängen. —

Bis nahe vor Terni hatten wir die Gegend umher im heiterm Sonnenscheine gesehen, dann machte sie ein Gewitter feierlich, ein grünlicher Nebel, wie ich noch nie gesehn, zog sich an den Bergen hin, und gab der Landschaft eine wunderbar anziehende Mischung von Schatten und Licht. So gelangten wir durch einen unterhaltenden Wechsel landschaftlicher Schönheiten nach Terni, welches der höchste Steigerungspunkt der Herrlichkeit dieser Gegend zu seyn scheint.

Die Stadt ist nur mittelmäßig; aber sie ruhet in ihrem Thale, wie in einem Garten, umgeben mit prachtvollen Hügeln. Ihr Name ist aus dem alten Interamnium entstanden, welches des Geschichtschreibers Tacitus Geburtsort war. Hier finden sich mancherlei Reste der römischen Pracht. In dem Garten des bischöflichen Pallastes sind noch Spuren eines Sonnentempels vorhanden. Was aber

das heutige Terni besonders hochberühmt macht, ist der Wasserfall des Velino, der, etwa vier Miglien von der Stadt, über zweihundert Fuß hoch senkrecht herabstürzt. Dieser Fluß der auf seinem Wege mehrere kleine Gewässer in sich aufnimmt und durch den See delle Marmore strömt, kömmt von den Appenninen, vierzehen Miglien von hier.

Sogleich nach unsrer Ankunft in Terni machten wir uns auf den Weg nach dem Wasserfall, der von den Marmorfelsen, zwischen denen er niederstürzt, Cascata delle Marmore genannt wird. Der Weg dahin windet sich über beschwerliche Stellen, und wird, immer steigend, in der letzten Hälfte, durch die kurzen Wendungen dicht am Rande einer schroffen Tiefe, sehr steil und gefährlich. Schon in einer beträchtlichen Entfernung vernimmt man das Toben der niederbrausenden Wasserflut, und die feuchten Theilchen, welche von dem zerschmetterten Wogengedränge aufsteigen, erfüllen weit umher die Luft mit einem feinen Regen. Man nahet sich dem Falle! und welch ein erschütternder Anblick ergreift das Gefühl! Das Entzükken, mit Erstaunen vermischt, erreicht die Höhe der Empfindung, wo sie zu einer freudig zitternde Bangigkeit wird. Man hat Mühe aus dem Wirbel der Gefühle sich zur besonnenen Betrachtung zu sammeln. Auf einem vorspringenden Felsen, oben am linken Ufer des, zum Sturz daher stürmenden Flusses, standen wir und sahen, und hörten, und

fühlten das Flutengewühl. In dem Nebel des aufsprühenden Wasserstaubes bildeten sich Regenbogen, welche die Bühne des großen Schauspieles so prachtvoll schmückten, daß ich mich kaum losreißen konnte, um von einem andern Standpunkte diese erhabene Naturerscheinung zu betrachten. Wir stiegen zu dem Thale hinab, wo der gewaltige Sturz hernieder donnert. Wer das beschreiben könnte!

Vor Jahrtausenden nahm diese Wassermasse einen andern Weg, und warf sich verheerend oft über die interamnatischen Fluren; aber die Gewalt eines erfinderischen Geistes gebot ihm, diesen Weg zu nehmen, wo er nun unschädlich zwischen Kastanienwaldung in seinem Marmorbette fortbrauset *). Wer nennt uns den Mann, der den Verderber bändigte? wahrlich der war ein großer Mensch. Die Geschichte, die uns so viel Helden, — Verwüster der menschlichen Glückseligkeit — nennt, hat seinen Namen vergessen. Seume, der vor mir diese Stelle bewanderte, hat des großen unbekannten Mannes gedacht, der dies Werk ausführte. Meine Freundinnen werden mir es Dank wissen, wenn ich die Worte des empfindungsvollen Dichters hieher setze.

Hier

*) Nach Cicero ad Atticum IV, 14. war M. Curius Dentatus im 5ten Jahrhundert Roms der Erbauer des Kanals, durch welchen der Velino herabstürzt. Mehr davon bei Morgenstern in seinen Auszügen Th. I. S. 776 f. f. B.

Hier hat vielleicht der große Mann gesessen,
Und dem Entwurfe nachgedacht,
Der seinen Namen ewig macht;
Hat hier das Riesenwerk gemessen,
Das größte, welches je des Menschen Geist vollbracht.

Es war ein göttlicher Gedanke;
Und staunend steht die kleine Nachwelt da
In ihres Wirkens enger Schranke,
Und glaubet kaum, daß es geschah.
Wie schwebte mit dem Regenbogen,
Als durch die tiefe Marmorkluft
Hinab die ersten Donnerwogen
Wild schäumend in den Abgrund flogen,
Des Mannes Seele durch die Luft!
So eine selige Minute
Wiegt einen ganzen Lebenslauf
Alltäglichen Genusses auf;
Sie knüpft das Große an das Gute.
Es schlachte nun der zürnende Pelide
Die Opfer um des Feindes Grab;
Es zehre sich der Philippide,
Sein Afterbild, vor Schelsucht ab;
Es weine Cäsar stolz und eitel,
Um einen Lorbeerkranz für seinen kahlen Scheitel;
Es mache sich Octavian,
Das Muster schleichender Tyrannen,
Die je für Sklaverey auf schöne Namen sannen,
Mit Schlangenwitz den Erdball unterthan:
Die Motten zehren an dem Rufe,
Den ihre Ohnmacht sich erwarb,
Und jedes Säculum verdarb
An ihrem Tempel eine Stufe!
Hier steigt die Glorie im Streit der Elemente,
Und segnend färbt der Sonnenstrahl

Des Mannes Monument im Thal,
Wo sanft der Oelbaum nickt, und hoch am Firmamente
Die Sonne strahlt. Mir glüht das Rückenmark,
Und links schlägt's, ohne Neid, hoch in der Seite stark: —
Wer so ein Schöpfer werden könnte!

Spoleto, den 15. Juni.

Noch immer ist es ein romantischer Gartenweg, der uns leitet, stellenweise umgeben mit Wildniß und Hoheit der Natur, die an Tyrol erinnert, nur um vieles fruchtreicher, als jenes erhabene Bergland. Vor Spoleto hatten unsere Maulthiere einen steilen Berg zu erklimmen, der den Namen Somma führt. Auf seinem Gipfel trug er vormals einen Tempel des Jupiter Summanus.

Spoleto ist das Spoletium der Alten. In den frühesten Zeiten war sie eine bedeutende Stadt der Umbrier, welche sie gegründet haben sollen. Im zweiten punischen Kriege schlugen die Spoletiner den, aus der Schlacht bei dem See Trarimen daher stürmenden, Sieger von ihren Mauren zurück. Noch jetzt heißt das Thor, vor welchem sie dem furchtbaren Helden eine Niederlage beibrachten, Porta Anibale, auch Porta Fuga. Die Stadt auf der Abstufung eines hohen Berges, hat eine ungemein romantische Lage, welche die herrlichste Waldflur des Thales beherrscht. Nicht minder reizend sind die nachbarlichen Höhen. Vorzüglich merkwürdig ist, einer Sonderbarkeit wegen, der Monte Luco. Leute von gewissem Range,

die ermüdet von dem großen Weltleben, sich der Beschaulichkeit hingeben wollen, ziehen sich auf dieser anmuthig waldigten Höhe, in kleine zierliche Einsiedeleien zurück, wo sie, unter vermeintlich gottesdienstlichen Beschäftigungen ein mönchisches, jedoch keiner Ordensregel unterworfnes, Leben führen. Die Zahl dieser frommen und vornehmen Müßiggänger, welche sich die Herren vom Berge Luco (Comiti di Monte Luco) nennen lassen, ist bestimmt, und darf nicht überschritten werden.

Die Sadt Spoleto trifft oft das Schicksal, von Erdbeben erschüttert zu werden. Vor etwa vierzehen Tagen hat ein Erdstoß eine Stelle der Stadtmauer und ein Paar Häuser beschädiget; ein Vorfall der ohne Zweifel mit dem letzten Ausbruche des Vesuvs in Verbindung stand, von dem ich kurz vor meiner Abreise von Rom Nachricht erhielt.

Man findet hier noch mancherlei Spuren der alten Zeit. Eine römische Wasserleitung versorget die Stadt von Monte Luco her mit gutem trinkbaren Wasser. Unter den Ruinen, welche man den Fremden zeigt, finden sich unbedeutende Trümmer eines Amphitheaters. Auf den Stellen und aus den Trümmern alter Tempel sind Kirchen gebaut. Säulen, Friese und andre Zierathen sind heidnischen Ursprunges.

Folingo Mittags.

Man vergißt, oder empfindet kaum die Beschwerlichkeiten einer langen Reise, wo die Natur von allen Seiten, so viel Vergütungen darbietet,

die Phantasie mit entzückenden Bildern und die Betrachtung mit gehaltreichen Vorstellungen beschäftiget.

St. Jacomo war der erste Ort, den wir auf unserm Wege von Spoleto berührten. Im grünen Schoße eines fruchtbaren und zugleich romantischen Thales ist dieses Städtchen mit hohen Bergen umgeben, welche mit schönen Villen reichlich besetzt sind. Auf eine angenehme Weise befremdeten mich hier die blauen Augen der Einwohner, die in Italien eine Seltenheit sind. Mit fröhlicher Freundlichkeit wurden wir von den Einwohnern begrüßt, an denen sich ein gewisser Wohlstand wahrnehmen ließ. Thätigkeit ist die Mutter des Wohlseyns, Wohlseyn giebt Frohsinn, und fröhliche Menschen sind nicht bösartig. Die Franzosen waren, ehe der Krieg sie verwilderte, ein ein singendes Volk.

Die Städte dieses Landstriches bieten einen ungemein erfreulichen Anblick dar, besonders wenn man nur an ihnen vorüber zieht, und die mehrentheils schmutzigen Eingänge nicht bemerkt. Trevi und Russignano lehnen sich an den Fuß eines Berges. Das Hinundherwandeln wohlgestalteter Männer und Frauen, auf den verschiedenen Wegen zu diesen Städten, giebt der Landschaft eine sehr anziehende Lebendigkeit. Frauen trugen Körbe voll Cocons; überhaubt scheint der Seidenbau in dieser Gegend mit großer Thätigkeit betrieben zu werden. Wir kamen hierauf an einem andern kleinen Städtchen, alle Bene vorüber; auch hier waren die Einwohner mit der Seidenernte beschäftiget.

Hier begegneten uns Männer mit zierlichen Haarbeuteln und seidenen Strümpfen auf Pferden und auf Eseln reitend; für uns freilich ein befremdender Anblick. Warum aber soll hier nicht Sitte seyn, was bei uns Gewohnheit oder Sitte verbietet. Das Städchen hat seinen Namen le Vene von dem kleinen Flusse, der daran vorbeirinnt, und in der Nähe ein Mühlenwerk treibt. Vor dieser Mühle steht ziemlich wohl erhalten, nicht fern vom Ufer des Flusses, ein alter Tempel, der die Landschaft romantisch verschönert, und vormals vielleicht dem Gotte des Flusses gewidmet war.

Wir kamen bei guter Zeit hier in Foligno an, welches nur wenig hübsche Häuser hat; doch ist die ganz von Marmor gebaute Domkirche ein schönes Gebäude. Nach einer kurzen Mittagsfrist eilten wir weiter.

Perugia, den 16. Juni Abends um 8.

Den übrigen Theil unsers Weges hieher umgab ein reicher Wechsel lieblicher und feierlich erhabener Landschaften. Zwischendurch leuchteten Felder mit Granatenhecken eingefaßt. Nahe hinter Foligno liegt das Städtchen Spello; hier stiegen wir aus, um die zum Theil beraseten Spuren eines großen Amphitheaters zu betrachten: sie sind andeutend genug, um den weiten Umfang des alten Gebäudes zu bemerken. Auch bis hieher war vormals das gräßliche Beispiel der römischen Weltstadt gedrungen. So verbreiten sich Sitten und Unsitten der Hauptstadt über das ganze Land, bis zu dem unbedeutendsten Provinzort hinab.

Ohngefähr in der Mitte des Weges von Foligno bis Perugia trafen wir auf ein großes, prächtiges Kloſter, alla Madonna degli Angeli genannt. Dies Kloſter ernährte ſonſt den geweihten Müßiggang von hundert und vierzig Mönchen, deren Zahl aber jetzt auf vierzig herabgeſetzt iſt. Hier verweilten wir eine Stunde, um uns an dem kryſtallhellen Waſſer zu erquicken, und zugleich das Innere der Kirche zu beſehen, deren weiter Umfang uns auffiel. Es iſt ein großes, gothiſches Gebäude, das zum Futtral einer kleinen Kirche dient, welche in dem Mittelpunkte der großen ganz abgeſondert da ſteht, und eigentlich das heiligſte Heiligthum iſt. Dieſe kleine Kirche wird für die Kapelle ausgegeben, in welcher der heilige Franciskus gepredigt haben ſoll. Am 2. Auguſt wird hier großer Ablaß ertheilt. Außerordentlich ſoll der Zufluß von Menſchen ſeyn, die der kirchliche Marktverkehr dieſer Kapelle herbeizieht. Der jährliche Sündenumſatz gegen Losſprechungszettel mag dem Kloſter beträchtliche Summen abwerfen. Ich wendete mein Gemüth ab von dem Trugſpiel; mit erfreulicheren und erhebenderen Gedanken als ich hier einſammeln konnte, erfüllten mich die Eindrücke der großen Natur, die den Abglanz der Herrlichkeit Gottes zurückſtrahlt!

Wir nahten uns Perugia der alten Perusia, die jetzt die Hauptſtadt des päbſtlichen Umbriens iſt. Dieſe Stadt mit Fruchtkränzen reichlich und fröhlich umhangen, gewährt durch ihre amphithea-

tralische Lage auf einem hohen Berge, einen ergreifenden Anblick. Sie ist eine der ältesten Städte Italiens, wie solches die fabelhafte Ueberlieferung von ihrem Ursprunge schon anzeigt, der von Janus einem Sohne Apolls hergeleitet wird. Die Geschichte nennt sie unter den vorzüglichsten Städten der alten, sinnreichen hetrurischen Nation. Lange setzte sie den Eroberungskünsten der Römer einen kräftigen Widerstand entgegen: späterhin war sie selbst dem Hannibal furchtbar, so daß dieser nach seinem Siege beim Trasimenersee, sie anzugreifen nicht wagte. In den Bürgerkriegen, nach Cäsars Tode, ließ August sie gänzlich zerstöhren; aber die rüstige Thätigkeit der Einwohner stellte sie bald wieder her. Zur Zeit der Barbarenzüge stürzten die Gothen sie nieder; sie half sich bald wieder auf, und kam endlich durch eine behauptete Schenkung Carl des Großen an den päbstlichen Stuhl. Nach dem Beispiele anderer Städte, strebte sie in den unruhigen Zeiten der hin und herschwankenden Schicksale der kleinen italienischen Staaten nach republikanischer Freiheit. Zu ihrem Anführer wählten die Peruginer einen Mann, der sich den Namen Forte Braccio erwarb, an dessen Regierungsweisheit und Kraft mancherlei Stiftungen errinnern. Nach einem langen Widerstande mußten endlich die Peruginer dem Pabste sich dennoch unterwerfen.

Die Stadt selbst entspricht dem äußern Ansehn, so wie sie besonders in der Ferne erscheint, nicht;

obgleich sie mehrere schöne Kirchen und über Vierzig Klöster aufzuweisen hat. Das Jesuiten Kloster ist das merkwürdigste Gebäude. Die akademische Lehranstalt hat viel von ihrer ehemaligen Bedeutsamkeit verlohren. Die Lehrer werden unverzeihlich schlecht besoldet, während jene Mönche della Madonna degli angeli im Ueberfluße schwelgen. Was könnte für die Bildung des Volkes geschehen, wenn nur ein mäßiger Theil des Vermögens dazu verwendet würde, welches die ungeheure Menge von Klöstern verschlingt. Das Volk geht nur widerstrebend in den Geist der päbstlichen Regierung ein, welche daher immer Mißtrauen gegen den kecken Sinn der Einwohner hegt.

Zwar ist die Stadt von ihrem vormaligen Glanze tief herab gesunken, und dürfte jetzt wohl schwerlich mehr als dreizehn bis vierzehen Tausend Menschen zählen. Doch läßt sich eine ziemlich thätige Betriebsamkeit der Einwohner bemerken. Unter den berühmten Namen, welche dieser Stadt zur Zierde gereichen, ist Raphaels erster Lehrmeister Pietro Perugino, der bekannteste.

Wo eine solche Menge von Kirchen und Klöstern zu erbauen war, da konnte von Resten alter Gebäude wenig oder gar nichts übrig blieben; nur ein Thor ist, wie sogleich der Augenschein lehret, ein echtes hetrurisches Denkmal.

Torricella, am See Trasimene d. 16. Juni Abends um 9.

Bald hinter Perugia läßt sich ein Abnahme

landschaftlicher Fülle wahrnehmen. Zwar sieht man noch gut bestellte Felder, Weinhügel, Maulbeerbäume und Oliven; auch verschwinden noch nicht gänzlich die Rosen- und Granatenhecken; aber Städte und Landhäuser werden immer seltener. Das Auge vermißt die hohe Cypresse, die Marmorschichten hören auf, Schieferfelsen treten an ihre Stelle. Je mehr man sich Torricella nähert, desto öder wird die Gegend; nur die blasse Olive bietet ihren Friedenszweig den wilden Menschen an, die zum Kriege hier durchstürmen. Auch den Weg fanden wir so schlecht, daß wir unsre Wagen verlassen und den Weg durch den schauervollen Kastanienwald, der auf der einen Seite den trasimenischen See umgiebt, zu Fuße durchwandern mußten. Die rothen Stralen der Abendsonne fielen in den düstern Wald, und ihr Wiederschein von dem See schimmerte feurig durch die Zweige. Ermüdet kamen wir im Posthause zu Torricella an, welches uns keine sonderliche Erquickung verspricht, und mehr einer Hütte der Armuth, als einer Ruhestätte für ermüdete Reisende gleicht. Desto freundlicher aber empfingen uns die Bewohner. Das Wohlwollen der guten Leute, die alles aufbieten, was in ihrem Vermögen ist, hilft uns treulich die Beschwerlichkeiten ihrer unbequemen und unreinlichen Wohnung ertragen. Das Haus liegt hart am Trasimener See in einer trostlosen Wüste. Ich blickte aus dem Fenster; die Sonne beleuchtete mit ihren letzten Stralen das traurige Bild der öden Gegend,

auf der das finstere Andenken jener Schlacht ruht, die den Römern, welche hier gegen Hannibal fochten, zwanzig tausend Menschen kostete. Die Lichtinsekten zuckten wie schauerliche Blitze, durch die melancholische Nacht.

Castiglione, den 17. Juni Mittags.

Wenn man sonst im Nachtlager von einer ermüdenden Reise ausruht, so war es in Torricella der umgekehrte Fall. Auf der Reise mußten wir vom dortigen schlaflosen Nachtlager ausruhen. Wir fuhren an dem Ufer des Sees hin; und ich gedachte lebhaft jener Zeit als hier der Waffentumult ras'te. Mir fielen die Worte eines Dichters ein

„Dieser Staub am Wege hing um Seelen;
„Wo ich trete stäubt vielleicht ein Herz.
Tiedge.

Fortdauernd öde bleibt das Land, bis über Ossaja hinaus, welches der gemeine Mann hier Orsalia nennt. Ossaja! (Knochenfeld) ein furchtbar-bedeutender Name, der an jene blutige Schlacht am Trasimener See erinnert, von der das ganze weite Feld umher, bis auf den heutigen Tag, in den vorhandenen Gebeinen Spuren zeigt.

Als ich bei Ossaja die Grenze des päbstlichen Gebietes überschritt, ergriff mich eine wehmüthige Empfindung: sie war das Nachgefühl meines Abschiedes von Rom. Sogleich im Toskani-

schen hinter Ossaja verändert sich die Natur und selbst der Trasimener See schmückt sich hier mit freundlicheren Ufern. Fern auf einem Berge am See sahen wir Radicofani schimmern; aber das merkwürdige Cortona sonst Corytum, welches alterthümlich stolz auf einer nachbarlichen Höhe thront, reizte mich zu verweilen, um wenigstens die ewigen Mauern dieser alten ehemaligen hetrurischen Hauptstadt zu betrachten *). Ganze Felsenmassen von funfzehn bis zwanzig Fuß im Durchmesser sind hier auf- und aneinander gefugt, so daß man sich beim ersten Anblick unbezweifelt von dem hohen Alterthum dieser Mauern überzeugt. Hier sieht man die Urkunde der ältesten Baukunst, von der die alte römische eine abgeleitete ist. In dieser Stadt hat sich eine litterarische Gesellschaft zur Untersuchung, und Erläuterung hetrurischer Alterthümer zusammengethan. Der gemeine Mann hat eine verworrene Vorstellung von den Arbeiten dieser Männer, und kann sich dabei keinen anderen Zweck denken, als die Entdeckung gewisser gefährlicher Geheimnisse, die in den wunderbar scheinenden Schriftzeichen der alten verschwundenen Sprache, wie er glaubt, verborgen liegen: man schreibt daher ohne Umstände diesen gelehrten Geschichtsforschern die Zubereitung der berüchtigten Aquato-

*) Vergl. Antichi Monumenti per servire all' opera intitulata l'Italia avanti il dominio dei Romani p. VI. und Morgenstern's Auszüge Th. I. S. 734 f. f.

fana zu, an deren Daseyn überhaupt jetzt Niemand mehr glaubt *). Mein Veturino sagte mir: „da hinter den Mauern wohnen kluge Leute: die gefährliche Künste verstehen.“ —

Wir setzten unsern Weg fort und gelangten in dem angenehm gelegenen Castiglione an, wo wir Mittag hielten. Hier ist toskanischer Fleiß sichtbar. Wir hatten die Wüste nun hinter uns, und häufiger begegneten uns wohlgestaltete, fröhliche Menschen, denen man es ansah, daß sie zu leben hatten. Vorzüglich bemerkte ich hübsche Landfrauen nicht nur reinlich, sondern ziemlich kostbar gekleidet. Echte Perlen, Korallen, oder goldene Ketten umschlingen den weißen Hals der schönen Toskanerinnen. Fülle der Gesundheit giebt ihnen Freudigkeit und Lebensmuth. Kein Bettlerhaufe schreit uns mehr an; Wohlstand und Anstand herrschen in dem freundlichen Städtchen, nur wird das gute Volk in seinem wohlverdienten Frieden von den übermüthigen Franzosen jetzt bitter gestöhrt;

*) Dies dürfte nach dem, was schon der allbelesene Beckmann in seinen Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen im ersten Theil und besonders Th. II. S. 565 f. f. bemerkt hat, doch noch einigem Zweifel unterliegen. D. Hahnemann erklärte es für ein arsenikalisches Mittelsalz. So viel ist indeß gewiß, daß eine Menge erdichteter Sagen und Fabeleien diese Aqua der Tofania oder das Brinvilliers den historischen Scepticismus preis gaben. B.

indessen sucht es sich so gut als möglich mit der bösen Zeit abzufinden.

In dieser Gegend wächst der köstliche Aliatico. Neben unsrem Zimmer trinkt eine Gesellschaft von Männern sich, durch diesen Nektar fröhlich, in die Hoffnung beßrer Zeiten hinein.

Arezzo, den 17. Juni Morgens um 8.

Unser gestriger Weg von Castiglione bis hieher ging ununterbrochen durch wohlbestelltes fruchtbares Land; die Felder überall zeugten von Betriebsamkeit und die Villen von der Wohlhabenheit und dem feinen Sinn der Einwohner. Kleine oder größere Städte, bei denen wir vorüber, oder durch welche wir hindurch fuhren, gewährten einen Anblick von Reinlichkeit und Fülle. Diesen Charakter zeigt auch Arezzo, sonst Aretium, eine ansehnliche wohlgebaute Stadt, mit gutgepflasterten Straßen. Sie erhebt sich in einer sehr fruchtbaren Ebene auf einem Hügel. Auch sie war vormals eine hetrurische Stadt, besonders berühmt durch Verfertigung feiner Vasen, wovon sich beim Nachgraben häufige Spuren entdeckten; außerdem aber findet sich hier von alten Ruinen nichts bedeutendes mehr. Attila der Hunne zerstörte die Stadt; auch in den Partheienkriegen der Gibelinen und Guelfen hat sie harte Zeiten bestanden. Die Einwohner lassen sich gerne an ihre großen Männer: an Mäcen, den Freund Augustus, an Petrarch, den Sänger der Liebe, und an den nicht weniger be-

rühmten Aretino erinnern, der sich den Fürsten und Großen seiner Zeit furchtbar machte, indem er ihre Thorheiten und Verbrechen mit einer scharfen satyrischen Geißel züchtigte, und sich für sein Stillschweigen keinen geringen Preis bieten ließ. —

Monte Varchi, Mittags.

Zwischen Arezzo und Monte Varchi erscheint die Natur in einer dürftigeren Gestalt; und sogar das Heidekraut, dieses Zeichen eines unfruchtbaren Bodens, ließ sich stellenweise, in einer Ausdehnung von vierzehn Miglien hier sehen. Das Getraide in den Feldern stand kümmerlich, und wechselte mit dem kraftlosen Heidekraut ab. Etwa fünf Miglien vor Monte Varchi, nimmt die Gegend einen milderen und freundlicheren Charakter an. Die kleinen Städte fand ich wohlgebaut und gut gepflastert und überall an Menschen und andern Gegenständen ließen sich Sauberkeit und Merkmale Toskanischen Fleißes entdecken. Aber die französischen Horden haben hier grausam gewüthet. Die Wirthin zeigte uns die Zerstöhrung an ihrem Geräthe und an ihrem Hause; kaum waren die Fenster dürftig wieder hergestellt. Sie selbst trug in den Spuren tödlicher Mißhandlungen den Keim des Todes an ihrem Körper.

Das Wetter hatte nahe vor Monte Varchi häufig gewechselt, und den Horizont mit dem gelblichen feinen Nebel den man in Norden Höhrauch nennt, überzogen. Als ich dieß der Wirthin erzählte,

sagte sie: daß solches wohl eine Folge des Erdbebenstoßes seyn könne, der vor etwa zwei Stunden verspürt worden sey. Wir hatten während des Fahrens nichts davon bemerkt.

Piano della Fonte, Abend um 7.

Ein schlechter unbequemer Steinweg, vierzehn Miglien lang, hat uns hieher — gestoßen; aber wir fanden ein gutes Nachtlager, und eine ungemein gefällige und wohlwollende Bewirthung. Die Beschwerlichkeiten des Fahrens, bergauf und bergab, hat mich dennoch nicht gänzlich um den Genuß des reichen und romantisch geschmückten Landstriches, den wir durchzogen, gebracht. Wohin der Blick sich wendete, prangte die Gegend umher in Herrlichkeit und Fülle. Saubere, niedlich gebaute Flecken und Städte, und auf den Höhen reizende Villen, wechselten so nachbarlich mit einander ab, daß sie gleichsam durch große Gartenabtheilungen verbunden zu seyn schienen. Fern am Horizont bargen die Apenninen ihre Häupter in den Wolken, und die Vorberge mit ihren Weinhügeln bildeten ein glänzendes Amphitheater. Die würzhafte Luft von den Wiesen und von den, in Blüthe stehenden Weinbergen her, umfloß uns erquickend mit ihrem stärkenden Balsam. Die ganze Natur scheint hier Heiterkeit und Frohsinn zu athmen. Nirgend ist die Miene des tieferen Ernstes sichtbar, welche der römischen Gegend die häufigen Ruinen aufprägen: die Miene der Umgebung scheint

sich auch den Menschen mitzutheilen. Alles im Toskanischen hat ein lachendes Ansehn. Sanftheit und Milde sind Charakterzüge der hiesigen Menschen. An den Einwohnern spiegelt die umgebende Natur sich ab; auch ist mir in keiner Gegend Italiens hübscheres Landvolk begegnet, als hier.

In den Städten und Flecken sahen wir Handwerker vor den Thüren auf den Straßen in froher Arbeitsamkeit; die Frauen beschäftigten sich neben ihren Männern und unter ihren Kindern mit Stricken, Nähen, Abwinden der Seide von den Cocons und andern weiblichen Arbeiten. Lachende Scherze liefen die Reihen hindurch. Wahrlich, das gab einen erfreulichen Anblick!

In den Landschaften umher sind schon die edlen Pinien und die Granatenhecken verschwunden: dagegen erscheint hier an den Landstraßen und Villen häufig die italienische Pappel.

L'Incisa, etwa ein paar hundert Schritte von unserm Nachtlager entfernt, ist ein überaus reizender kleiner Flecken; man bereut es nicht, daselbst ein wenig zu verweilen. Der Ort ist mit mäßigen Hügeln eingefaßt, um welche lieblich und luftig die Weinranke schwebt. In einem ganz andern Charakter erscheint Piano della Fonte, wo wir übernachten. Man hat L'Incisa kaum verlassen, so wird die Landschaft wilder und überraschender; doch sind auch hier die schroffen Felsenhöhen wohl angebauet. Der kurze Weg von diesem Felsen bis zu unsrem Wirthshause, wird durch die plötzlichen

Wen-

Wendungen der Ansicht nur desto unterhaltender, je unerwarteter sie erscheinen. Ich blickte aus dem Fenster meines Wohnzimmers und erstaunte über die aufgethürmten Felsenmassen, welche die Natur wild und roh hier zusammengeschoben hat, um, wie es scheint, dem menschlichen Fleiße eine recht schwierige Arbeit aufzugeben: dieser aber hat sich nicht abschrecken lassen; und es ist ihm gelungen, die Felsen zur Fruchtbarkeit zu zwingen.

Unter den freundlichen Menschen in diesem Hause sah ich ein junges liebliches Mädchen mit bleichen Wangen umherwandeln, eine holde Blumengestalt, die ein tödtlicher Hauch berührt hatte. Ich fragte nach dem Zustande ihrer Gesundheit und sie erzählte: „die Wirthin des Hauses sey ihre Verwandte, und habe sie zu sich genommen, nachdem sie schon früher mutterlos, auch ihres Vaters, dessen einziger Trost sie gewesen, auf eine entsetzliche Weise beraubt worden sey. Die ersten Franzosen die in ihr väterliches Haus eingedrungen, hätten alles geraubt; die späteren, die nun nichts mehr gefunden, hätten ihre Wuth gegen den Vater gerichtet, und ihn in ihren Armen getödtet. Dies entsetzliche Schicksal habe sie auf ein hartes Krankenlager geworfen, und seitdem“ — — Schmerz und Thränen erstickten ihre Worte. Ich errieth ihre Krankheit und theilte ihr kleine Mittel und einigen medicinischen Rath mit. Sie schien mir eine Todesgeweihete zu seyn: nur in ihren freundlichen Augen leuchtete noch das Leben ihres schönen Ge-

müthes und die Grazien der Seele verweilten unter den hinwelkenden Rosen ihrer Jugend. Bis in das Innerste meines Wesens hatte mich das Schicksal des Mädchens gerührt, und wie gern hätte ich die unglückliche mit mir nach Teutschland genommen: aber unüberwindliche Hindernisse stellten sich meinem Herzen entgegen.

Den 19. Juni Morgens nach 9.

Nicht mehr ferne bin ich von dem schönen kunstreichen Florenz, dem ersehnten Orte einer längeren Zwischenruhe, deren meine erschöpften Kräfte bedürfen. Mit ganz andern Gefühlen gehe ich der berühmten Stadt entgegen, als damals, da ich noch fremd zu ihren Thoren einfuhr. Mich peinigte jetzt die Bangigkeit nicht, die mich ergreift, wenn ich mich einer unbekannten Stadt nahe, wo ich noch kein Herz für mich gewonnen, wo ich mir noch keinen wohlwollenden Blick erwerben konnte.

Florenz, Nachmittags.

Immer noch beschwerlich, aber doch um vieles erträglicher, als auf den beiden Tagereisen vor Piano della Fonte, wurde der Weg von dem letzteren Orte bis hieher, wie es sich in der Nähe einer Hauptstadt erwarten läßt. Immer noch ging die Straße über hohe, steile Berge, auf und nieder. Denn so wie die Vorberge der Apenninen in beträchtlich steigenden Abstufungen sich erheben,

so müssen im weiteren Umkreise der Stadt die Zugänge verhältnißmäßig höher und steiler werden. Aber auch von dieser Seite der Stadt sind Höhen und Tiefen mit Naturschmuck reichlich umgeben. Man erstaunt und wird entzückt, wenn man bemerkt, wie von den steilen Felsengipfeln herab die Fülle der Fruchtbarkeit sich ergießt. Die Reben- und Olivenhayne stehn in voller Blüthe, und vollenden die Schönheit des Hügelkranzes, der den ehrwürdigen Sitz der Künste so lieblich umschlingt. Nur die schwebenden Seen von weißem Nebel über den Zinnen der Stadt lassen bemerken, daß man sich dem Norden nähert. Aber nichts stöhret das Entzücken, welches die Seele füllt, wenn man eine bedeutende Höhe des Weges erreicht hat, und hinabschaut in das weite, prachtvolle, paradiesische Thal, welches der Arno mit seinen lieblichen Windungen durchströmt. Menschliche Thätigkeit und große Arbeiten der Natur stehen hier in dem freundschaftlichsten Bunde.

Unter den herrlichen Landsitzen, an denen wir vorüber kamen, zeichnet sich besonders der des Marchese Renuncini aus, durch eine Cypressenumgebung, die den großen Garten einschließt; so kräftige, so hohe Cypressen sah ich noch nie. Zu einer ganz vorzüglichen Zierde des Thales aber dient eine Brücke, die mit sieben mächtigen Bogen über einen kleinen Fluß hinschreitet, der dem Arno zueilt, und zur Regenzeit sehr anschwillt.

Erschöpft an Kräften des Körpers, aber reich

an Bildern des Geistes, kam ich ermüdet in dem Wirthshause an. Nur die Bewillkommungs Besuche der liebenswürdigen Fabroni konnt ich annehmen.

Den 21. Juni Abends.

Den gestrigen Tag war ich genöthiget, der Ruhe zu widmen. Meine geliebte Fabroni schenkte mir einige freundliche Stunden ihrer Gesellschaft. Dann empfing ich einen Besuch des östreichschen Gesandten, des Herrn von Colli, der mich zu dem heutigen Mittagsmale einlud. Ich fand daselbst eine angenehme geistreiche Gesellschaft, in welcher vorzüglich Frauengestalten glänzten, ausgezeichnet durch Schönheit oder Anmuth, oder Bildung des Geistes. Alle kamen wohlwollend und gütig der Fremden entgegen, so daß ich mich in diesem Kreise gewissermaßen bald heimisch fühlte. Das Gespräch war ziemlich allgemein und lebhaft, und mit zarter Rücksicht immer so gehalten, daß auch ich daran Theil nehmen konnte: es betraf Kunstgegenstände und Künstler, jedoch keine Politik. Man scheint hier furchtsamer, als in Rom zu seyn. Nur ganz leise wurde es mir zugeflüstert, daß, nach Andeutung gewisser Vorzeichen, dem neu errichteten Königreiche Hetrurien eine abermalige Veränderung bevorstehe. Selbst, als auf Alfieris Eigenheiten die Rede kam, übergiug man seinen wüthenden Franzosenhaß mit vorsichtigem Stillschweigen. Das Gespräch wurde zwar französisch

geführt, fiel aber oft in die Landessprache zurück, wobei ich dann bemerkte, daß mein Ohr sich an den volltönenden römischen Dialekt gewöhnt hatte.

Den Abend bracht' ich in dem Fabronischen Hause zu; und es freute mich, den wackern Puccini (Th. I. S. 245.) daselbst zu finden. Wir sprachen viel über Rom und über die römischen Künstler. Es ist eine Freude zu hören, wie das Urtheil dieses bewährten Kenners die Kränze vertheilt. Die Gerechtigkeit selbst könnte nicht treffender und billiger richten. Harte schneidende Urtheile fördern die Kunst nicht; milde Hinweisungen führen zum Ziele.

Den 22. Juni.

Schon in meinen früheren Bemerkungen (Th. II. S. 415.) habe ich von dem Gesichtspunkte gesprochen, unter welchem gewöhnlich die Religion von demjenigen angesehen wird, der durch irgend eine Veranlaßung aufgeregt, sich von der Befangenheit einer überladenen Glaubensform losmacht, und dagegen eine sogenannte Philosophie ergreift, bei deren Unzulänglichkeit oft seltsame innere Widersprüche zum Vorschein kommen.

Ich habe verschiedene Erfahrungen dieser Art gesammelt; heute machte ich eine neue. Es besuchte mich der geistvolle M. — — ein geborner Florentiner, den seine diplomatische Laufbahn unter der Regierung des letzten Königes von Polen

nach Warschau geführt hatte, wo ich ihn kennen lernte. Die Welt und eine gewisse Philosophie, die zu seiner Zeit viel Anhänger fand, hatte seinem Geiste früh eine Ansicht gegeben, die den heiligen Ernst des Lebens nicht hoch anschlägt: eine Ansicht, die jedoch seinem rechtlichen Charakter durchaus keinen Abbruch that. Ihn hatte die Zeit noch mehr zu einem erfahrungsreichen Alten gereift; mir aber gab er unter seinen Wendungen seine Verwunderung zu errathen, mich noch auf demselben Standpunke in Absicht gewisser Ideen zu finden. Wir traten zufällig an das Fenster, als gerade ein religiöser Zug sich durch die Straße bewegte. Es fiel mir auf, unter diesem Stadtvolke, welches da vorüberzog, weit weniger schönes, blühendes Leben zu bemerken, als mir auf meiner ganzen Reise unter dem toskanischen Landvolke begegnet war, und ich äußerte mein Befremden darüber. — Das sind die Sitten einer großen Stadt, erwiederte M. — —. Dann warf er noch einige bitter spottende Anmerkungen hin über Kirchensatzungen, Priesterthum, und endlich über das Wesen der Religion selbst: über Gott und Unsterblichkeit: alles dies, meinte er, sey eine recht nützliche Erfindung für das Volk; eine Ergänzung politischer Gesetze auf die Leichtgläubigkeit der Menschen berechnet und gegründet. — Ich wußte schon aus der Erfahrung, daß durch solchen Streit und Gegenstreit für die Wahrheit nichts gewonnen wird, und leitete daher die Unterredung auf andre Gegen-

stände. Beide hatten wir durch den Tod Freunde verloren. Es war von wechselseitiger Zuneigung, von der Sympathie dieser geistigen Anziehungskraft die Rede; und M. —— nachdem er schon mehrere sogenannte Ahnungsgeschichten angeführt hatte, erzählte endlich noch, daß ein gewisser Mann in der Nachbarschaft seines Geburtsortes eine Lieblingskatze gehabt hätte; diese habe einige Tage hindurch alle Nahrung verschmäht, und sey darauf plötzlich verschwunden. Nach einer Abwesenheit von mehreren Wochen, sey sie einsmals, als ihr Herr eine große Gesellschaft im Garten bei sich gesehn, wieder erschienen, habe zuerst ihrem Herrn, nach alter Gewohnheit, geliebkoset, sey dann im Kreise der Freunde des Herrn umhergegangen, habe bei jedem Einzelnen ihre gewöhnlichen Schmeichelgeberden wiederholt, und sey dann gerades Weges dem Teiche zugeeilt, wo sie sich vor aller Augen hineingestürzt habe. — Also eine schwermüthige Katze, die sich aus Lebensüberdruß umbrachte. Dieses Märchen von einer selbstmörderischen Katze, und jene Ahnungen, die sämmtlich aus trüben, nordischen Sagen abstammen, und von der Leichtgläubigkeit im Umlauf erhalten werden, fand der geistreiche M. —— besser gegründet, als den Glauben an die erhabenen christlichen Wahrheiten, welche ihre Gewährleistung in der Vernunft, in der Tugend und überhaupt in der geistigen Natur des Menschen finden, Wahrheiten für die, — ich möchte fast sagen —

eine Ueberlieferung aus einem höheren Leben spricht *).

Solche wunderliche Erscheinungen stellen sich dar, wenn ein lebhafter Geist aus einer gewissen Betäubung in Glaubenssachen plötzlich erwacht: von der unbewährt gefundenen Befangenheit in leeren Satzungen tritt er zu der Schrankenlosigkeit über, zu dem Unglauben, der alles von sich weist, was nicht mit Händen zu greifen ist. Samt der ungeschickten Einfassung, wirft er das Kleinod selbst hinweg. Auf diesem Sprunge zum Unglauben nimmt er jedoch, für den Fall des unvertilgbaren Bedürfnisses, einen guten Vorrath von Aberglauben mit.

„Der Aberglaube selber ist ein Schatten,
„Den innre Wahrheit auf das Leben warf;
„Er borgt von ihr die Kraft, den Frieden zu erstatten,
„Den unvertilgbar das Gemüth bedarf.“

Tiedge.

Den 23. Abends nach 9.

Seit meiner Ankunft in Florenz, hörte ich überall von Johannesfeierlichkeiten und Volksfesten sprechen: ich war daher sehr gespannt, Augen-

*) Der gute M.—— wandelt nun schon da, wo ihm heller die Sonne des Glaubens leuchtet. Ich würde sonst diese Unterredung mit ihm nicht hieher gesetzt haben. d. Verf.

zeuge einer solchen öffentlichen Freude zu seyn. Für den heutigen Tag war ein Wagenrennen auf dem schönen Platze vor der Kirche Maria novelle (Th. I. S. 239.) veranstaltet worden. Herr von Colli hatte die Gefälligkeit gehabt, mir einen bequemen Platz besorgen zu lassen; er selbst führte mich hin. Nach der ungeheuren Volksmenge zu urtheilen, mußte ich große Dinge erwarten. An den Fenstern drängte sich Kopf an Kopf, und selbst auf den Dächern fehlte es an Zuschauern nicht. Dann wurden vier Wagen herbeigeführt, welche die Form der alten Triumphwagen nachahmen sollten; jeder war mit zwei Pferden bespannt. Die Wagenlenker hatten sich geschmacklos phantastisch gekleidet: der eine weiß mit Gold, der andere blau, der dritte roth, der vierte gelb mit Silber. Alle jagten, die Pferde unbarmherzig peitschend, dreimal in einem vorgezeichneten Kreise umher. Der Preis, den der zuerst ankommende erhielt, war sehr unbedeutend. Der ganze Spaß dauerte ein paar Minuten. Die Menschenmenge verließ den Platz und glaubte, recht froh gewesen zu seyn. So leicht ist es, dem Volke weis zu machen, daß es sich ergötze. Uebrigens schien mir das ganze eine treffende Allegorie des menschlichen Lebens zu seyn, welches sich größtentheils in Anstalten dazu verliert.

Den 24. Juni Abends um 11.

Heute wiederum ein Fest! Es war die von den Mediceern eingeführte Huldigungsfeierlichkeit

welche nach einer siebenjährigen Unterbrechung, heute zum erstenmale wieder begangen wurde.

Dem Mediceischen Pallaste (Th. I. S. 243.) gegenüber, war ein Thron errichtet worden, auf dem die Königin mit ihrem Sohne, dem fünfjährigen König saß, umgeben und bedeckt mit allem Prunke des Hofglanzes. Die Provinzen wurden durch geharnischte Ritter, welche Fahnen trugen, dargestellt; die Städte erschienen als Thürme, jede auf einem, von vier Pferden gezogenen, Wagen, die Marquisate waren Reuter und trugen silberne Teller, welche dem Könige zum Opfer dargebracht wurden. Um diesem Feste den höchsten Glanz zu geben, so durfte der hohe Schutzpatron des Landes, der heilige Johannes nicht verschmähen, den Prachtaufzug durch seine Gegenwart zu verherrlichen: dafür aber wurde ihm auch die Auszeichnung zu Theil, auf einem, mit vier Pferden bespannten, reich vergoldeten Wagen von solcher Höhe geführt zu werden, daß sein segnendes Antlitz in die oberen Geschosse der Häuser hinein schauen konnte.

Nachdem die Königin unter ihrem Thronhimmel die Huldigungen empfangen hatte, begab sich der ganze Zug, von Infanterie und Kavallerie begleitet, zu dem Platze der Taufkapelle. (Th. I. S. 283.) Der Magistrat, die Senatoren, der ganze Hofstaat, mit Einschluß der Dienerschaft, gingen vor der Königin und ihrem Sohne her; der Königin folgten einige Damen, den Beschluß machte die Leibgarde. Die Senatoren und der

Stadtrath begleiteten die Königin in die Kirche, wo sie betend einige Minuten verharrte; dann stieg sie in ihren Wagen und der ganze Zug ging auseinander. Von acht Uhr Morgens bis eilf dauerte die Feierlichkeit, deren innere Leerheit der äußere Pomp so wenig zu bedecken vermochte, daß der Beobachter dadurch nur auf eine grellere Weise an das Verhältniß dieses kleinen Staates zu Frankreich erinnert wurde. Ihm muß das ganze Huldigungsspiel als eine vergoldete Nußschale am bunten Christbaum eines Kindes erscheinen, deren innerer Kern die Franzosen herausgezogen haben.

Nachmittags ward ein Pferderennen gehalten, welches ich aber dem römischen weit nachstehend fand. Es fehlte hier zweierlei: die Ordnung, und eine Straße, wie der Corso.

Der Abend des festlichen Tages ward mit einer Oper geschlossen. Das Theater war geschmückt, verschwenderisch erleuchtet, die Oper mittelmäßig, das Ballet aber Zemir und Azor, vortrefflich erfunden und dargestellt. In diesen Tänzen herrschte durchaus das anständig gehaltene Spiel der Phantasie. Hier sah ich nicht jene Luftsprünge, jene widerwärtigen Stellungen, worin die Teutschen Theater miteinander weiteifern; feine sinnenvolle Grazie waltete in allen Bewegungen der Tänzerinnen und der Tänzer. Das Haus war sehr angefüllt; wohin das Auge sich wendete, erblickte es Schönheit und Glanz. Ungemein reizende Wohlgestalten bemerkte ich, besonders unter den Frauen.

— Wenn in dem Wesen der edlen Römerin eine höhere Würde vorwaltet: so zeichnet eine sanftere Grazie die schöne Toskanerin aus. —

Zu den drei Masken, alle tre Maschere.

Den 25. Juni.

Schon bei meiner frühern Durchreise hatte ich beschlossen, hier, wenn ich zurückkehren würde, zu verweilen (Th. I. S. 227.). Ein süßer, stiller Zauber der Natur umschmeichelt den Wanderer, der in dieser hohen Cypressenwaldung ausruht. Dieser liebliche Raum ist das kleine Paradies in einem größeren: der blühende Eingang zu den hesperischen Lustgärten.

Das geräumige und sehr wohl eingerichtete Wirthshaus, welches den obigen Namen führt, liegt auf einer sanften Anhöhe deren Abhänge mit lieblichem Gebüsch geschmückt sind. Von hier aus übersieht man ein weites hügelreiches Thal, in welches sich ein außerordentlicher Reichthum der Fruchtbarkeit niedergelassen hat. Es scheint ein unermeßlicher Garten zu seyn, der bis an den Fuß der Apenninen sich erstreckt. Ueppige Kastanienwälder, blaßgrüne Olivenhayne, und dunkle Ulmenstellen, an denen die Weinranke sich flatternd hinauf schlingt, wechseln anmuthig mit einander ab; überall schimmern Villen aus dieser grünen Fülle hervor, und tief im Hintergrunde erheben sich, mit ihren vielfachen Abstufungen die Apenninen, wie eine ewige Garten-

mauer des paradiesischen Thales. — Von unsrem Wirthshause führt ein majestätischer Cypressengang zu der nahe gelegenen Villa, die selbst mit hohen Cypressen umgeben ist. Einen unaussprechlich anziehenden Reiz hat für mich diese einsame Villa: an ihrem Eingange stand ich, und glaubte den Geist ihres Schöpfers aus der Schöpfung zu erkennen, die er hier aufgestellt hat. Gewiß war es ein tiefes Gemüth, welches den hohen Ernst und die heitre Freude des Lebens so reizend zu verbinden verstand.

Scaricalasino, den 26. Juni.

Was ein freundliches Gesicht werth ist, kann nur derjenige wissen, dem jemals nach einem beschwerlichen Reisetage an der Schwelle seiner Abendruhe, ein solches begegnet ist. Wir fanden die gefälligste liebreichste Aufnahme bei den Leuten dieses Wirthshauses, die mich von meiner vorigen Durchreise sogleich wiedererkannten. Jedes Mitglied der Familie war bemüht und beschäftiget, uns die möglichste Bequemlichkeit und Ruhe zu bereiten, deren wir so sehr bedurften. Auf rauhen Wegen, bergauf und bergab, hatten wir eine öde menschenleere Gegend durchzogen: denn das toskanische Freudenland hatte sich mit dem lieblichen Orte: alle tré Maschere hinter uns geschlossen; aber die milde toskanische Menschennatur begleitete uns noch. Der stoßende Weg nöthigte uns, eine Strecke zu Fuße zu gehn: und so erreichten wir

auf einem kahlen felsigten Bergrücken die berüchtigte Windstelle (Th. I. S. 227.). Ein heftiger Sturm, der sich seitwärts durch eine enge Felsenschlucht preßte, fuhr so ungestüm über den Weg, daß wir Gefahr liefen, von der Höhe hinabgestürzt zu werden. Der Veturino war besorgt, und wir mußten unsern Wagensitzen zueilen. Vermuthlich hat Pietra Mala den bösen Namen von eben dieser Felsenstelle, die der Wind ganz kahl gestürmt hat. Nun blieben uns noch drei Miglien zu überwinden, bis wir zu Pietra Mala, dem Toskanischen Grenzzoll-Amte, bei der Familie des ehrwürdigen Colignone (Th. I. S. 227.) eintrafen. Hier kam uns nun der erfreulichste Empfang entgegen. Die ganze liebenswürdige Hausgenossenschaft war sogleich um uns versammelt. Der herrliche Greis und die wackere, muntere Gattin begrüßten mich mit dem redlichsten Händedrucke, worin sich ein ganzes Herz voll Zuneigung äußerte. Zwischen diesem sehr würdigen Elternpaare, welches mir zunächst stand, blickten die liebevollen Jugendaugen der übrigen Familie hervor; jedes wollte mir die Hand reichen. Dann trat die lieblichste Gruppe des ganzen Kreises zu mir: es war die ältere Tochter des Hauses mit ihrem zarten Kinde auf dem Arme, und ihrem Gatten zur Seite. Die jugendlich erröthende holde Mutter, das schöne großaugige Kind, ein Töchterchen, von etlichen Monaten, an ihren Hals geschmiegt, der zärtliche Vater daneben, — nie wird dies reizende Bild aus meiner Seele ver-

schwinden! — Die Mutter legte in meine Arme das lächelnde Kind, dem sie meinen Namen gegeben hatte, und sagte mit sichtbarer Rührung im Auge: um Ihren Segen bitte ich, um Ihr Gebet für mein Geliebtes! — Ach! erwiederte ich, müßt ich nur nicht so weit entfernt leben, von Euch, Ihr guten, frommen Kinder Gottes! — — „Das fromme Gebet guter Menschen," rief der alte Vater dazwischen, „weiß von keiner Entfernung, und der Segen einer fernen Liebe verirret sich nicht." — Ich reichte dankbar dem edlen Greise die Hand. Unterdessen hatte mir die jüngste Tochter eine Mittagsruhe bereitet, welches sie verschämt durch ihre Schwester mir anzeigen ließ. Nach einer kurzen Ruhe ward ich zum Essen gerufen. — Die Freuden der Unschuld und der gegenseitigen Liebe, die geschäftige Neigung, der Fremden wohlzuthun, der zarteste Frohsinn umkreis'ten die Tischgenossenschaft. — Wären es arme, müde Pilger, wie wir, und nicht Engel gewesen, welche einst bei dem frommen Erzvater einkehrten, so hätte ich unser Mahl, mit jenem patriarchalischen vergleichen können.

Nicht genug, daß diese liebenswürdige Familie ihre ganze Fähigkeit aufbot, um uns den kurzen Aufenthalt in ihrem Hause recht freundlich und erquickend zu machen; sondern der Schwiegersohn Guercelli übernahm es auch noch, uns bis zu dem nächsten französischen Zollamte zu begleiten, um uns die Abfertigung daselbst zu erleichtern. —

Mit unauslöschbaren Empfindungen verließ ich den heiter frommen Familienkreis. — Was könnte überall dem Menschen der Mensch seyn, wenn die Eigensucht nicht blind geboren wäre! —

Bologna, den 27. Juni.

Durch rauhe Felsenwege, über steile Berge mußten wir uns hindurch arbeiten, bis wir endlich jenseits der nackten Sand- und Kalkberge vor Piano die entfernten grünen Hügel um Bologna erblickten. Nahe vor dieser Stadt begrüßte uns das Cicadengetöse, welches aus den fruchtbaren bolognesischen Fluren erscholl: dies betäubende Geschrei hatte gleichwohl etwas, wodurch es im ersten Augenblick eine Art von Wohllaut für mich wurde, indem es bei mir eine süße Erinnerung an Ischia erweckte. Was aber die Unannehmlichkeit unsres Weges hieher vermehrte, war, daß uns Haufen von jungen italienischen Soldaten begegneten, die durch Ketten an den Hälsen an einander gefesselt waren. Einzelnen hatte man die Hände zusammengekettet. Solche Erscheinungen sind immer Zeichen der unmittelbaren Herrschaft des Buonapartischen Franzosenreiches. — Im toskanischen, und wo sonst noch ein Schatten von selbstständiger Regierung statt findet, gehn die Maßregeln der Soldatenberufung durch die mildernden Hände der vaterländischen Behörden.

Carpi

Carpi, den 28. Juni.

In diesem Orte hatten wir auf unsrer vorigen Durchreise ein äußerst dürftiges Nachtlager. Ich äußerte dem Veturino mein Mißfallen darüber; er führte uns diesmal in ein beßres: es ist das weitläuftige Gebäude eines vormaligen Klosters, welches von dem kleinen Wirthshausverkehr einer ärmlichen Landstadt nicht ausgefüllt wird, und der überflüssige leere Raum giebt der großen Steinmasse das Ansehn von Ausgestorbenheit. Diesem Wirthshause gegenüber liegt ein unbewohntes altes Schloß, ein versinkender Zeuge beßrer Zeiten. Carpi selbst scheint an dem traurigen Herrenwechsel zu siechen. Ueberall elende baufällige Hütten und verlaßne Straßen.

Wir kamen durch wohlangebautes Land; aber es sind nicht mehr die lachenden toskanischen Felder.

Mantua, den 29. Juni.

Immer weniger unterhaltend wird unser Weg; so wie die Gegend an Abwechselung verliert, so verliert auch die Luft ihre sanfte Milde, der Himmel seine dunkle Bläue. Die edleren Bäume verschwinden fast gänzlich; nur Ulmen und Weiden gedeihen, und hin und wieder erblickt man Pflanzungen von Maulbeerbäumen. In der traurigen, schilfreichen Sumpffläche, die vor Mantua der Po verursacht, umwölkte sich meine Seele, auch der Himmel schwärzte sich, und ein dunkles Gewit-

ter begleitete uns bis vor die Thore von Mantua. Als wir einfuhren versammelten sich um unsern Wagen die Soldaten, die uns teutsch sprechen hörten und klagten uns ihr Schicksal, daß sie östreichische Kriegesgefangene und gezwungen wären, den Franzosen zu dienen. Ich ermahnte sie, nicht sogleich jedem Fremden ihre Klagen anzuvertrauen.

Auf dem Markte sah ich ein ärgerliches, geistloses Spiel, welches die Bürger mit einer Gans trieben. Diese war in einem Korbe so befestiget, daß an dem einen Ende der Kopf, am andern die Füße hervorragten, an Stricken schwebte der Korb zwischen zwei Pfählen. Unter der, in Schwung gebrachten, Gans liefen die Männer hindurch und hieben nach ihr mit einem Stocke; wer den Kopf traf, erhielt den höchsten Gewinn. Sollte die Obrigkeit solche Spiele gestatten? In Aegypten gab es Gesetze, welche Grausamkeiten gegen die Thiere bestraften.

Cremona, den 30. Juni.

Von Mantua lenkten wir in die Straße nach Mayland ein. Ebene gleichförmige Wege, dürftige Felder, ärmliche Wiesen und Viehweiden, Sumpfstellen, und feuchte unbehagliche Luft sind die Hauptzüge der Natur dieses Landstriches. Doch trifft man auch ziemlich häufig Reisfelder und Maulbeerpflanzungen zum Besten des Seidenbaues an. Hin und wieder gewährten wohlgebaute Landstädte in dieser unerfreulichen Ebene, einen angenehmen

Anblick. Sogar Weinreben sah ich, die sich an Weidenbäumen hinaufrankten. Der Weinstock braucht milde Luft und sonnigte Hügel: ich zweifle daher sehr, daß der cremonesische Nektar so beliebt, als die cremonesische Laute seyn möchte. Unsern Mittag hielten wir in Piedana, einem ärmlichen Orte. Die Leute unsers Wirthshauses, sehr gutmüthige Menschen, beklagten mehr, als wir, daß sie nicht vermögend seyen, uns anständig zu bewirthen, wir mußten sie beruhigen und uns selbst auf Cremona vertrösten.

Cremona ist ein vielgenannter Name in der Geschichte; aber die geschichtliche Namhaftigkeit einer Stadt, ist immer eine Andeutung unseliger Schicksale, welche sie im Laufe der Zeiten getroffen haben: so verhält es sich auch mit Cremona. In dem Partheienkriege, als Augustus und Antonius sich um den Besitz des römischen Staates rauften, fiel das Schicksal dieser unglücklichen Stadt mit dem des Antonius, welchem sie ihre Thore geöffnet, zusammen, und der tückisch grausame Sieger ließ es die Stadt entgelten, daß Antonius ein minder glücklicher Räuber, als er war. Cremona stieg aus der Asche wieder hervor. Später wurde sie in die Unruhen nach Neros Tode verwickelt, und Vitellius Horden vernichteten sie abermals. Als endlich das römische Reich den Anfällen der Barbaren erlag, stürzten sie die Gothen darnieder. Immer richtete sie sich wieder empor. In dem Mittelalter zur Zeit der

kleinen italienischen Republiken, stand sie bald selbstständig, bald ward sie, nicht ohne verheerende Gewalt, von einer Oberherrschaft zur andern hinüber gerissen. Mit der letzten Eroberung von Mayland, fiel sie in die Hände der Franzosen, welche die jüngsten Blüthen ihres Flores abstreiften.

Wer eine Strecke durch Italien gereist ist, und in die Thore von Cremona einfährt, bringt freilich schon eine düstre Idee vom jetzigen Zustande dieses Landes mit: daher es dann wohl kommen mochte, daß ich das finstere Ansehn dieses Ortes noch unerfreulicher fand, als er mir vielleicht unter andern Umständen erschienen seyn würde. An den Kirchengebäuden dieser Stadt, die so oft niedergestürzt, und aus den Trümmern wieder erstanden ist, fängt der sogenannte gothische Geschmack on in ungemischteren Formen seine Herrschaft zu zeigen. An die Stelle der, mit Säulengängen umgebenen Tempelhallen, sind die, in einem Punkt spitzig zusammenlaufenden Wölbungen getreten, die von Pfeilern, nicht von Säulen, getragen werden. Die Heiterkeit der griechischen Tempel verschwand, und in dem christlichen Heiligthume waltet ein ernstes, mystisches Wesen, welches vielleicht dem hohen Schwunge christlicher Ideen nicht ganz ungemäß ist. In diesem Geschmack ist die Cathedralkirche erbaut; neben ihr die Taufkapelle, deren Rundung durch acht gleichmäßige Ecken unterbrochen ist. Der Thurm der Kirche ist hundert Fuß hoch, und auf

498 Stufen gelangt man zu dem Glockenstuhle. Die schmalen Seiten des Thurmes stehen mit der Höhe desselben in keinem solchen Verhältnisse, daß das Ganze einen gefälligen Eindruck hervorbringen könnte.

Die vorzüglichste Nahrungsquelle der Einwohner ist der Handel: dieser liegt jetzt gänzlich darnieder: daher eine einreißende Verarmung unvermeidlich ist.

Lodi, den 1. Juli.

Auf unserm Wege von Cremona trafen wir große Abtheilungen französischer Soldaten an, die nach Teutschland zogen: da wir oft zu Fuße gingen, so wurden wir von ihnen angeredet. Wie dazu besonders abgerichtet, sprachen sie insgesammt auf eine und dieselbe ruhmredige Weise von ihren Heldenthaten. Dann warfen sie Drohungen dazwischen, die gegen den Norden gerichtet waren. Eine ziemlich starke geographische Unwissenheit gab den weit aussehenden politischen Planen in ihren Gedanken eine Leichtigkeit, welche alles, was sie träumten, ihnen schon ganz nahe und wie ausgemacht, erscheinen ließ. Ueber Rußland nach Indien, und von da nach England zu marschieren, wenn zuvor Gaeta gefallen seyn würde, meinten sie, dürfte wohl ihre erste Unternehmung seyn. Es half wenig, wenn man ihnen die geographische Unmöglichkeit eines solchen Marsches auseinander setzte. Ihr Kaiser, behaupteten sie,

würde solche Schwierigkeiten, die von den verwünschten Engländern herrührten, leicht zu beseitigen wissen.

Diese Unterhaltung mit den französischen Offizieren brachte einige Abwechselung in die Einförmigkeit unsers Weges; denn dieser zog sich ziemlich langweilig, durch eine fruchtbare Ebene hin, welche der Fleiß und die Betriebsamkeit der Einwohner der Sumpfgegend dadurch abgewonnen, daß man austrocknende Kanäle gezogen, und diese in gutem Stande erhalten hat. Getraide, Flachs und Hanffelder, Futterkräuter und wohlgepflegte Wiesen wechseln erfreulich mit einander ab; hin und wieder erscheint sogar etwas Weinbau. Der beste Parmesankäse wird in dieser Gegend bereitet, und damit ein beträchtlicher Handel getrieben.

Wir kamen durch ein paar Landstädte, die ein freundlicheres Ansehn zeigten, als Lodi. Die Festung Pizzighatto, die an diesem Wege liegt, soll, wie man mich versichert, nicht unbedeutend seyn.

Lodi ersetzt eine alte Stadt, Laus Pompeji genannt, die ihren Ursprung den Galliern, ihren Wohlstand aber dem Vater des sogenannten großen Pompejus, verdankte. Im zwölften Jahrhundert wurden sie von den Mayländern, denen die Einwohner den tapfersten Widerstand leisteten, vom Erdboden vertilgt. Der teutsche Kaiser Friedrich Barbarossa rächte sie an den Mayländern, und ließ, drei Miglien von dem

alten, das heutige Lodi erbauen, welches späterhin alle Zerrüttungen Italiens mit erfahren hat. In der neuesten Zeit ist diese Stadt durch den Uebergang Napoleons über die, zu ihr führende Brücke des Addaflusses merkwürdig geworden. Die Einwohner erzählen: — Buonaparte habe diesen Uebergang dadurch bewerkstelliget, daß er eine weiße Fahne hoch emporgehalten, um für einen Parlementair angesehn zu werden: und so sey es ihm gelungen, mit dem ihm, nachdringenden, Heere die Stadt und Festung zu überfallen und stürmend zu erobern. Da man gewohnt ist, Napoleons persönlichen Muth nicht ohne einige Beimischung von Betrug sich zu denken, so ist dies eine Erzählung, die in Italien ziemlich allgemein glauben findet.

Mayland, den 2. Juli.

Die Gegend bis Mayland behält fortwährend denselben Charakter von Einförmigkeit und Fruchtbarkeit. Auf einer wohlunterhaltenen Chaussee, wo zu beiden Seiten zwei breite Canäle hinfließen, gelangten wir zu dieser Hauptstadt der Lombardey, und des ganzen Oberitaliens. Sie liegt bequem zwischen den beiden Flüssen Tessino und Adda, wohlangebaute mit Canälen durchzogene Fluren um sie her, und im Inneren das ganze Zubehör eines lebhaften Handels, der aber jetzt an dem allgemeinen Uebel unsrer Tage darnieder liegt.

Die erste Gründung dieser Stadt schreibt sich von der Niederlassung der Gallier in Oberitalien her. Ein ruhiges Gedeihen scheint ihr von Anfang ihres Daseyns nicht bestimmt gewesen zu seyn. Bei dem späteren Eindrange der Gallier in Italien wurde sie hart mitgenommen. Dann fiel auch ihr das Loos von der römischen Habsucht, die nach und nach ganz Italien an sich riß, verschlungen zu werden. In ihr entwickelte sich zuerst ein Keim wissenschaftlicher Bildung: sie wurde wichtig, und hob endlich ihr Haupt blühend und stolz vor den Städten Italiens empor; so daß sie mehrmals' mit dem Glanze eines Kaisersitzes erfüllt war. Dann wurde sie von allen inneren Zerrüttungen und äußeren Anfechtungen des römischen Staates bis zu dessen gänzlicher Auflösung, mit getroffen. Immer erhob sie sich wieder, errang Selbstständigkeit, neigte sich zu kriegerischen Unternehmungen und ward in sofern, in Oberitalien ein zweites Rom. Aber das Glück hat einen bösen Dämon in seinem Gefolge; er heißt Uebermuth: selten entgehen ihm beglückte Menschen, beglückte Staaten nie! Der Uebermuth war es, der, wie ich schon erwähnte, die Stadt der Rache des teutschen Kaisers preis gab. Von diesem harten Schicksale erhob sie sich wieder zu einer republikanischen Selbstständigkeit, deren die mächtige Familie Torriani sie beraubte. Mathias Visconti stürzte diese Familie, setzte sich an ihre Stelle, und beherrschte Mayland und

Pavia. Nach seinem Tode fiel Mayland seinem älteren Bruder Bernabo zu, und Pavia ward das Antheil des jüngeren Galeazzo Viscónti. Dieser starb und hinterließ einen Sohn, Johann Galeazzo, dem der Oheim Bernabo das väterliche Erbtheil Pavia entriß. — Unter dem Scheine einer geheuchelten Andächtelei, brachte Johann Galeazzo eine Verschwörung gegen den Oheim zu Stande, nahm den Bernabo sammt dessen beiden Söhnen gefangen, und setzte sich in Besitz von Mayland und Pavia. Seine Regierung zeichnete sich durch treffliche Anstalten aus. Er legte die Canäle an, wodurch der Handel und der Ackerbau gleichmäßig gewannen, und Mayland überhaupt auf einen hohen Punkt der Bedeutsamkeit gehoben wurde. Seine Tochter Valentine verheirathete er mit einem Prinzen von Orleans, um, wenn sein männlicher Stamm erlöschen sollte, durch die weibliche Linie Mayland an Frankreich zu bringen. Dieser Plan gelang nicht, aber er veranlaßte Ansprüche. Als Johann Galeazzo starb, übernahm sein ältester Sohn Johann die Regierung von Mayland, und sein jüngerer Sohn Philipp wurde Beherrscher von Pavia. Der ältere ein grausamer Wüthrich, reizte das Volk zur Empörung, es ermordete ihn, und Philipp ward Herr von Mayland und Pavia. Dieser verheirathete seine Tochter mit Franziskus Sforza, einem der größten Feldherrn seiner Zeit, der sich nach dem Tode sei-

nes Schwiegervaters, des Herzogthums Mayland bemächtigte, und die Ansprüche des Herzoges von Orleans, eines Sohnes der Valentine von Mayland, verdrängte. Der Sohn dieses Prinzen von Orleans wurde unter den Namen Ludwig der zwölfte König von Frankreich. Dieser und nach ihm sein Sohn Franz der Erste, erneuerten ihre Ansprüche auf Mayland. Unglücklicher Weise aber gerieth Franz wegen der teutschen Kaiserkrone mit Karl dem Fünften in einen blutigen Zwist, der damit endete, das Franz bei Pavia gefangen genommen wurde, und das Herzogthum Mayland durch Karl an das Haus Oestreich überging, dem es in der neusten Zeit die Buonapartischen Franzosen wieder entrissen haben.

Die Stadt mit ihren bedeutenden Vorstädten hat einen Umfang von zehn Miglien, und zählt 150,000 Menschen. Die Einwohnerzahl soll zu Zeiten über 300,000 gestiegen seyn. Von den vier und neunzig Klöstern sind bereits mehrere aufgehoben, und andere von den Franzosen zerstöhrt worden. Außer sechzig Pfarrkirchen bestehen in Mayland noch verschiedene geistliche Stiftungen, und sogenannte Conservatorien.

Wir bewohnen eines der besten Wirthshäuser Albergo Reale, in einer lebhaften Gegend der Stadt. Vor meinem Fenster erlustiget sich das Volk an einem schreienden Marionetten-Theater, wo der Arlequino sich mit einem Potentaten

um die Herrscherkrone balgt. Man ist in Mayland zu furchtsam, als daß sich bei dieser Posse eine Anspielung auf die Gegenwart denken ließe.

Der ehrwürdige Kardinal Dugniani hatte uns seinem Bruder dem Grafen Dugniani empfohlen und noch an diesem Abend erhielt ich von ihm und seiner liebenswürdigen Gemalin einen Besuch. Er ist ein feingebildeter Mann, und sie die freundlichste Gutmüthigkeit selbst. Innige Frömmigkeit scheint ein Erbgut dieser Familie zu seyn.

Den 3. Juli Abends.

Früh gegen neun Uhr holte der Graf Dugniani, nebst seiner Gemahlin, uns ab, um uns zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Stadt zu führen. Den berühmten Dom sahen wir zuerst. Der oben genannte Johann Galeazzo Visconti fing 1386 den Bau an, und nach mehr als 400 Jahren ist er noch nicht vollendet. Die Peterskirche ausgenommen, stellt diese Kirche ohne Zweifel in Italien das größte christliche Heiligthum dar. Sie liegt mitten in der Stadt auf einem großen schönen Platze, umgeben mit andern schönen Gebäuden, unter denen der sehr geräumige Erzbischöfliche Pallast sich besonders auszeichnet. Diese, den heiligen Frauen Maria und Thekla gewidmete, Hauptkirche hat zu den übrigen Prachtgebäuden dieses herrlichen Platzes eine solche Stellung und ein solches Verhältniß, daß ihre eigene Größe ungehindert hervortreten kann. Von diesem

hohen, Ehrfurcht gebietenden christlichen Tempel, geht beim ersten Anblick eine so ergreifende Wirkung aus, daß der fremde Beschauer in Erstaunen gleichsam verloren davor steht. Was aber diesen mächtigen Eindruck zerstreuend unterbricht, ist die Ueberladung mit Basreliefen und Statuen von allen Seiten. Die Zahl der Bildsäulen innerhalb und außerhalb der Kirche beläuft sich, wie man mir sagte, auf viertausend. Das Gebäude ist von einer solchen Höhe, das die auf dem Dache stehenden Bildsäulen, von unten gesehen, in einer solchen Verworrenheit erscheinen, daß der schärfste Blick ihre Umrisse nicht wahrnehmen kann. Der innere Raum der Kirche ist in fünf Schiffe getheilt. Die Pfeiler, welche die Wölbungen tragen, sind mit Mayländischem Marmor bekleidet. Die Säulen hingegen, auf denen die Kuppeln der verschiedenen Altäre ruhen, bestehn sämmtlich aus den schönsten griechischen Marmorgattungen. Der Eintritt in diesen christlichen Tempel macht sogleich einen ergreifenden Eindruck, der ein erhabenes Heiligthum ankündiget, und das Gemüth zur Andacht stimmt. Es ist eine wunderbar geistige Beleuchtung, welche sich durch die, mit sehr lebhaften Farben bemalten, Fensterscheiben ergießt und den Eintretenden, wie mit beginnender Verklärung, umgiebt. —

Hierauf besuchten wir die, einem schönen Cisterzienser Kloster gehörende Kirche des heiligen Ambrosius. Das Kloster ist durch eine vortreff-

liche Bibliothek, und durch einen bedeutenden botanischen Garten berühmt. In dieser Kirche empfingen vormals die teutschen Kaiser, welche zugleich Könige von Italien waren, die eiserne Krone, die Napoleon gegenwärtig, mit dem nach allen Seiten hin drohenden Spruch: — gare qui y touche — an sich gerissen hat. Außer dieser ehemaligen Kronenweihe, welche in dieser Kirche geschah, sind Kirche und Kloster mit zwei entgegengesetzten Stiftungen versehen, welche wie Licht und Mitternacht hier gleichsam in Einem Raume zusammentreffen. Das Kloster unterhält nehmlich eine Lehranstalt, worin bei der Unterstützung, die der botanische Garten darbietet, besonders die naturhistorische Wissenschaft gepflegt wird. Der Erleuchtung die etwa von hier ausgehn mögte, steht in dem jährlichen Ablaßverkehr, womit die Klosterkirche bevorrechtet ist, ein tüchtiges Verfinsterungsbestreben zur Seite.

Von hier aus begaben wir uns zu der, den Olivetanern gehörigen, Kirche St. Viktor, sie wird wie jene, zu den vier Hauptkirchen oder Basiliken gezählt; der innere Raum ist mit Vergoldung und Pracht überladen; heller aber als dieser Prunk, glänzet in ihr das Andenken eines hochverdienten Mannes, der den Muth gehabt hat, einen mächtigen Fürsten, dessen Hände mit Blutverguß befleckt waren, von der Gemeinschaft mit den Anbetern Gottes zurückzuweisen. Theodosius, den die Geschichte auch den Großen nennt,

hatte im Jahre 390 zu Thessalonich, wo in einem Aufruhr sein Statthalter Bothericus umgekommen war, aus Rache 7000 Einwohner niedermetzeln lassen. Dem Manne, der sich einer solchen barbarischen Grausamkeit schuldig gemacht, glaubte der fromme Eiferer das Heiligthum der göttlichen Barmherzigkeit verschließen zu müssen. Er legte ihm als Bedingung der Wiederaufnahme in die Kirche eine demüthigende Buße auf, welcher sich Theodosius reuevoll unterwarf *). — Es war wohl sehr überflüssig, das unbezweifelte Verdienst des hochbegabten Ambrosius mit dem bekannten Heiligenschein angeblicher Wunderthaten zu umhangen. Denn schon der erhabene und erhebende Hymnus: — Herr Gott dich loben wir (Te Deum laudamus) würde ihm, wenn er auch nichts weiter geschrieben hätte, ein verehrendes Andenken in der Christenheit zusichern.

Von hier gingen wir zu der Klosterkirche der Dominikaner, Marie delle Grazie. In dem zerstörten Kloster befindet sich eins der schönsten Fres-

*) Oft schon sind Montesquieu's Worte, die er bei Erwähnung dieser kaiserlichen Obedienz ausruft, gebraucht und gemisbraucht worden: Un prince qui aime la Religion et qui la craint, est un lion qui céde à la main qui le flatte, ou à la voix qui l'appaire. Esprit des Loix XXIV, 2. Der beste Commentar dazu giebt Gibbons History of the Decline and Downfall of the Rom. Emp. T. V. p. 71 f. f. edit Lond.

kogemälde von Leonardo da Vinci, welches eine ganze Wand des ehemaligen Speisesaals der Mönche einnimmt. Es ist die berühmte Einsetzung der Abendmahlsfeier. Hätte der treffliche Kupferstecher Morghen durch seinen Grabstichel nicht wenigstens den Geist dieses Meisterwerkes gerettet: so würde es schwerlich dem gänzlichen Untergange entronnen seyn. Das Kloster haben die Franzosen zu einer Soldatenwohnung eingerichtet. Die rohen Krieger waren wohl nicht geeignet, diesem Bilde die verdiente Achtung zu beweisen. Das schöne Kolorit, welches einst so berühmt war, ist durch Lampenqualm und Tabacksrauch schon sehr verunreiniget und täglich verliert es mehr an seiner Herrlichkeit *).

Endlich besuchten wir noch die, auf der Stelle und aus den Trümmern eines alten Herkulestempels erbaute, Kirche St. Lorenzo. Den Ein-

*) Es ist aus öffentlichen Blättern bekannt, wie Buonaparte selbst durch eine Mosaiknachbildung dies nun fast ganz vernichtete Freskobild zu verewigen suchte, und wie sich eine (nur zu hoch gepriesene) Doublette dazu fand. Die Literatur dieses Bildes gab früher schon am fleißigsten Fiorillo Geschichte der zeichnenden Künste Th. I. S. 289 — 294. Seitdem ist viel von des nun schon verstorbenen Bossi Carton und Oelkopie und von der neuentdeckten Copie des Marco d'Oggiono die Rede gewesen. Ueber alles dies hat der erschöpfende Fleiß des trefflichen Morgenstern in seinen Auszügen Th. I. S. 587 — 602. nichts hinzuzusetzen übrig gelassen.

B.

gang schmücken sechs antike Säulen von weißem Marmor. An einem der Kapitäler lieset man den Namen Lucius Verus, Mark Aurels Mitregenten. Die Kirche selbst bildet ein Achteck, steht aber der Stephans-Rotunde in Rom, (Th. I. S. 219.) mit der sie verglichen wird, sehr weit nach. In jener römischen Kirche sind es die schönsten Marmorsäulen, worauf die Wölbung ruht, in der hiesigen sind die tragenden Säulen im Innern von unbekleideten Backsteinen aufgeführt. Die einzige Aehnlichkeit zwischen beiden ist die: daß hier, wie dort, das Licht von oben herein fällt. Die außerhalb stehenden Säulen sind übrigens die einzigen Reste des Alterthums in Mayland! In allen hier angeführten Kirchen befinden sich gute Gemälde; die mehresten aber tragen die Spuren der nagenden Zeit. Von diesen heiligen Umgebungen kamen wir zu einer geweihten Stätte, welche die fromme Menschenliebe älternlosen Kindern weiblichen Geschlechts gewidmet hat. Es ist eine der besten Waisenanstalten, die ich kenne. Den Grund dazu legte eine Mayländische Familie; und mehrere Wohlthäter, die hinzutraten, brachten diese Stiftung so weit, daß darin 270 Mädchen erzogen und in allen den Kenntnissen unterrichtet werden, die den Bedürfnissen ihrer künftigen Bestimmung angemessen sind. Es war mir eine Herzensfreude, diese Schaar an Leib und Seele wohlgepflegter Kinder zu sehen, unter denen schon ziemlich erwachsene sich befanden. Auf ihren Gesichtern blühete Gesund-

sundheit, und in ihren Beschäftigungen herrschten Fleiß und Ordnung. Man zeigte mir Proben ihrer Arbeiten, und ich fand sehr gelungene darunter. — Auf Reinlichkeit in den Zimmern, Betten und in dem Anzuge wird streng gehalten. Ueberhaupt fand ich die Grundsätze der Reinlichkeit, Ordnung und Einfachheit hier in der vollständigsten Anwendung.

Nach dem Vorbilde und im Geiste dieser Anstalt, jedoch mit zweckmäßigen Abänderungen, hat Joseph der zweite, eine Stiftung für Knaben errichtet, wozu ein aufgehobenes Kloster die Gebäude und den Unterhaltungsfond hergeben mußte. Ein Haus, wo ausgesetzte Kinder aufgenommen werden, und ein Hospital für venerische Kranke, sind ebenfalls Stiftungen, die von Joseph herrühren.

Ein wahres Prachtgebäude aber ist das Hospital *), welches Herzog Franz der erste und

*) Ueber dies Hospital, so wie über die andern Verpflegungsanstalten Maylands, gab schon im Jahre 1794 der jetzige Thurn und Taxische Leibarzt und Geheime Rath Schäffer in seinen Briefen auf einer Reise durch Frankreich, England, Holland und Italien im 2. Band S. 208. 209. genauere Nachricht. Er fand 1788 an 900 Betten darin. Während der Revolution büßte es 6 Millionen Livre, und den größten Theil seiner liegenden Gründe ein und es würde gar nicht mehr bestehen können, wenn nicht fromme Seelen, durch ansehnliche neue Vermächtnisse dieser mit dem Hotel Dieu in Paris,

seine Gemahlin gegründet haben. Der große viereckte Hof ist, mit zwei, sich über einander erhebenden Gallerien umgeben, deren Bogenwölbungen auf jonischen und römischen Säulen ruhen. Ein schnell fließender Kanal, der unter den Gebäuden hinwegrinnt, nimmt die Unreinigkeiten auf, und läutert die Luft. Die Anstalt hat Raum für 1800 Kranke. Daß bei der Aufnahme der Hülfsbedürftigen nicht nach der Glaubensform gefragt wird, ist nichts weiter, als recht Die ganze Hausregierung der Anstalt fand ich zweckmäßig geordnet: nur für die Reinigung der Luft in den Krankensälen schien mir im Hospitale zu München (Th. I. S. 8.) besser gesorgt zu seyn.

dem Spital St. Spinto in Rom und dem allgemeinen Krankenhause in Wien in gleicher Linie stehenden Anstalt ergiebige Zuflüsse gesichert hätten. Durch die neue Behandlung der mit dem Pellagra behafteten Kranken ist es sehr erleichtert worden. Treffende Bemerkungen über diese Anstalt findet man in des der Kunst und seinen Freunden zu früh entrissenen jüngern (Eduard) Loder's Bemerkungen über ärztliche Verfassung und Unterricht in Italien, während des Jahrs 1811 (Leipzig, Cnobloch 1812.) S. 19 — 27. Mit Recht tadelt Loder, daß der große Hof des Spitals als ein vollkommen freier Durchgang, gleich einer Straße, für jedermann offen steht, ja daß sogar Wagen aller Art auf dem gepflasterten Boden fahren dürfen, wodurch die in dem Erdgeschosse reihenweis (in Carriolen) liegenden Kranken ungemein belästiget werden.

B.

Endlich besuchten wir noch das, in ein prachtvolles Museum verwandelte, Jesuiten-Kloster: il Convento di Brera. Hier ist die, an Handschriften und seltenen Büchern reiche, öffentliche Bibliothek aufgestellt, so wie ebenfalls hier die gelungensten Abgüsse der berühmtesten Meisterwerke der alten Bildhauerkunst versammelt sind, unter denen auch die vorzüglichsten neueren Werke, z. B. Canovas Hebe und andere sich befinden. Auffallend war es mir, an der, etwa 15 Fuß hohen, Wand des einen Saales, die Zeichnung eines über alle Gebühr colossalen Kopfes zu bemerken, der die ganze Höhe der Wand einnimmt. Die Beziehung dieser Schmeichelei auf den Helden unserer Zeit war leicht zu errathen. Dies ungeheure Bild soll in Bronze ausgeführt werden, und zur Herme auf einem großen Platze außerhalb der Stadt, dienen. Man will durch dies Denkmal die Ehrensäulen Mark Aurels und Trajans übertreffen, und wie im Innern dieser Säulen, soll auch im Innern der künftigen Herme, eine gewundene Treppe, und zwar bis zu der Hirndecke des Kopfes hinauf steigen. — Der Enthusiasmus kann sich im Ausdruck seiner Ehrenbezeugungen vergreifen, die Furcht, wenn sie schmeichelt, verliert den Verstand *). Dem ganzen Machwerk ist die

*) Es ließe sich eine eigene Abhandlung über den französischen Colossalgeschmack, wie ihn Napoleons riesenhafte Plane schon vorfanden, nicht erst erschufen

Inschrift zugedacht: dem Herstelle r Italiens. Ich weiß nicht, wer diese erklärende Inschrift ersonnen hat: nur das weiß ich, daß sie weder die Herstellung Italiens erklären, noch den Italienern das Gefühl ihres Elendes ausreden wird. Unglückliches Volk! So ist, seit Attila, Italien oft hergestellt worden; aber die Hersteller lehnten den Titel und die Danksagungen ab. — Uebrigens erinnert dieser Hermenentwurf an jenen alten Künstler, der den Berg Athos im Thracischen Peloponnes zu einer Alexander-Bildsäule, auszuarbeiten sich erbot *). Ein Freund, der mich

(man denke an das famöse Colossaldecret des Nationalconvents vom 17. November 1793. S. Böttiger's Zustand der neuesten Literatur und der Kunst in Frankreich (Berlin, 1795) Band I. S. 37 — 62.) und über den sich dadurch nur zu sehr ankündigenden Mangel an feinem Kunstsinn schreiben. Wir erinnern hier nur an eine Stelle in Denons famöser Rede Discours sur les Monuments d'Antiquité arrivés d'Italie prononcé le 8 Vendemiaire l'an XII. Da heißt es S. 7 ausdrücklich: Il est à desirer que les gigantesques circonstances (welch ein Ausdruck!) dans lesquelles nous vivons soient consacrées par des monumens colossaux. Und das spricht der Director aller Musen beim Anblick der aus Rom geraubten erhabenen tragischen Muse, der colossalen Melpomene!

B.

*) Der Architekt Dinocrates (nach andern Stasicrates) S. Andeutungen zu 24 Vorträgen über die Archaeologie S. 205. f. f. B.

begleitete, äußerte bei dieser Gelegenheit den Einfall: daß es unserer Zeit und ihres Helden vielleicht nicht unwürdig sey, wenn es ein Künstler übernähme, den Vesuv zu einem Napoleonskopfe umzumeißeln, wobei, wenn es gelänge, ein beziehungsreiches und mit dem Originale wetteiferndes Gebilde zum Vorschein kommen müsse.

Unmittelbar von hier fuhren wir zu dem Platze, wo die ungeheure Herme aufgestellt werden soll: er ist bis jetzt noch eine wüste Ebene *); die treffendste Umgebung der künftigen Zierde würde es seyn, wenn der Platz so bleiben dürfte.

Von diesem Raume führte unser gefälliger Begleiter uns zu dem öffentlichen Garten; wir durchfuhren schöne Schattengänge von hohen, wilden Kastanienbäumen. In diesem Garten versam-

*) Bekanntlich befahl Buonaparte auf dem geebneten Platze, wo sonst die Citadelle gestanden hatte, ein Forum zu bauen, wozu Denon nach Ennio Visconti's Eingebungen einen Plan verfertigen ließ, ein großes Quadrat mit herumlaufenden doppelten Säulengängen oder Portiken und einigen Basiliken, ganz im Sinn des Trajanischen Forums in Rom. Man hat einen großen Kupferstich von diesem Foro Buonaparte aus dem Jahre 1799. Es ist aber alles bei dieser papiernen Herrlichkeit und Ausführung geblieben, wie es der Architekt Luigi Canonica angegeben hatte. Früher hatte der Architekt Antolini einen noch weit riesenhafteren Plan ausgesonnen und sogleich in 24 Kupfertafeln in Imperial-folio auch der Welt mitgetheilt, worüber Morgenstern zu lesen ist in den Auszügen Th. I. S. 588. B.

melt sich Abends die vornehme Welt, welche nachher den Corso durchfährt. Dieser ist reichlich mit Kaffeehäusern besetzt, wo Erfrischungen genommen werden; er ist übrigens nicht mit dem römischen Corso zu vergleichen; denn es fehlt ihm an hervorstechenden Gebäuden, selbst das Schloß befriedigt die Erwartungen nicht, welche die Idee einer Königswohnung erregt.

Novara, den 4. Juli.

Eine furchtbare menschenleere Einöde ist es, welche wir bis hieher durchzogen. Bald hinter Mayland kamen wir immer tiefer in Wildniß und Wüste. Nebelgrau der Himmel, und trostlos traurig die Gegend umher. Ueber die Sessia, die aus dem Lago Maggiore kommt und einsam die verlaßne Ebene durchströmt, half uns eine Schiffbrücke hinweg. Die Ufer des Flusses sind düster und dicht mit allerlei Gesträuch bewachsen, und sollen in der Nähe der Ueberfahrt den Straßenräubern zum Aufenthalt dienen. Zwar hat die französische Regierung auf der Hälfte des Weges von Mayland nach Novara ein Wachthaus erbauen lassen, von wo aus sechs Soldaten die Gegend durchstreifen, um die Räuber aufzuspüren. Kann man dies aber eine sichernde Maßregel nennen? — Uns wurden eine Menge Beispiele angeführt, welche die Unzulänglichkeit dieser Veranstaltung beweisen. Unter andern erzählte man mir, daß vor etwa 14 Tagen ein französischer Courrier

auf dem Wege hieher beraubt und ermordet worden sey. Aber seit dieser Zeit habe man von keiner Beraubung weiter gehört. Das war wohl kein tröstendes Wort für uns. Ich nahm so gut ich konnte, Sicherheitsmasregeln, vertraute meinem guten Geschick und durchwanderte einige Straßen der Stadt. Diese liegt auf einer mäßigen Anhöhe, und ist im Ganzen nicht schlecht gebaut. In ihrer Nähe erscheint die Gegend fruchtbarer: man erblickt Reisfelder und Kornbau, trift aber gleichwohl von allen Seiten auf Spuren von Armuth und Elend. Morgen verlassen wir das Buonapartische Königreich Italien und erreichen die Grenze des neuen Franzosenreiches, dem hier überall viel Böses nachgesagt wird. Fast eben so berüchtiget, als die Räuberbanden sind hier die französischen Douanen. Man erzählte mir abschreckende Geschichten von Beraubungen und Mißhandlungen, welche Reisende auf den französischen Zollämtern erfahren haben sollten. An Beimischungen von Zusätzen und Uebertreibungen fehlt es ohne Zweifel solchen Erzählungen nicht: denn die Italiener, welche die Franzosen eben so sehr hassen, als fürchten, wissen sich nicht anders, als durch gehässige Ausstreuungen an ihnen zu rächen. Wehe den Franzosen, wenn einmal an den Händen der Italiener die Fesseln der Furcht gelöst werden sollten.

Die Beschreibungen des Höllengerichtes in den französischen Zollämtern hatten, ohnerachtet mir

das Uebertriebene in Erzählungen davon nicht entgangen war, dennoch Eindruck auf mich gemacht, und wegen meiner Unkunde in den französischen Tarifgesetzen mancherlei Besorgnisse bei mir erregt. Denn wo sich die Habsucht den Mantel der Pflichtmäßigkeit umhängen darf, da ist sie nicht weniger zu fürchten, als wo sie mit offenbarer Gewalt einhertrotzet. Indem ich noch auf Mittel sann, welche mir etwa mit dem geringsten Verluste an dieser Scylla vorüber helfen könnten: kamen zwei französische Offiziere angefahren, um hier in unserm Wirthshause zu übernachten. Ich ließ sie zu mir einladen, stellte ihnen meine Verlegenheit und Besorgnisse, wegen der französischen Zollbehörde vor, und bat um ihre Belehrung. Mit der größten Bereitwilligkeit versprachen mir diese wackern Männer nicht nur ihre Unterstützung bei dem Zollamte, sondern erboten sich auch, da sie mit bewaffneter Begleitung reisten, mir ihren Schutz angedeihen zu lassen, in der Räuberwüste, die wir noch bis nach Turin zu durchziehn hatten. Bei diesen edlen Männern fand ich den Geist der alten feinen französischen Sitten vollständig wieder. Es waren Seeoffiziere, welche nichts gemein hatten mit dem System, wodurch sich die französische Landarmee vor den Augen der Welt befleckt und entwürdiget hat.

Vercelli, den 5. Juli Mittags.

Auf der Hälfte des Weges von Novara hie-

her traten wir in das Gebiet des Franzosenreiches, welches mit der piemontesischen Grenze beginnt. Wir wurden daselbst in den Zollhof geführt; aber unsre gütigen Begleiter nahmen sich treulich unser an, und der Zollbeamte selbst, ein feiner gebildeter Mann, milderte die, allerdings peinigende, Härte der Zollerhebung durch ein ungemein freundliches Betragen, welches auf diesen Grad der Gefälligkeit vermuthlich durch unsre liebenswürdigen Fürsprecher gestimmt worden war. Nicht nur bei der Durchsuchung unsrer Sachen wurden wir mit Schonung und Feinheit behandelt, sondern auch ohne alle Zögerung abgefertiget. Auf unserm Wege hieher sandten unsere Begleiter, die uns vorfuhren, oft, wenn wir etwas zurück blieben, uns ihre bewehrte Mannschaft entgegen: und so kamen wir glücklich hier an. Beide waren unsre Freunde geworden, und ließen es sich gefallen, ein Mittagessen bei mir anzunehmen. Hier fand ich nun Gelegenheit, ihre edle Sinnesart noch näher kennen zu lernen. Beide sind aus Toulon und angestellt bei der dortigen Flotte; der ältere ist Schiffskapitain und heißt Cambon, sein Gefährte Eydoux. Ueber Buonaparte äußerten sie sich mit künstlicher Vorsicht; seiner verdienstlosen Verwandten schonten sie weniger und bedauerten, daß er deren so viele hätte, die ohne Ansprüche, Ansprüche machten.

Auch hier erhielten wir allerlei Furcht einflößende Nachrichten von Beraubungen, die auf dem

Wege von hier, bis zu unserm nächsten Nachtlager Cignano vorgefallen seyn sollten. So war uns dann Eile geboten, um vor einbrechender Nacht Cignano zu erreichen: wir konnten daher Vercelli nur mit flüchtigen Blicken beschauen. Diese Stadt, die Hauptstadt eines Distrikts, enthält etwa neun bis zehntausend Einwohner, ist ziemlich gut gebaut, und hat ein paar hübsche Kirchen, unter denen sich die Domkirche auszeichnet, die auf einem etwas erhöhten Raume liegt, so daß sich daselbst eine weite Aussicht eröffnet, die aber besonders heute, wo der düstre graue Himmel keinen Sonnenstrahl durchläßt, ein unfreundliches Bild darstellt. Die fernen savoyischen Gebirge beschließen den öden Gesichtskreis.

Cignano, den 6. Juli Morgens.

Mit dem beruhigenden Gefühle der Sicherheit, welche wir unsern würdigen Beschützern verdanken, haben wir gestern unsern Weg durch die Räuberwüste wohlbehalten zurückgelegt: aber welch ein Nachtlager erwartete uns! Vielleicht sind die Nachthölen der Straßenräuber besser ausgestattet, als dieses Wirthshaus, worin sich alle Beschwerden des Mangels und der Unreinlichkeit vereinigt zu haben scheinen; selbst die Gabe der Natur, das Wasser, wurde uns nicht rein geliefert. Kein erfreulicher Anblick, wohin das Auge sich wendet! und doch ist die Landschaft zwischen Vercelli und Cignano nicht unangebaut: wir sahen gut bestellte Reis-

und Kornfelder, einen reichlichen Anbau des sogenannten türkischen Weitzens, in den Niederungen üppiges Wiesengewächs und Viehweiden, auch die Heerden, die wir sahen, waren wohlgenährt; aber die Menschen fanden wir in einem Zustande, der Mitleiden einflößt, und ein anklagendes Zeugniß, sowohl gegen die verdrängte, als gegen die jetzige, Regierung aufstellt. Eine lang fortgesetzte aussaugende Behandlung gehört dazu, um ein Volk von kräftigem Stamme bis zu dieser Tiefe des Elendes niederzudrücken. Schon die Unsicherheit auf den Landstraßen, was ist sie anders, als die Folge einer untüchtigen Landesverwaltung, in welchem Zweige derselben auch die Ursache dazu liegen mag. Mit wenig Ausnahme vielleicht kann nur der Zustand der Verzweiflung die Quelle der hier so häufigen Straßenräubereien seyn. Je allgemeiner das Elend wird, desto öfter tritt im Einzelnen jener Zustand der Verzweiflung ein. Rettungslosigkeit von allen Seiten muß den Menschen umgeben, der sich entschließt, sein moralisches Wesen gänzlich aufzugeben, und sein Naturdaseyn in eine gefahrvolle Verworfenheit zu stürzen. Wie die Menschen hier jetzt erscheinen, so hat die Natur sie nicht hingestellt auf diesen Boden, der seine Bewohner ernähren würde, wenn ein billiges Abgabenverhältniß statt fände. —

Welche Vorwelt hat hier gewaltet? — Seitwärts nicht fern von Cignano und jenseits des Po zeigte man mir das Städtchen Monteu, in

dessen Nähe sich die Stelle befindet, wo in der alten Zeit die römische Colonie Industria stand. Die Trümmer dieser alten Stadt sind im Jahre 1744 entdeckt, und die ausgegrabenen Alterthümer: Statuen, Basreliefe und Inschriften in das Museum zu Turin abgeliefert worden.

Turin Abends nach 9.

Mit einem dichten Nebelschleier, der sich in Regen auflöste, waren auf dem kurzen Wege von Cignano hieher, die Gegenstände der Landschaft umhangen: dennoch aber konnt ich an den tüchtig bearbeiteten Feldern, an den gut unterhaltenen Wiesen und den sorgfältig behandelten Viehheerden den ungemeinen Fleiß und die unermüdliche Beflissenheit des Landvolkes wahrnehmen; die Menschen selbst aber boten mir — ich sag es mit Schmerz — einen minder erfreulichen Anblick dar, als ihr Vieh. In ihren trübseligen Hütten, hinter Papierfenstern sind sie in Schmutz begraben. Ein grausamer Krieg und ein aussaugender Friede mit den Franzosen hat den vorherigen geringen Wohlstand dieses Landes völlig zu Grunde gerichtet; die fast unerschwinglichen Abgaben lassen den unglücklichen Einwohnern nur einen kleinen Rest für ihre eigenen Bedürfnisse übrig. Die Franzosen, als sie das Land an sich gerissen hatten, ließen in den Zeitungen erklären: daß die Völker Piemonts und Savoiens die Glückseligkeit der neuen französischen Regierung dankbar empfänden. Die

neuen Herren fingen ihre Völkerbeglückung damit an, das Abgabenverhältniß auf das Doppelte zu erhöhen. Unter der vorigen Regierung zogen die Staatskassen aus Piemont und Savoien fünf Millionen Reichsthaler, jetzt werden aus diesen Provinzen zehn Millionen erpreßt. Man kann die Klagen dieser armen Menschen nicht hören, ohne bis ins Innerste gerührt zu werden. Ihre Söhne verschlingt der Krieg, und ein fremdes Volk verschwelgt die Frucht ihrer Arbeit. Dieser fortwährende Druck hat ihnen ein widerwärtiges finsteres Ansehn aufgeprägt, und so scheinen sie ein dumpfes, muthloses Daseyn aus einem Tag in den andern überzutragen. — Ist das die Nachkommenschaft der alten Tauriner, dieses Heldenvolkes, welches den raubsüchtigen Römern einen so kräftigen Widerstand entgegensetzte, daß es dem August mit großen Anstrengungen, und durch den Beistand verrätherischer Nachbarvölker nur mühsam gelang, sie gänzlich niederzubändigen?

Die Ortschaften in der Nähe der Hauptstadt gewähren einen freundlichern Anblick, als die entfernteren. In der Hauptstadt fließen ja durch so viele Kanäle die Kräfte des Landes zusammen, und werfen, wie zurückschlagende Wellen, von dem Zufluß einigen Antheil den nächsten Umgebungen zu; doch zeigten auch diese Orte häufige Spuren des zerstöhrenden Krieges: der merkwürdigste Punkt auf dem Wege von Mayland nach Turin ist das Mausoleum der vormaligen Könige von Sar-

dinien; es ist die Superga, die etwas über vier Miglien von der Hauptstadt, auf dem Gipfel eines hohen Berges liegt, der eine weit umfassende Aussicht gewähren soll. Bemerkenswerth ist die Superga, besonders durch ihre Entstehung. Auf dieser Höhe war es, wo Victor Amadeus, erster König von Sardinien, mit dem kaiserlichen Feldherrn dem Prinzen Eugen im Jahr 1706 den Plan entwarf, die Franzosen, welche Turin belagerten, zu vertreiben. Er gelobte der heiligen Maria auf dieser Höhe eine prächtige Kapelle zu errichten *), wenn das Unternehmen gelingen sollte. Es gelang; und der Bau der Kapelle begonnen im Jahre 1715, ward vollendet im Jahre 1731, und zur Grabstätte der Könige geweihet. Zum Andenken jener Rettung aus den Händen der Franzosen, wurde jährlich ein feierliches Dankfest dort oben gehalten. Der Weg hinauf ist breit und bequem, doch mußte ich mich bei der ungün-

*) Die Kuppel hat Aehnlichkeit mit dem Dom der Invaliden in Paris. Unter der Kirche sind in prächtig mit Marmor und Bronze geschmückte Gewölbe die Gräber der Könige und Königinnen von Victor Amadeus an. Man sehe das diesem Mausoleum gewidmete Prachtwerk: Description historique de la Basilique de Superg, Turin 1808 in fol. wo alles durch Kupfertafeln erläutert wird, von Parolletti. Der Baumeister hieß Ivara. Superga soll soviel heißen als super terga montis. Die Franzosen nannten es le Temple de la reconnaissance.

B.

stigen Witterung, begnügen dies Prachtgebäude von unten zu betrachten. — Je näher wir der Hauptstadt kamen, um so mehr Bezeichnungen der Kriegsfurie trafen wir an: die tiefsten Wunden aber hat Turin selbst aufzuweisen.

In meiner Vorstellung hatte sich, aus mündlichen Erzählungen und gedruckten Nachrichten, ein glänzendes Panorama von Turin zusammengesetzt: wie grell stach dagegen der erste Eindruck der Wirklichkeit ab. Alle Greuel des Krieges haben auf diesem Schauplatz gewüthet. Das Thor zu welchem man von Mayland hereinfährt, ist gänzlich zertrümmert; die Wälle der berühmten Festungswerke liegen größtentheils darnieder geworfen. Dieser Anblick und andre Spuren der Verheerung wirkten so ängstend auf mich, daß ich einen eiligen Durchflug beschloß.

Wir kamen zur Mittagszeit hier an, unsre freundschaftlichen Begleiter speiseten mit uns. Das Tischgespräch betraf Italien, und den Charakter der Italiener in Vergleichung mit den Franzosen. Unsere Freunde schienen das Bedürfniß zu empfinden, ihre Landsleute gegen die Zeugnisse in Schutz zu nehmen, welche Italien wider sie aufstellt. Sie sprachen darüber mit dem leisen Ausdruck einer sehr gemessenen Mißbilligung, und meinten, daß ihre Nation nicht nach dem Rufe zu beurtheilen sey, welchen die Schaar der Krieger hinter sich gelassen, denen noch der wilde Geist ihrer unglücklichen Staatsverwirrung bei-

wohne. Besonders war der Capitain Cambon, ein Protestant, recht froh, in der frechen und rohen Sinnesart Buonapartes einen Zug aufzufinden, der ihm vor dem Richterstuhle der Billigkeit zu gute gerechnet werden müsse; es war die von ihm geschützte Glaubensfreiheit. Um dem guten Capitain die unschuldige Freude nicht zu verderben, ließ ich dieser buonapartischen Regententugend alle Gerechtigkeit widerfahren, ohne auf die Quelle hinzuweisen, aus der sie bei ihm fließt. Im übrigen waren wir stillschweigend einverstanden, und schieden mit gegenseitiger Zufriedenheit von einander.

Die Wirthshäuser in Turin stehen in keinem guten Rufe, das unsere, Hôtel de Londres, an einem der lebhaftesten Plätze belegen, ist nicht schlecht. Vor meinem Fenster bewegt sich eine Volksmasse von allerlei Ständen. Zeichen des Luxus, den sonst auch die Verarmung nicht verdrängt, lassen sich hier nicht wahrnehmen, wohl aber zeigte sich mir manches seltsame Gemisch von Armseligkeit und Eitelkeit. Wohlgekleidete Bürger sah ich ohne Strümpfe, in Schuhen mit großen silbernen Schnallen spazieren gehn. Die Bürgerfrauen tragen thurmähnliche zugespitzte Hauben, und erscheinen überhaupt in einem Anzuge von entstellender Form, wobei ihnen noch überdem alle körperliche Grazie mangelt; so daß sie das vollständigste Gegenbild zu den Toskanerinnen darstellen.

Turin von den Urbewohnern, den celti-

schen

schen Taurinern, Tauriska, später nachdem die Römer die Alpenvölker unterjocht hatten, Augusta Taurinorum genannt, liegt anmuthig am Po, da wo dieser den Dora-Fluß in sich aufnimmt.

Die Bevölkerung der Stadt, welche vormals, mit Einschluß der Garnison, über 120000 Seelen stark war, soll jetzt kaum noch die Hälfte betragen.

Sogleich nach Tische setzte ich mich in einen Miethswagen und besahe einige der merkwürdigsten Theile der Stadt. Die ausgezeichnete Regelmäßigkeit und Ausdehnung der Straßen und Plätze machte eine gefällige Wirkung auf mich und entsprach mehr als jene Stelle, wo wir einfuhren, der frühern Vorstellung, die ich von Turin mir gemacht hatte. Die Straßen sind breit und mit schönen großen Gebäuden besetzt, die Plätze prangen mit Pallästen, sind aber, nach der allgemeinen Sitte in Oberitalien, mit Arkaden umgeben, die, obgleich sie zum Theil auf kräftigen Säulen und architektonisch geschmückten Pfeilern ruhen, dennoch den Eindruck verderben, den die Gebäude machen würden, wenn sie frei ständen. Unter den Bogengängen sind Kramladen und Buden angebracht. Die Straße vom Schloßthore führt zu dem Schloßplatze, an den die sogenannte rue neuve stößt: diese hat eine Länge von 1710 Schritten in gerader Linie, und eine Breite von 18 Schritten. Die Straße du Po ist 1100 Schritte lang und 25

Schritte breit. Die Gebäude dieser Straße sind sämmtlich drei Geschoß hoch und ebenfalls mit Arkaden versehen. Der Platz St. Carlo, der vorzüglichste in Turin, ist mit den bedeutendsten Pallästen umgeben, wo aber wiederum die Arkaden nicht fehlen. In der Mitte der Straße ziehen sich durchgängig Abzug- und Reinigungskanäle hin. Das Schloß ist ein edles Gebäude, steht aber jedem Römischen Pallaste weit nach. Das vormalige Lustschloß der Königin umgiebt der Reiz einer ungemein freundlichen Natur; aber das königliche Leben ist aus diesen Prachtgebäuden entwichen; dürftige Familien bewohnen jetzt die Prunkzimmer, wo einst Glanz und Ueberfluß herrschten.

Ich durchzog noch einige Theile der alten Stadt Turin: diese sticht durch enge krumme Gassen sehr ab gegen die neue, wo alles auf einen prachtvollen Königssitz hindeutet, der aber gegenwärtig gleichsam mit einem düsteren Trauerflore umhangen ist. Ich konnte mir, als ich die Stadt durchfuhr, leicht vorstellen, wie belebt einst diese Straßen gewesen seyn mögen, als der Sardinische Hof alles aufbot, um Fremde herbeizuziehen, und Glanz und Herrlichkeit um sich zu verbreiten. Aber eine Bemerkung dringet vor allen dem Beobachter sich auf, der die großen jetzt so stillen Plätze Turins durchwandert: das ist Unverhältnißmäßigkeit dieser Hauptstadt zu dem Ertrag und dem Flächeninhalt des Landes, welches kaum drei Millionen Einwohner nährt. Als die Herzoge von

Piemont und Savoyen die Königskrone in ihr Fürstenhaus brachten, glaubten sie es ihrer Würde schuldig zu seyn, einen königlichen Aufwand zu zeigen, und einen prachtvollen Königssitz aufzurichten: dem zu Folge erscheint nun Turin, als eine Kopfgeschwulst des Landes, welche den übrigen Körper auszehrt.

Den 7. Juli.

Die Eile, welche mich treibt, erlaubt mir von den Merkwürdigkeiten Turins nur das vorzüglichste zu sehn. Von den drei und vierzig Kirchen besuchte ich die Kathedrale, welche Johannes dem Täufer gewidmet ist. Die Bauart derselben ist rein gothisch. Die Pfeiler an der Vorderseite sind mit allerlei arabeskenartigen Basreliefen von wirklich vortrefflicher Arbeit reichlich geschmückt, die aber seltsam genug, nicht kirchliche, sondern kriegerische Beziehungen darstellen. Das Innere der Kirche ist in drei Schiffe getheilt, und mehr bunt, als schön. Schmucküberladung zerstreut die Aufmerksamkeit, besonders in einem christlichen Tempel, wo einfache Erhabenheit der Grundton zu der Zusammenstimmung der einzelnen Theile seyn muß. Der merkwürdigste Gegenstand dieser Kirche ist die königliche Kapelle, in welcher das angebliche Schweißtuch des Heilandes *) aufbewahrt

*) Es versteht sich, daß hier nicht von einem bloßen Handtuch (Suaire) dem der Veronika ähnlich, son-

wird. Aus der Tiefe des mittleren Schiffes strahlt diese Kapelle hervor, und bemächtiget sich sogleich der Aufmerksamkeit des Eintretenden. Vor diesem inneren Heiligthume wölbt sich ein hoher, prächtiger Bogen, der, auf zwei großen kanelirten Marmorsäulen ruhend, den erhabenen Eingang zu der festlichen Kapelle bildet: diese erscheint in einer Erhöhung. Zwei Marmortreppen innerhalb des Bogens steigen symmetrisch auf beiden Seiten zu ihr hinauf; oben an jeder Treppe beginnt ein Bogengang; beide diese Gänge führen zu dem Altare, der in der Mitte steht. Auf dem Altare erblickt

dern von einem 12 Fuß langen Leichentuch (Lenzualo, Lincent) von Leinewand, in welches der Körper des Heilands von Joseph von Arimathia eingewickelt wurde, und dem sich alle Wunden blutig eindrückten, die Rede ist. Dies ist la sacra sindone, la santissima sindone, die durch die Kreuzzüge aus Jerusalem nach Cypern und von da auf mancherlei Umwegen erst nach Chamberi und zuletzt nach Turin gebracht wurde. Der Jesuit Joh. Jac. Chiflet gab zu Antwerpen 1624 ein gelehrte Monographie darüber de linteis sepulcralibus Christi, woraus alle späteren Erzählungen und Raggionamenti über diese Wunderreliquie geflossen sind. Eine vollständige Literatur derselben, so wie die ausführlichste Nachricht über den neuesten Zustand der prächtigen Kapelle, die sie bedeckt, in der Kathedrale giebt A. L. Millin in seiner alles erschöpfenden Reisebeschreibung Voyage en Savoie, en Piemont, à Nice et à Geneve (Paris, Wassermann 1816.) Vol. I. ch. IX. p. 201 — 211 Er fand im Jahr 1811 auch noch an den Wänden der Capelle allerlei ex Voto Weihungen, aber nur in dünnen Silberplättchen! B.

man die Urne, in der sich das heilige Schweißtuch befindet; über der Urne halten zwei Engel ein Kreuz von Krystall empor. Der Altar, die Urne, die Pfeiler und Säulen, welche die Bogengänge bilden, sind von schwarzem Marmor; die Basen und Kapitäler von vergoldeter Bronze, der Fußboden ist von weißem Marmor und mit eingelegten bronzenen Sternen geziert: die Kuppel aber besteht aus schuppenartig an einander gefügten eyrunden Fenstern, die in der Höhe immer kleiner werden und zusammentreffen in dem Mittelpunkte der Wölbung, die sich mit einem aus Marmor gebildeten Sterne schließt. Diese Kuppel verbreitet im Inneren der Kapelle ein überschwengliches Licht, welches mit der Trauerfarbe des schwarzen Marmors wunderbar kontrastiret. Sinnreich genug ist diese Erfindung, welche zu den Andeutungen des Todes ein so verklärendes Licht hereinstrahlen läßt. Außer einer Menge silberner Lampen, die den Altar umgeben, war vormals diese Kapelle mit einem unermeßlichen Reichthume von Weihgeschenken und Kostbarkeiten allerlei Art ausgestattet. Goldene und silberne Hände, Füße, Herzen und Köpfe waren dem Altare des heiligen Schweißtuches von der gutmüthigen Andacht, als Dankopfer dargebracht worden. Dieser ganze Reichthum ist jetzo verschwunden.

Ein langes und breites wurde mir von den Heilwirkungen und andern Wunderthaten der verehrten Reliquie erzählt. Unter andern hat eine

fromme Prinzessin einst dieses hochgefeierte Leichentuch auf einer Reise mit sich geführt; die Prinzessin wird von Räubern ausgeplündert, und als endlich die ruchlosen Hände sich dem heiligen Tuche nähern, erlahmen sie plötzlich. —

Die Franzosen mögen die Witterung davon gehabt haben, daß die Wunderkraft des Tuches, räuberische Hände zu lähmen, sich nicht bis auf die Nebenheiligthümer erstrecke; sie haben die Kostbarkeiten der vormals so reichen Kapelle sämmtlich geraubt. Ein andermal ist das Schweißtuch, dergleichen es übrigens mehrere Exemplare in der katholischen Christenheit giebt, aus einer Feuersbrunst, die alles umher in Asche gelegt, wohlbehalten hervorgezogen worden. Gleich einem kühlenden Lufthauch, erzählt die Legende, wehete die Flamme diejenigen Männer an, die das heilige Kleinod dem Feuer entrissen: zum Wahrzeichen trug dasselbe einige Brandflecken davon. Wer will etwas einwenden gegen das Zeugniß, welches das Element selbst ausgestellt hat.

Ich setzte meine Wanderung fort und hatte nur zu oft Gelegenheit, das früher bemerkte Mißverhältniß des Thronaufwandes zu den Kräften des Landes bestätiget zu finden. Das Opernhaus ist eins der größten und prächtigsten; die königlichen

*) Margarethe, Enkelin des Kreuzfahrers Geoffrot aus der Champagne, Dame von Liré. S. Sindon Evangelick von Phililerte Pingon S. 10. B.

Schlösser zeigen noch in der Schmach, welche ihnen zugefügt worden, was sie einst waren. Ueber das ganze innere Wesen des Staates ist eine, gleichsam planmäßige, Verheerung gekommen. Die Universität soll sich, wie man mich versichert, in dem traurigsten Zustande befinden; die öffentlichen Anstalten zur Verpflegung der Armen sind zerrüttet, die Kunstschätze der Museen, *) die Bibliothek, die Münzsammlungen beraubt: und diese Beraubungen nennen die Franzosen, da sie das Land an sich gerissen haben, Versetzungen ihres Eigenthums in die Hauptstadt. Solche Verhöhnungen dienen freilich dazu, die Erbitterung der Einwohner auf das höchste zu treiben. Wenn man ihr Zutrauen gewinnt, so ergießt sich der gehemmte Strom ihrer Klage, und sie fühlen sich grausam beleidiget und tief erniedriget, wenn man sie der sogenannten großen Nation zuzählet; denn ihr

*) Doch ergiebt sich aus dem ausführlichen Bericht, welchen Millin in seiner Reise chap. XI. p. 252 f. f. über das Museum zu Turin und dessen Kunstschätze, wie er es 1811 fand, abgestattet hat, daß die meisten alten Denkmale, die Maffei in seinem Museum Veronense und die Marmora Taurinensia in zwei Quartbänden (Turin 1743. 47.) beschreiben und abbilden, sich besonders durch die Sorgfalt des Kunstliebenden Baron von Vernazzo unangetastet dort erhalten hatten. Im Museum des Königs fand Millin auch noch die ungemein zierliche Statue eines auf einer Löwenhaut schlafenden Amors, wovon das Meegsische Museum in Dresden einen sehr vollendeten Abguß besitzt S. Vol. I. pag. 264. B.

schreiben sie nicht ganz mit Unrecht, alle Drangsale zu, welche sie seit Jahrhunderten erfahren mußten: daher dann der Haß gegen ihre Unterdrücker nur durch die Furcht übertroffen wird, welche riesenhafte Uebermacht ihnen eindrohet. Sie selbst brüten keine Rache; aber mit dumpfer Hingebung erwarten sie solche anders woher, und finden einigen Trost darin, wenn sie aus der Geschichte sich erinnern, daß die Strafe der Wiedervergeltung die Franzosen noch immer in Italien ereilt habe; und so wollen sie dann auch in ihrem gegenwärtigen Verhältnisse zu Frankreich kein unwiderrufliches Schicksal erkennen.

Ich eilte von den Denkmalen der Verwüstung in meine Wohnung zurück und warf noch einen Blick auf die, vor meinem Fenster sich bewegenden Menschengruppen hinab. Wie würde dies geduldige, fleißige Volk sich erheben, wenn einmal eine weise und milde Regierung den entkräftenden Druck von seinen Schultern nähme! denn bei aller seiner Rauheit eröffnet dies Land seinen Bewohnern ergiebige Hülfsquellen. Die Seide, welche im Piemontesischen gewonnen wird, gehört zu der besten, die Italien erzeugt. Korn, Kastanien, Wälsche Nüsse, sogar Südfrüchte: Mandeln, Citronen, Pomeranzen, Wein und Oel liefern die Thäler und die Abhänge der Berge; die Berge selbst enthalten edle Metalle.

Unter den Herrschern dieses Landes steht, ohne

den Beinamen des Großen, Carl Emmanuel, als ein wirklich großer, edler Fürst da. Zwar schwebt um das glänzende Bild seiner Regierung ein dunkler Schatten: es ist das Mißverhältniß, worin er mit seinem Vater Viktor Amadeus dem zweiten lebte. Dieser unruhige Fürst, der weder seinen Verträgen, noch sich selbst Wort hielt, hatte im Jahre 1730 die Regierung dem Sohne abgetreten; ein Jahr nachher setzte er, wie vermuthet wird, auf Einwirkung seiner zweiten Gemahlin, einer Marquisin St. Sebastiani, hinterlistige Triebfedern in Bewegung, um den Thron wieder zu besteigen. Das Vorhaben ward entdeckt, und Carl Emmanuel glaubte, es der Ruhe seiner Staaten schuldig zu seyn, gegen das Gefühl seines Herzens, den Vater sammt dessen Gemahlin verhaften zu lassen, und über beide eine lebenslange Gefangenschaft zu verhängen, in welcher Gatte und Gattin getrennt von einander ihre Tage vertrauern mußten. Diese Trennung ist eine Härte, welche allerdings über den traurigen Zwang der gebietenden Umstände hinauszugehen scheint. Viktor Amadeus hat das Königreich Sardinien gestiftet. Durch eine unverzeihliche Wortbrüchigkeit zog er die Franzosen in sein Land, und brachte die Drangsale des Krieges über seine Unterthanen. Sein Sohn Carl Emmanuel heilte die Wunden des Staates, regierte mit Milde, Kraft und Würde. Die wohlthätigsten Anstalten in Turin sind Denkmale sei-

nes ruhmvollen Lebens. Er haßte das Kriegsspiel im Frieden, liebte den Krieg selbst nicht; führte ihn aber, wenn er ihn nicht vermeiden konnte, mit demjenigen Nachdruck, der jedoch die Grundsätze der Menschlichkeit nicht verleugnet. Er verfaßte Gesetze, brachte Ordnung in die Staatsgeschäfte, und führte bei den Landeseinkünften eine haushälterische Verwaltung ein; doch war sein höchstes Bestreben den Unterthanen die Staatslasten zu erleichtern. Als es endlich ihm gelungen war, diesen Zweck zu erreichen, sagte er zu einem seiner vertrauten Diener: — „Heute feire ich den schönsten Tag meines Lebens; denn ich habe die Freude gehabt, die letzte der außerordentlichen Abgaben aufzuheben, welche die Schulden des Landes nothwendig gemacht hatten.“ — Das ist ein königliches Gemüth, welches in dieser Aeusserung sich offenbart.

Auf seinen Nachfolgern ruhete nicht mehr so rein dieser landesväterliche Geist. Eifersüchtig das königliche Ansehn bewahrend, strebten sie nur dahin, den Rechten der Krone mehr Ausdehnung zu verschaffen, und den geringen Einfluß des Adels gänzlich zu unterdrücken, bis endlich das Verhältniß der Regierung zum Staate in eine vollständige Despotie sich zusammenzog, die gleichmäßig auf allen Ständen lastete. Die bleierne Gewalt des Despotismus drückt das geistige Vermögen eines Volkes darnieder, weshalb dann so wenig bedeutende Männer aus den Piemontesern hervorgin-

gen. Alfieri verließ sein Vaterland *), um freier sein Haupt emporheben zu können.

Den König Carl Emmanuel den vierten trafen die Ereignisse, die eine Folge der französischen Staatsumwälzung waren. Müde vom Drange der verworrenen Zeitumstände, trat er im Jahre 1802 den Thron seinem Bruder ab, dem jetzigen Könige Viktor Emmanuel. Jener lebt in Rom, und widmet sich ausschließend religiösen Beschäftigungeu, (Th. II. S. 419.) dieser erwartet in Gaeta (Th. IV. S. 5.) eine günstigere Wendung der Weltangelegenheiten.

Suza, den 8. July.

Die erste Hälfte der, mit Ulmen eingefaßten Straße von Turin nach Suza, geht durch eine fruchtbare Ebene, die reichlich mit kleinen Städten, Flecken und anmuthigen Landhäusern besetzt ist. In dieser Gegend wird vorzüglich der Seidenbau getrieben. Je näher man Suza kommt, desto wilder stellt sich die Landschaft dar; desto rauher starren die Felsengipfel empor, auf denen ein ewiger Winter thront; desto schauerlicher umfangen den Wanderer

*) Er war zu Asti im Piemontesischen geboren. Noch trägt eine Straße in Turin den Namen Alfieris. Man zeigt darin noch das Haus, welches der große Dichter lange bewohnte und worin er sich oft auf einen Stuhl fest binden ließ, um nicht von der fast bis zur Wuth ausartenden Leidenschaft zu der Marquise de Prin, die sein so boshaft spottete, fortgerissen zu werden. B.

die feuchten, engen Thäler. Zwischen dem Felsengeklipp grauen zerfallne Ritterschlösser und Burgen. Schon begegneten uns häufiger die Mißgestalten der Kropfmenschen; das Land beginnt, wo der Cretinismus wieder erscheint*). Auf eine abschreckende Wildniß scheint es die Natur hier angelegt zu haben, aber im Kampfe mit ihr, hat der muthige rege Fleiß der Einwohner dem Boden dennoch eine belohnende Ergiebigkeit abgewonnen. Die kleinste und dürftigste Fläche an den unfruchtbarsten Abhängen und auf den schroffesten Felsenhöhen ist zum Erstaunen mühsam angebaut. In dieser Gegend soll die Stelle seyn, wo Hannibal, über die Alpen kommend, in Italien eindrang, um Rom anzugreifen **). Zu

*) Man hat neuerlich Tafeln von gebrantem Schwamm mit Gummi und einiger Versüßung zusammengesetzt als ein unfehlbares Mittel gegen diese Alpenkröpfe empfohlen. Zu Chambery und Turin werden diese tablettes antigoitriquer öffentlich verkauft. Ein Pariser Art hat dies Mittel genau untersucht. S. Foderé Traité du Goitre et du Cretinisme. Paris An VIII. B.

**) Bekanntlich ist über den wahren Uebergangsort des Hannibal ein langwieriger Streit unter den Gelehrten geführt worden; die neuste Forschung darüber findet man in folgendem Werke: Histoire de campagner d'Annibal en Italie par Fr. Guillaume II. Vol. Mitau, imprimerie Royale 1815. Nach Livius Bericht leidet es nicht den geringsten Zweifel, daß Hannibal wirklich den Mont Cenis, die Alpes Cottias passirte, wie schon Saint-Simon Histoire de la

Augustus Zeiten beherrschte ein gewisser Cottius hier ein kleines Reich von zwölf Städten, unter denen Segusium, jetzt Suza die Hauptstadt war. Dem Cottius wurde fur die Treue, mit welcher er die römische Sache gegen die übrigen Alpenvölker verfocht und beförderte, ein Schatten von Königsthum zugestanden. Zur Dankbarkeit für solche Begünstigung ließ Cottius dem August einen Ehrenbogen errichten, von welchem außerhalb der Stadt am Fuße eines Berges noch bedeutende Ueberbleibsel zu sehen sind. An diesem Bogen bemerkt man, wie an dem Coliseum in Rom, die Löcher, wo die verbindenden Eisenstangen durchgingen *). Von dem Bildwerk in halb erhabener Ar-

guerre des Alpes, ou Campagne de 1744. (Amsterdam 1740 in 4.) Preface p. 33. zur Evidenz bewiesen hat. B.

*) In dem getreuesten Kupferstich, welchen man an diesem Ehrenbogen des Präfecten Cottius auf den Kaiser Augustus ohnweit Suza hat, in des Massaza, Grafen von Paldordona Arco di Suza, Torino 1750 fol. findet man auch die Löcher angegeben, in welchen die mit Blei eingelassenen eisernen Klammern gesteckt haben. Verkleinert zugleich mit den noch vorhandenen Reliefs auf beiden Seiten sieht man den Bogen in Maffeis Museo Veronensi p. 234. Millin hat ihn als Titelvignette zu seiner Reise nach Piemont und Savoyen vor dem ersten Theil stehen lassen. Um die, für die ethnographischen Namenbestimmungen der Einwohner dieser Gegend sehr wichtige Inschrift, hat sich neuerlich der Ritter Napione große Verdienste erworben. B.

beit aber, welches die Hingebung des Cottius und seines Volkes in die Gewalt der Römer darstellen soll, konnte ich nur wenig unterscheiden. — Dies Denkmal war in den Tagen seiner Herrlichkeit gleichsam die erzwungene freundliche Miene, die ein hart unterjochtes Volk gegen seinen Tyrannen annehmen mußte. Von Seiten der Römer erwies man dem Cottius sogar die Ehre, eine Abtheilung der Alpen nach ihm die cottischen zu benennen. Bei dem allen war Cottius nichts mehr, als ein unterthäniger römischer Präfekt, auf dessen Nachkommen schon Nero keine Rücksicht weiter nahm; dieser vertheilte die Provinz unter zwei gewöhnliche Präfekten.

Die heutige Stadt Suza bietet einen traurigen finstern Anblick dar, so daß es scheinen könnte, als trüge sie noch an der Stirne den Eindruck jener verheerenden Schicksale, die so oft im Laufe der Jahrhunderte sie heimgesucht haben. Sie bildet die Eingangspforte Italiens, und als solche ist sie, früher von den Römern, dann von den Gothen, und von den Vandalen, in deren Fußstapfen die Franzosen traten, verwüstet worden.

Laneburg, den 9. July.

Bald hinter Suza fängt der Weg an, sich zu erheben. Der Wanderer betritt den Fuß des Mont-Cenis. Diesen ungeheuren Felsenberg scheint die Natur hingestellt zu haben vor die Pforte des hesperischen Landes, um den Eindrang der Barba-

renroheit wenigstens zu erschweren. Napoleon hat es sich von den Bewohnern bequem machen lassen, sie zu berauben. Es ist wahr, der Weg über diese Höhe von 6440 Fuß, *) der in Schlagenwindungen hinauf steigt, ist vortrefflich; er kann mit den Werken der alten Römer vollkommen verglichen werden; und der Reisende zieht von der selbstsüchtigen Absicht Napoleons keinen geringen Vortheil. **) Wir gingen zuweilen, wo der Weg vorzüglich bequem war, zu Fuße; bei dieser Gelegenheit traf es sich, daß einige Eseltreiber uns begleiteten; ich bewunderte den herrlichen Bau dieser Bergstraße; da rief höchst ergrimmt einer von den Treibern mir zu: — ihr wißt nicht welchen Jammer diese Straße uns bereitet hat. — Ich habe oft gehört, wie hoch man Bonaparte, dieser Straße

*) Die Angaben der Höhe über der Meeresfläche sind sehr verschieden. Reinhard in der neuesten sehr fleißig redigirten Ausgabe seines Itinirairs en Italie (von 1810) giebt nach sorgfältiger Vergleichung mehrer Angaben der Höhe auf dem Posthause oben von 6360 Fuß an. In dem nach Humbolds vergleichenden Messungen von Mechel nachgestochenen Tableaux des hauteurs principales du Globe wird sie zu 1060 Toisen berechnet. Millin rechnet 1077 Toisen. B.

**) Und so lächelt man vielleicht auch, ohne sich die Galle aufregen zu lassen, über die Inschrift, die Napoleon über das Hospice setzen ließ: Domitor Alpium iussit, der Alpenbändiger befahl es! B.

wegen, pries; ihm kostete sie einen kurzen rauhen Befehl, den Umwohnern die Erschöpfung ihrer Kräfte.

Man kommt so leicht zu dem Gipfel hinauf, daß man nur an den Thälern, zu denen man hinab blickt, die Höhe ermessen kann, die man erstiegen hat. Wie Heidekraut erscheinen die Wälder in der Tiefe, wie Silberstreifen die Flüsse, und nach demselben Maßstabe verkleinern sich die umliegenden Dörfer und Städte. Nicht selten thürmen sich zu beiden Seiten des Weges Felsenberge über einander, welche die Aussicht verhüllen, und kleinere oder größere Wasserfälle von ihren, mit Schnee bedeckten, Gipfeln herab senden, welche der Starrheit einiges Leben mittheilen. Auf dem ersten Drittheile des Weges trafen wir Kastanienwaldung an, welche wir schon seit einigen Tagen nicht mehr gesehen hatten. Je höher wir aber stiegen, desto rauher und unfruchtbarer gestaltete sich rund umher die Natur und dunkle Fichtenwälder umgrünten nur noch die Felsenabhänge. Doch auch in diesem Felsengeklipp, auf dieser kalten unfruchtbaren Höhe hatten sich noch Menschen angesiedelt; aber abschreckend ist die Höllenwildheit ihrer elenden Hütten, deren Gemäuer aus Steinen besteht, die ohne Kalkverbindung auf einander gelegt sind; und die schlechten schwarzen Schieferdächer vollenden den traurigen Anblick. Einige Klafter über diese Hütten hinaus, verschwindet vollends alles Leben; das eintönige Geräusch der, von den Felsenhäuptern niederrinnenden Wasserfälle,

ist

ist die einzige Stimme der Natur, welche sich in dieser todten Wüste vernehmen läßt. Dann kamen wir an eine Stelle, wo sich der Weg achtzig und etliche Schritte lang durch eine Grotte windet, die in einem Felsenvorsprung gehauen ist, und dem Eingange zu dem Wunderschlosse einer Zauberwelt gleicht. Wenn der Wanderer aus dieser Höhle hervorkommt, so umfängt ihn wiederum Felsenstarrheit und Wildniß; aber ein unermeßlicher Gesichtskreis breitet sich vor ihm aus. Oben der unendliche Himmel, und in der Tiefe die verkleinerte Welt. — Was ist groß und klein? Wohl manche hervorragende Erscheinung, die von der Welt angestaunt, und mit lautem Jubel begrüßt und verkündiget wird, dürfte schwerlich in allen Beziehungen und unter allen Gesichtspunkten, als dieselbe bewunderte Größe sich bewähren. Wie mag sich demnach das ganze irdische Getriebe, welches mit seinen aufstrebenden Gestalten, in der Geschichte, wie in einem stehenden Meere zusammenfließt — wie mag es sich dem umfassenden Blick einer höher stehenden Natur darstellen? — In träumenden Empfindungen verloren, kam ich höher und höher, und endlich sah ich ein wirthliches Dach schimmern, und ein Spiegelsee blinkte mir im Sonnenschein freundlich entgegen. Wir hatten den Gipfel des Berges erreicht; hier nahm das bekannte Benediktiner-Kloster uns auf. — Die Hände der Wohlthätigkeit selbst haben diesen Tempel der Menschenliebe errichtet. Zu dem edelsten Zwecke haben diese Mönche dem Leben

der Genüsse entsagt. Sie haben das Gelübde auf sich genommen: die Wanderer, welche in diesen rauhen Schlüften von einem plötzlichen Schneewetter, oder von einer Lavine überfallen werden, mit Hülfe ihrer, dazu abgerichteten, Hunde aufzusuchen, und ihnen wo möglich Hülfe zu schaffen. Vor 900 Jahren stiftete dieses Kloster ein König Ludwig von Frankreich, den die Geschichte mit Recht den redlichen nennt; der Geist des edlen Stifters ruht auf diesen Mönchen. Ein geschäftig- gutmüthiges, zufriedenes Wesen drückt sich auf ihren Gesichtern und in ihren Handlungen aus. Zu helfen, wo Hülfe Noth thut, scheint ein Bedürfniß ihrer Herzen zu seyn. Man fühlt sich wohl und heimisch bei den frommen Mönchen. Wie könnte Arges in diesen Gemüthern wohnen; retten ist ja ihr Gelübd ihr Geschäft, und Menschenliebe ihre Weihe. —

Der Gipfel des Berges bildet eine geräumige Ebene von sehr beträchtlicher Länge, und einer Breite, die etwa den achten Theil der Länge enthalten kann. Sie ist von Schneebedeckten Felsenspitzen umgeben; und Füchse, Wölfe, Bären, Murmelthiere durchstreifen die Einöde umher. In der Mitte dieser weiten Fläche steht das geräumige, aber prunklose, Klostergebäude an einem weiten See, der einen Reichthum von wohlschmeckenden Lachsforellen und andern Fischen liefert, fünf Monate aber mit einer starken Eisrinde bedeckt ist; doch versicherte man mich, daß die Berge der Nordseite eine Schutz-

wehr gegen die kalten Stürme abgäben, so daß hier eine mildere Temperatur, als auf andern Bergen von gleicher Höhe empfunden werde. An dem nördlichen Ufer des Sees hat sich eine hohe, sehr weisse Gipsmasse gelagert; an dieser Gipswand befinden sich kleine trichterförmige Hölungen, in denen die hier oben hausenden weissen und grauen Raben nisten; an einer andern Seite des Sees bricht Schiefer und Talkstein. Uebrigens bieten die Senkungen und Schlüfte Schätze von botanischen Merkwürdigkeiten dar; und im Sommer besucht eine Menge der schönsten Schmetterlinge diese Gegend. Einige von den Mönchen haben naturhistorische Kenntnisse, und diese finden für ihre Wissenschaft hier eine gnügende Unterhaltung.

Das Kloster ist mit schönem frischen Wiesengrün umgeben, und in der Nähe festungsartig *)

*) Doch befindet sich gleich neben dem Hospice des Klosters wirklich eine Caserne, von wo aus der immer wiederkehrende Trommelschlag den Frieden des Klosters stört. Im Kloster selbst hatte Buonaparte Zimmer für sich und seine Generale prächtig meubliren lassen. Auf dieser Platteforme des Montcenis sollte nach einem von den Aschenhaufen und Brandtrümmern Moskaus aus datirten Decret ein colossales Monument die Besiegung Europas verkündigen. 25 Millionen Franken waren dazu bestimmt, die vorzüglichsten Academien von Frankreich und Italien sollten die zur Preisbewerbung eingereichten Plane prüfen und krönen. Doch dies Fantom verschwand zugleich mit dem stolzen Luftbaumeister, der

mit Palisaden und Gräben umschlossen; hinter dieser kriegerischen Aussenseite aber wohnet der Friede und ein thätiges Christenthum waltet unter dem gastfreundlichen Dache dieser Klosterbrüder.

Wir hielten bei ihnen unser Mittagsmahl, welches sie nicht nur mit den vortrefflichsten Forellen versorgt hatten, sondern auch mit der angenehmsten und geistreichsten Unterhaltung würzten. Sie erzählten uns rührende Vorfälle von Erstarrten, welche sie aus klaftertiefem Schnee hervorgezogen hätten. Solche Vorfälle sind jetzt, da die Straße erbaut ist, weit seltner, als sonst. Auch nehmen sie Reisende auf, die erkranken, und lassen es ihnen in dem gut eingerichteten Klosterhospitale an Pflege und ärztlicher Hülfe nicht fehlen.

Mit tiefgefühlter Rührung nahmen wir Abschied von unsere wackern Mönchen und setzten unsre Reise fort. In der ersten Hälfte des Weges stellten sich ziemlich dieselben Erscheinungen dar, welche wir auf der entgegengesetzten Seite des Berges bemerkt hatten: auf beiden Seiten kahle Felsenspitzen und Schneeberge, welche vielfache Ströme herabgießen. Dann kamen wir aber auch an schönen Wiesenflächen vorbei, die selbst in dem dürresten Sommer von den Schneegebirgen mit Wässerung hinreichend versorgt werden. Die Hütten in solchen Wiesengegenden haben ein trauriges, finsteres Ansehn;

es ausgedacht hatte, noch ehe an die Ausführung gedacht werden konnte. B.

die Straße, fortwährend breit und schön, windet sich auf dieser Seite in kürzern Wendungen hinab. Der Tag war heiter, ein scharfer Wind aber stieß uns oft entgegen, der meine körperlichen Uebel wieder aufregte, von denen ich in Italien frei geworden zu seyn glaubte. Tief im Thale erblickten wir Laneburg, welches durch die schnellen Wendungen der Straße bald vor, bald hinter uns erschien. Es sandte freilich keinen erfreulichen Anblick zu uns herauf. Wir kamen an, und fanden in der That den Ort noch trauriger, als er sich in der Ferne gezeigt hatte. Hier wird schon französisch gesprochen, und Laneburg ist, wenn man von Italien kömmt, die erste savoiesche Stadt. Ein schlechtes Wirthshaus, aber eine freundliche Bewirthung nahm uns auf. Es war hier mitten im wärmsten Sommermonate so kalt, daß wir ein Kaminfeuer begehren mußten. Der Ort liegt in einem feuchten Thale, in welches vom November bis zum März kein Sonnenstrahl hinab dringt. Himmelanstarrende Felsen scheinen von diesem Thale der Nacht den Tag abwehren zu wollen. Wohin man blickt, zeigt sich Elend und Armuth; was man hört sind Klagen, und was man vom Geiste der Einwohner wahrnimmt, ist Aberglaube. Finsterniß von Innen und Dunkelheit von Außen ist das Loos dieser armen Menschen.

St. Michel, den 10. July.

Schmerzlich fühle ich es, daß mich die Luft Italiens nicht mehr anweht. Ein mühseliger

Weg windet sich von Laneburg hieher. Links und rechts hohes Schneegebirge, von denen kleinere und größere Bäche niederrinnen; dunkle Tannenwälder an den Abhängen, schwarze, schmutzige Hütten, und so viel verkrüppelte Menschen: alles dies ist wohl geeignet den heitersten Sinn des Vorüberwandernden zu verstimmen; bei dem allen aber bemerkte ich vielfache Spuren von Betriebsamkeit und Fleiß. Ueberall, wo nur eine Stelle anbaufähig ist, haben die Einwohner sie benutzt, und so manches Stück Fruchtland der Wildniß abgewonnen, die wir durchzogen. Die grünliche Arc begleitete uns mit ihrem lieblichen Geräusch. Die Dörfer und Städte, Aurieu, Mondana, St. André, aus schwarzem Schiefer zusammengesetzt, bieten einen eben so traurigen Anblick dar, als die Mißgestalten, welche sie bewohnen. Kropfmenschen und Kretins erscheinen hier so häufig, wie in den Salzburgischen Thälern: (Th. I. S. 73.) lauter abschreckende Gegenstände, außer der lieblichen Arc, die unsere Begleiterin blieb; diese zog bald rechts neben uns hin, bald links; zuweilen verschwand sie gänzlich aus unsern Blicken, und dann gab sie durch ihr lebhaftes Geräusch das Zeichen ihrer Nähe. Hinter Mondane wird sie breiter und noch schäumender, im Kampfe mit den Felsenmassen, die sich ihr entgegen stämmen. Auch der Weg ist hier minder beschwerlich und furchtbar; die Landschaft wird anmuthiger, wie wohl sie auch hier nicht ganz aus ihrem rauhen Charakter fällt. Zusammengeworfene ungeheure Stein-

blöcke, durch Lavinen herabgerissen, scheinen den Niedersturz einer ganzen Felsenwelt anzudeuten. Hin und wieder hängt von einem hohen Gipfel, den die Nebelwolke umschlingt, ein Wasserfall herab, der das Entsetzen des Anblickes solcher grauenvollen Wildniß besänftiget. Erst in der Nähe von St. Michel wird die Landschaft weniger rauh: die südlichen Abhänge der Berge sind schon mit Weinreben, welschen Nüssen, Kastanien und Mandelbäumen bepflanzt, und gelindere Lüfte säuseln um eine sanftere Natur. Aber die Menschen erscheinen fortwährend in einem bedauernswerthen Zustande der bittersten Armuth, niedergedrückt, gänzlich muthlos, und größtentheils mißgestaltet. Ein Römer, wenn er vom Grabe auferstehen sollte, würde in dem Geschlecht, welches jetzt diese Thäler durchschleicht, wohl schwerlich die Nachkommenschaft jener Allobrogen erkennen, deren Unterjochung seinem Volke so viele Anstrengungen kostete. Nur die Besitzerin unsers Wirthshauses zeichnete sich durch Wohlgestalt und Freundlichkeit aus; sie entschuldigte auf die gutmüthigste Weise die Mangelhaftigkeit der Bewirthung, die sie uns anzubieten habe, und beklagte mit bittern Thränen die allgemeine Noth ihres Landes. Von jeher ist Savoien mit harten Abgaben gedrückt worden; dann haben Kriegeszüge die Einwohner vollends entkräftet; Franzosenwirthschaft richtet sie gänzlich zu Grunde.

La Chambre, den 11. July.

In diesem Lande ist immer ein Wirthshaus schlechter, als das andere, die Bewirthung immer schmutziger, das Essen ungenießbarer und ekelhafter, je tiefer man eindringt. Das hiesige Wirthshaus ist noch armseliger und unreinlicher, als das zu St. Michel. Zuweilen setzt das Elend ihres Zustandes die Einwohner in eine Art von Verzweiflung, welche sich in Zorn und Unwillen gegen diejenigen ausläßt, die ihnen begegnen: dies war der Fall mit unserer Wirthin; sie fuhr, als wir Essen forderten, so erzürnt auf, als ob wir zu ihren Peinigern gehörten, und erklärte: sie könne uns nichts zu essen geben, indem sie selber Hunger leide. Wer hätte auch nur mit einiger Empfindlichkeit diesen Empfang erwiedern können? Ich fühlte das tiefste Mitleiden, und suchte nur durch freundliches Zureden die Frau zu besänftigen, wodurch wenig auszurichten war. Ich that auf Essen Verzicht, flüchtete zu meinem Tagebuche, brachte meine Erinnerungsbläter in Ordnung, und überblickte in Gedanken unsern heute zurückgelegten Weg. Die Landschaft, durch welche wir kamen, stellt ein Gemälde dar von großen starken Zügen, untermischt mit gefälligen romantischen Stellen.

Als wir St. Michel verlassen hatten, war unsre treue Begleiterin, die Arc, aus unsern Augen verschwunden, nur ihr Wellengetöse rauschte aus der Verborgenheit, wie die Stimme eines unsichtbaren Wesens, zu uns herüber. Es war eine tiefe Schlucht

durch die wir uns hinzuwinden hatten. Die gewaltigen Felsenwände zu beiden Seiten und vor uns, stellten gleichsam halb vortretende ungeheure Theatercoulissen dar, die im Hintergrunde zusammen geschoben zu seyn schienen, so daß uns der Ausgang aus der Schlucht, in der wir uns eben befanden, durchaus verschlossen vorkam; und es war in der That sehr unterhaltend, nach der erfolgten Auflösung einer so räthselhaft umwundenen Aufgabe, unmittelbar wieder auf eine neue Verwickelung zu treffen. Immer sanfter und romantischer wurden die landschaftlichen Zusammenstellungen der Natur; nur die Erscheinung der Menschen und ihrer Wohnungen blieb ihrem häßlichen, schmutzigen Charakter getreu. Dann eröffnete sich plötzlich eine anmuthigere freiere Aussicht. Die Abhänge der Berge fanden wir bis zu einer außerordentlichen Höhe, entweder als Fruchtland angebaut, oder mit Waldung beschattet. Die Absätze der Höhen sind mauerartig mit Steinen eingefaßt, um das Herabsinken des Erdreichs zu verhindern. In den Wiesen und Feldern umher sahen wir Steinanhäufungen zusammengetragen, welche die erzeugungsreiche Natur in buschichte Hügel verwandelt hat, wodurch malerische Gruppirungen entstanden sind. Wir berührten die bischöfliche, aber dennoch elende, Stadt St Jean, in einem sehr engen Thale, wo die Arc wieder zum Vorschein kam. Ueber diesen Ort hinaus, wurde die Gegend nicht nur immer freundlicher, sondern reizend sogar; eine weichere Luft wehete von Weinhü-

geln uns an, und Rebengrün umrankte die schwarzen Dächer.

Die landschaftliche Natur hatte uns doch mit so manchem erfreulichen Blick den beschwerlichen Reisetag erleichtert: und so fiel uns dann der unerfreuliche Empfang in diesem traurigen Wirthshause desto widerwärtiger auf.

Aiguebelle, den 12. Juli Abends nach 9.

Wir waren froh, la Chambre hinter uns zu haben, aber der Abend unsrer gestrigen Reise scheint die trübe Einleitung zu dem heutigen widerwärtigen Tage gewesen zu seyn. Kaum hatten wir früh Morgens jenen traurigen Ort verlassen, so senkte sich ein dichter Nebel von den Bergen herab und bildete eine solche Nacht um uns her, daß ich kaum den Veturino auf den Maulthieren zu sehen vermochte. Es ist ein ängstender Zustand, auf unsichern Wegen, zwischen Abhängen und Felsengeklipp, von dem bei schlimmen Wetter, nicht selten große Steinmassen niederrollen, nicht vor sich hin sehn zu können. Drei Stunden dauerte diese Wolkennacht, aus der sich endlich ein furchtbares Gewitter entwickelte. Donnerschläge Regengüsse, Ströhmungen von den Bergen herab betäubten, und furchtbare Blitze blendeten uns, und kein wirthliches Dach in der Nähe, welches uns hätte in Schutz nehmen können. Endlich zertheilte sich die Wolkenfinsterniß, ein Sonnenstrahl brach durch; ich athmete freier; es war mir als hätte uns ein

Engel aus der Verirrung in einer grausen Wüste gerettet, ich konnte um mich sehn, und erblickte nun an der rechten Seite des Weges ein Sumpfthal, wo unzählige Felsentrümmer aus dem Boden hervorragten. Dort ist im Jahre 1750 am 12. Juni durch den Sturz einer ungeheuren Lavine, welche große Steinmassen mit fortriß, das schöne Dorf Randau gänzlich verschüttet worden. Mit Grauen und Entsetzen erfüllte mich der Anblick dieser Stelle. Ein Umfang von 150 Morgen Landes mit Häusern, Menschen und Vieh liegt daselbst 36 Fuß tief begraben. Nur der Kirchthurm soll noch 16 Fuß hoch aus dem Grabe des unglücklichen Dorfes als eine Denksäule des schrecklichsten Schicksals, hervorragen. Nie wird das Bild dieser Zerstöhrung vor meiner Seele verschwinden. Jemehr wir uns der Stadt Aiguebelle näherten, einen desto sanfteren Charakter nahm die Natur an; auch fanden wir hier in dem ziemlich geräumigen Posthause eine bessere Bewirthung, als wir seit einigen Tagen angetroffen hatten. Der Postmeister, ein sehr gefälliger lebhafter und gesprächiger Mann, unterhielt mich mit einer ganz guten Erzählung, von der Landesart, von den Sitten und Gebräuchen des Volkes. Zuerst ergoß er sich freilich in Klagen über das gegenwärtige Schicksal seines Vaterlandes; dann zog er mit gebührendem Lobe die angeborne Gutmüthigkeit und den redlichen Grundcharakter der Savoyarden hervor und schilderte die Betriebsamkeit, mit welcher sie

der kargen Natur des Bodens ihr kümmerliches Daseyn abgewinnen. In Körben tragen sie den Dünger auf die Flächen der höchsten Berggipfel hinauf, wo die abgespühlte Erde zu Zeiten ersetzt werden muß *). Aber der regeste Fleiß reicht nicht hin, die sämmtlichen Kinder des Landes zu ernähren. Tausende werden zu Auswanderungen genöthiget, um ihr Brot anderwärts zu suchen; doch kehren sie jährlich, oder nach längeren Fristen, zu ihrem geliebten armen Felsenlande zurück. Der Knabe, wenn er kaum das zehnte Jahr erreicht, geht nach Paris und andern Städten und giebt sich zu allerlei kleinen Diensten hin. Gegen tausend Savoyarden sind Schornsteinfeger in Paris, andere ziehen mit Murmelthieren, Leiern und Schattenspielen umher **). Mit dem kleinen Erwerbe wan-

*) Der Savoyische Ackerbau zeigt zwar von der eisernen Beharrlichkeit und Arbeitsamkeit des savoyischen Landmannes, ist aber noch in Windeln und in der Wiege und an Verbesserung ist kaum zu denken. Kenner empfehlen ein treffliches Werk von Costa: Essai sur l'amelioration de l'agriculture dans les pays montueux et en particulier à Savoie. 2 edit. Paris 1802. B.

**) Zwei beliebte Opern, Fanchon und die beiden Savoyarden schildern uns die Sitte und die Anhänglichkeit dieser armen Knaben in rührenden und rohen Zügen. Nur hat Marsollier der Verfasser der beiden Savoyarden darin einen groben Verstoß begangen, daß er Briançonnais, das Gebiet woher eigentlich die Murmelthierführer kommen, nach

dern sie gewöhnlich in ihr Vaterland zurück, wo sie das beschränkteste Auskommen einem bequemeren in jedem andern Lande vorziehn. Was ihre Sitten betrifft, so war ihnen bisher eine unverbrüchliche Pflichttreue nachzurühmen, und eine Unschuld, welche sich über ihr ganzes Leben verbreitete. Mit der Franzosenherrschaft aber hat sich vieles von ihrer ursprünglichen Rechtlichkeit verlohren; und Savoyische Straßenräuber sind keine Seltenheit mehr. Allgemein wird die vorige Regierung zurückgewünscht: das beweiset hinreichend, wie schlecht die gegenwärtige seyn muß.

In den Gebräuchen bei Hochzeiten und Kindtaufen ist der Savoyarde dem finstersten Aberglauben und symbolischen Feierlichkeiten ergeben. Wenn ein junger Mensch um ein Mädchen wirbt: so begiebt er sich mit einem Freunde in die Wohnung der Erkohrnen; findet er dort im Kamin einen Feuerbrand: so ist das ein schlimmes Zeichen, und gilt für eine verneinende Antwort. Im günstigern Falle bringt er sein Anliegen vor. Ist der Vater der Erwählten mit den Bedingungen zufrie-

Savoyen versetzt. Uebrigens ahnden die kleinen Savoyischen Essenkehrer, die uns Mercier in seinem Tableaux de Paris so liebenswürdig schildert, wohl nicht, daß sich der britische Philanthropismus schon seit zehn Jahren mit Vorschlägen beschäftiget, um alle Schornsteinfegerei den armen Knaben auf immer zu ersparen, und daß es in London eine eigene Society for bettering the condition of the climbing boys giebt. B.

den; so führt er den jungen Mann zu der Tochter, diese empfängt von ihrem Bewerber eine Art von Handgeld, und die Verlobung ist geschehen. Abends vor der Hochzeit versammeln sich im Hause der Braut die beiderseitigen Verwandten des verlobten Paares. Die Braut versteckt sich vor der Ankunft der Gäste; der Bräutigam, begleitet von Musik und lustigen Gefährten, sucht die Geliebte: sie wird gefunden, und lautes Jubelgeschrei erfüllt das Haus. Es wird gespeiset; die Braut darf jedoch nur erst zu Ende der Mahlzeit sich zeigen. Ein lustiger Tanz, beschließt den Vorabend der Hochzeit. Den folgenden Tag erscheinen dieselben Gäste, aber festlich mit Lorbeerkränzen geschmückt, und begleiten die Verlobten zur Kirche. Nach vollzogener Trauung, empfängt des Bräutigams Mutter, oder diejenige, welche ihre Stelle vertritt, die Braut am Eingange des Hauses, wo ein Besen liegen muß, den aufzuheben, die Braut ja nicht vergessen darf: sonst würde die Ehe mit einem unglücklichen Vorzeichen beginnen. Die Schwiegermutter wirft der Braut eine Hand voll Getraide entgegen, als Andeutung des künftigen Wohlstandes. Dann findet die Braut Suppe und Brod in Bereitschaft: beides muß sie unter Kranke und Arme vertheilen; denn Barmherzigkeit und Milde dürfen in einem Hause, wenn es gesegnet seyn soll, nicht fehlen. Beim Festmahle sitzt das bräutliche Paar zwischen den beiderseitigen Taufzeugen. Zuletzt sammelt ein Kind von den Gästen Almosen ein, welches nach-

her von der Braut wiederum den Armen zugetheilt wird.

Eben so haben auch die Taufen ihre symbolischen Umgebungen. Ist der Täufling ein Knabe, so wird er in einer kleinen Wiege von einem Manne auf der rechten Schulter zur Kirche getragen; das Mädchen auf der linken. Mit andern Kränzen und andern Bändern ist die Wiege des Knaben geschmückt, der mit Glockengeläute begrüßt wird; das Mädchen muß sich mit einer stilleren Weihe begnügen; doch in jedem Falle begleitet eine Schaar geputzter Kinder den Täufling zur Kirche.

Chambery, den 13. Juli Abends.

Schon gegen 11 hatten wir den kurzen Weg von Aiguebelle bis Chambery, der Hauptstadt Savoyens, zurückgelegt. Auf dem Wege kamen wir an manchen sumpfigen Niederungen vorüber: doch ließ es sich wahrnehmen, daß wir uns der Hauptstadt des Landes näherten, von der sich vermuthen ließ, daß man für sie den besten Raum des Bodens gewählt haben würde. Die Stadt liegt in einem sehr fruchtbaren, nicht zu engen Thale, an der l'aise, enthält einige recht gute Gebäude, gewährt im Ganzen aber doch keinen sonderlich heitern Anblick. Anmuthiger sind ihre Umgebungen.

Eine Empfehlung an den Doktor Socquet führte diesen würdigen Arzt in Begleitung seines Freundes Brun, mir zu. Beide geistvolle und

kenntnißreiche Männer würzten durch lehrreiche Unterhaltung unsern Mittag: und ich hatte, nach ihrer Anweisung, manche Berichtigung meiner Kunde des Landes zu Buche zu tragen. Die häufige Erscheinung des Cretinismus unter dem Volke schrieb der erfahrne Arzt der äußerst schlechten Nahrung des gemeinen Mannes, und den ungesunden Wohnungen in den tiefen feuchten Thälern zu; das Uebel, meinte er, würde noch mehr um sich greifen, wenn nicht die zurückkehrenden Auswanderer ein frischeres physisches Leben mit in die Volksmasse brächten.

Nach der Mahlzeit besahen wir, in Begleitung der Herren Socquet und Brun die Merkwürdigkeiten der Stadt. Zuerst besuchten wir die Hülfsanstalten für Nothleidende. Das wohleingerichtete Krankenhaus faßt über 280 und das Armenhaus 500 Personen, deren Behandlung ich in jeder Rücksicht nicht anders als lobenswerth finden konnte. Beide diese Stiftungen sind im funfzehnten Jahrhundert von einzelnen Menschenfreunden errichtet worden. Das Irrenhaus und die Anstalten für ausgesetzte Kinder, beide sollen, wie man mich versichert, sehr gut verwaltet werden.

Der vormalige König von Sardinien pflegte Chambery zu seinem Sommeraufenthalt zu wählen. Das Schloß auf einer mäßigen Anhöhe, wo sich die Stadt, sammt ihrer reizenden Umgebung übersehen läßt, brannte 1745 ab, wurde im Jahre 1775 wieder erbaut, und von den Gleichheitsmän-

nern

nern aus Frankreich abermals nieder gebrannt. Die noch vorhandenen Mauern zeugen von der ehemaligen Größe des Gebäudes. Ein kleiner Theil des Schlosses ist stehn geblieben; diesen bewohnt der Präfect. An dem Schlosse hin ziehen sich schöne Spaziergänge, die aber von den Einwohnern weniger besucht werden, als das sogenannte Verney, welches in einem weiten grünen Platze besteht, der von sechs Reihen hoher Bäume beschattet wird. Unter den Namen Verney, versteht man in Savoyen jeden mit Buschwerk besetzten Raum von einer gewissen Ausdehnung. Die Plätze der Stadt sind mit Springbrunnen geziert, haben wegen der hohen Häuser aber durchgängig ein düstres Ansehn; noch düstrer erscheinen aus derselben Ursache die engen Straßen. Die außerordentliche Menge Krambuden, die man überall antrifft, zeugen von einem ehemaligen lebhaften Handelsverkehr. Die Bevölkerung der Stadt ist von 14,000 Menschen jetzt auf 8000 herabgesunken. So wie die Volkszahl des ganzen Herzogthums von einer Million auf 600,000 gefallen ist. Das Schauspielhaus, auf den vormaligen Wohlstand der Einwohner berechnet, ist von bedeutendem Umfange, und einer sehr zweckmäßigen inneren Einrichtung. Unter den hiesigen Fabriken sind besonders die Flohrfabriken berühmt: ihre Erzeugnisse werden selbst den französischen vorgezogen. Wenn nicht gewaltsame Zerrüttungen des bürgerlichen Lebens hereingebrochen wären: in welchem blühenden Zustande könnte sich

Chambery befinden! Das Volk iſt fleißig, und der Boden außerordentlich fruchtbar, ſo daß er eine zwiefache Erndte liefert, und die Wieſen viermal gemäht werden können. Die Menge der Linden begünſtiget die Bienenzucht. Ganze Waldungen von Nußbäumen liefern feines Oehl.

Als wir von unſrer Wanderung durch die Stadt zurückkehrten, kamen wir über den Hauptplatz derſelben. Hier fiel mir ein empörender Anblick in die Augen: mitten auf dem Platze ſteht noch bis heute der von den Franzoſen gepflanzte Freiheitsbaum, mit allem Zubehör der Gleichheit behangen. Der Baum iſt kräftig emporgewachſen; aber welche Frucht hat er getragen! um ihn herum lagen mit Ketten aneinander gefeſſelt die jungen Savoyſchen Soldaten, die zur Armee abgeliefert werden ſollten, von denen die Zeitungen erzählen, daß ſie ſich zu den franzöſiſchen Waffen drängen. Auf eben dieſem Platze ſteht das Lottohaus, welches der franzöſiſchen Regierung einen ungeheuren Gewinn abwerfen ſoll. Die Lotterie iſt die Erfindung einer unväterlichen Regierung: als ſie unter keinerlei Vorwand dem Unterthan mehr etwas abzunehmen vermogte, da zeigte ſie von ferne dieſes Glücksſpiel, welches, ohne daß der Unterthan Urſache zu murren hat, ihr einen bedeutenden Gewinn abwirft, aber auch nicht ſelten ganze Familien zu Grunde richtet.

Den 14. Juli.

Heute führte uns der gefällige Doktor Soc-quet zu der entlegenen Wohnung, wo Rousseau in der Nähe von Chambery bei Madame Warens gelebt hat. — Man gelangt dahin durch einen Wald von Nußbäumen. Diese einsame Hütte, vor deren Eingange ein kleines Gärtchen grünt, liegt am Fuße eines Hügels, in einem anmuthigen Thale, voll Wiesengrün und Gebüsch, und rings umher stehen reizende Berghöhen. Ich trat in die öde Wohnung und erblickte über einem verbrauchten Sopha Rousseaus Bildniß. Mich überfiel ein kalter Schatten aus den dunkeln Tagen des unglücklichen Philosophen. — Ist Philosophie der Erwerbung werth, wenn sie zum wenigsten nicht zufrieden macht? — Aus dieser Hütte ging das Leben des Mannes hervor, der so gewaltig war, und so schwach; der überall bis jenseit des Meeres, die Ruhe aufsuchte, die aus seinem Inneren geflohen war vor der Leidenschaft, welche, alles verschlimmernd, sein Gemüth fort und fort in einer entkräftenden Spannung erhielt. Er lebte in einem Mißverständnisse mit sich und in dieser Selbstentzweiung glaubte er im Zwiste mit der ganzen Welt zu seyn: dies irrende Gefühl war sein Verfolger; nicht die Menschen waren seine Peiniger. Durften es diese entgelten, wenn etwa Einzelne, wenn hier oder da eine schwache Regierung sich einer Thorheit gegen ihn schuldig gemacht? — Wie kam der wirklich große Mann zu solchem Irrthum? — Ein zu lebhaftes Selbstgefühl trägt

mehr und weniger, aber immer etwas von eifersüchtig-argwöhnischer Eitelkeit in sich, und ist, besonders wenn es in cynische Formen sich hüllt, recht dazu geeignet, ein reizbares Gemüth bis zu der Grämlichkeit zu verstimmen, welche mit gewöhnlicher Selbsttäuschung sich für Menschenhaß ausgiebt: so geschah es, daß Rousseau die Menschen floh, von denen er nicht lassen konnte. —

Ich ging in den kleinen Garten, den dieser Sohn der Natur gepflegt hatte: hier war es, wo er an ihrem Busen die ersten goldnen Träume der Jugend träumte; wo zu der Unschuld seines frischen Daseyns die Göttergestalten der Tugend traten, und ihm die Begeisterung einflößten, mit welcher er in den geweiheten Augenblicken seines geistigen Lebens, die stille innre Seligkeit des höheren Menschen schildert *).

Der kleine Garten ist zur Wildniß geworden; nur ein Rosenstock, den Rousseau selbst gepflanzt haben soll, stand in voller Blüthe; ich brach ein paar Rosen, und hätte sie gerne auf sein Grab streuen mögen, zum Dankopfer für das Köstliche, das er aus dem reichen Schatze seiner wahrhaft großen Seele der Welt mittheilte. Friede sey mit

*) La jouissance de la vertu est toute interieure et ne s'apperçoit que par celui qui la sent: mais tous les avantages du vice frappent les yeux d'autrui, et il n'y a que celui qui les a, qui sache ce qu'ils lui coutent.

seiner Asche, und Versöhnung mit seinem Geiste dort oben!

Abends.

Diesen Nachmittag führte unser gütiger Begleiter uns in eine Gegend, welche le bout du monde genannt wird. Wir kamen durch ein schönes weites Thal; bald ging der Weg in waldigtem Nußbaumschatten, bald zwischen Fruchtland und Wiesen hin: alles zeugte von reichem kräftigen Wachsthume. Anmuthiger und reizender habe ich in ganz Savoyen keine Gegend gefunden, als dies Thal. In Absätzen erheben sich die Berge umher, und zeigen in ihren sonderbaren Formen, daß sie gewaltsame Umänderungen erlitten. An einigen scheint die ganze Hälfte der Bergmasse niedergestürzt zu seyn, und die stehen gebliebenen Gipfel zeigen eine Krümmung nach der eingestürzten Seite hin. Solcher gekrümmter Berggipfel, in einerlei Richtung, sieht man eine ganze Reihe neben einander. Unser gefälliger Begleiter erklärte mir, als ich ihn um diese Erscheinung befragte, daß in der Gegend dort die Stadt St. Andrée zwischen Chambery und Grenoble, bedeutender als Chambery selbst, vor 500 Jahren von dem Sturze jener Felsenmassen niedergeschmettert und gänzlich überdeckt worden sey. In dem Archive zu Chambery befindet sich eine Nachricht von diesem schrecklichen Ereignisse. Auf einem der stehen gebliebenen Gipfel erheben sich die Thürme des Klosters St. Me-

lians. Die Franziskaner bewahren daselbst, außer einem wunderthätigen Marienbilde, noch ein Gemälde, welches auf jenen unglücklichen Vorfall hindeutet. Es sind nehmlich zwei Teufel auf demselben dargestellt: der eine fodert den andern auf, das Dorf Chamay zu zerstöhren; dieser antwortet: daß ihn die Gottesmutter im Kloster St. Melians daran verhindere. Zu diesem Wunderbilde der heil. Jungfrau Wallfahrten nun aus der Nähe und Ferne mit Gebet und Gelübden die Einwohner. Wir gelangten endlich, indem wir ununterbrochen durch reizende, malerische Landschaften zogen, zu einer einsam gelegenen Papiermühle. Die fleißigen gutmüthigen Menschen nahmen uns wohlwollend auf, und führten uns durch eine enge lange und düstere Felsenschlucht jenseits der Mühle in einen beschränkten, etwa zwanzig Schritte breiten und dreißig Schritte langen Raum, der ohne einen Ausgang, ringsumher mit etwa vierzig Fuß hohen senkrechten Felsenwänden in einem Halbkreis eingeschlossen ist: daher dann die Stelle le bout du monde genannt wird. Aus den Ritzen der übereinander geschichteten Felsenmassen rinnen kleinere und größere Wasseradern an den Wänden herab, und sammeln sich zu einem schäumenden Bache, der die Papiermühle treibt, und weiterhin einen starkrauschenden Wasserfall bildet *). Eine wunderbare Naturgewalt

*) Ich kann es dem Drange meines Herzens nicht versagen, eine Stelle aus einem Briefe meiner

hat die Felsen dort aufgerichtet, und seit undenklichen Jahren von Zeit zu Zeit an ihnen gerüttelt. Die geheimnißvoll wirkende Natur ist eine ewige Aufgabe, die dem Menschen vorgelegt wurde, daß er daran seine Weisheit und Kraft übe.

Auf dem Rückwege theilte mir unser Begleiter interessante Nachrichten über Chambery mit. In seinen Bemerkungen trat besonders vortheilhaft das Verhältniß des Menschen zum Menschen hervor, wie solches in Chambery sich nach und nach gebildet hat. Die verschiedenen Abstufungen der Stände sind hier nicht schroff durch Abschnitte

Schwester, welche später jene Felsengegend besuchte, hier anzuführen: —

„Die nicht weit entfernten Glätscher, schreibt sie, „geben den Vorrath zu diesem Wasserfall, der höchst „malerisch, in einem Halbzirkel von ausgehölten Felsen ziemlich hoch herabstürzt, und von neun kleineren „umgeben ist. Mit Recht hat diese Felsenmasse den „Namen le bout du monde: denn sie verstattet keinen Ausweg, und verhüllt jeden fernen Blick. „So reizend dies Schauspiel der Natur auch ist, „so erschrickt doch der Gedanke: nicht weiter fortschreiten zu können. Der Mensch bedarf einer Zukunft, die er in seinen Wünschen und Hoffnungen „anspricht. — Der schöne heitere Himmel über „uns, war mir eine tröstende Erscheinung; wenn „hier alles endet, was der Erde gehört, so lebt doch „das Geistige fort, und Tiedges Worte in seiner „Urania fielen mir ein:" —

„Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen
„Das zur Unendlichkeit erkohren ist!"

d. Verf.

getrennt, sondern durch sanfte Uebergänge so in einander geschmolzen, daß keine Spannung sich eindrängen kann. Aus dieser Ursache würden sich die heuchlerischen Grundsätze von Gleichheit und Freiheit bei diesem Völkchen schwerlich Eingang verschafft haben, wenn ihre Herolde nicht die Gewalt zu Hülfe gerufen hätten. Zu dem bisherigen glücklichen Einverständniß der Einwohner von Chambery haben gewisse öffentliche Volkserlustigungen, vorzüglich ein jährliches Vogelschießen das mehreste beigetragen. An diesem Spiele nahmen sämmtliche Stände und selbst die Prinzen des regierenden Hauses Theil. Wer den Vogel von der Stange herabschoß, wurde zum Könige des Festes gekrönt, und dieses mit einem fröhlichen Tanze beschlossen. Dem Könige wurden sechs junge Mädchen vorgestellt, aus denen er seine Tisch- und Tanzgenossin wählte; und diese ward durch seine Wahl zur Festkönigin erhoben. War der König ein Adlicher, so wurden sechs Bürgermädchen zur Wahl gebracht, und umgekehrt hatte der bürgerliche König nur unter sechs adlichen Töchtern zu wählen. Eben dieselbe Ständevermischung mußte, der Einrichtung gemäß, bei dem Tanze beobachtet werden. Nur ein zweideutiger Ruf konnte Ausschließungen begründen. Solche Einrichtungen haben das gute Vernehmen und die feine Geselligkeit der Einwohner unter einander herbeigeführt und bisher unterhalten. Jetzt aber höre ich schon, daß der Schießplatz zu irgend einem andern, ich weiß nicht wel-

chem, Behuf in Anspruch genommen ist *). Die Aufhebung solcher Vereinigungspunkte wird ohne Zweifel gespannteren Verhältnissen Raum geben, die mit feindlichen Stellungen nicht eben weitläuftig verwandt sind. Die Franzosen lieben und verstehen, in der Zwiespaltigkeit der Gegner zu herrschen. Ueberhaupt hat das neue System auf die alterthümliche Sitte, auf Zucht und Ehrbarkeit der treuherzigen Bergvölker sehr nachtheilig gewirkt. Vorzüglich bringt der Soldatenzwang in diesem Lande die größten Stöhrungen hervor. Die jungen Männer entweichen, flüchten in die Wälder, und brechen Nachts in die Ortschaften ein, blos um Lebensmittel zu rauben. Die Folgen sind nicht zu berechnen, die aus solchen Unordnungen hervorgehen müssen. Diese Betrachtungen umringten meinen Geist mit finstern Bildern, und sie würden ihn noch tiefer gebeugt haben, wenn die freundlichen Blicke, welche die Natur von allen Seiten uns zuwarf, ihn nicht erhoben hätten, einen höheren Standpunkt zu fassen der über die Berechnungen der Menschen hinaus liegt.

*) L'arquebuse, wie dieser Schießplatz genannt wurde, ist später wirklich seiner Alleen und seines Baumschmuckes beraubt worden. S. Millin Voyage en Savoie ect. Vol. I. p. wo auch über die mit dem Schießen nach einem Papagay — so heißt ein aus Pappe verfertigter Vogel, welcher abgeschossen wird — verbundenen Volksfestlichkeiten ausführlicher beschrieben werden. B.

Wir kamen zur Stadt zurück, die freilich mit ihren dunkeln Gassen zwischen hohen Häusern, gegen die heiteren Umgebungen unvortheilhaft absticht. Nach merkwürdigen Erinnerungspunkten aus den Zeiten des Alterthums ist hier nicht zu fragen. Chambery gehört nicht zu den früheren Städten der Allobrogen, welche hier ihren Sitz hatten. Der Ort ist zu Anfange des eilften Jahrhunderts von dem Punkte aus entstanden, wo gegenwärtig das Schloß steht, welches ursprünglich ein Lustschloß der Grafen von Savoyen war. Noch später, im funfzehnten Jahrhundert, wurde die Grafschaft Savoyen in ein Herzogthum verwandelt. Die wenigen Alterthümer, die man hier zeigt, sind aus den Aufgrabungen zu Aix hieher gebracht worden. Der freundschaftliche Doktor Socquet theilte mir seine unterrichtende Schrift über die Bäder zu Aix mit, und begleitete diese freundliche Gabe mit einer Empfehlung an Perrier, den dortigen Brunneninspektor.

Frangis, den 14. July, Abends.

Man kömmt auf dem Wege von Chambery bis Aix an merkwürdigen Punkten vorüber, und ein Reisender, dem mehr Zeit und Gelehrsamkeit zu Gebote steht, als von beiden mir zugemessen ist, wird es gewiß nicht bereuen, auf diesem Wege zu verweilen, um seine Aufmerksamkeit solchen Stellen zuzuwenden. Unter andern liegt nicht fern von der Straße ein kleiner Ort, Lemenc genannt: den alten

Namen wußte man mir nicht anzugeben, obgleich die Gründung des Ortes offenbar dem Alterthum angehört. Man hat dort Spuren gefunden, daß sich über diesen Punkt eine alte Straße nach Gallien gezogen. Bei zufälligen Nachgrabungen sind Trümmer von Tempelsäulen, Statuen und Inschriften zum Vorschein gekommen. Vermuthlich haben sich, von diesem Orte aus, römische Villen bis Aix hin erstreckt, welches Bad in der alten Zeit das Bad der Allobrogen genannt wurde.

Aix liegt etwa zwei kleine Stunden von Chambery ziemlich nah an der Landstraße, die nach Genf führt. Wir kamen zeitig genug am heutigen Vormittage daselbst an, um mit Muße die Badeanstalten zu besehn. Der Ort ist schlecht gebaut, hat enge, krumme, übelgebaute Straßen, und scheint überhaupt den Fremden, welche der Heilquelle bedürfen, wenig Bequemlichkeit darzubieten: doch liegt er in einem geräumigen Thal zwischen reizenden Naturumgebungen, wie in einem Garten an dem kleinen Landsee Bourget. Der Brunneninspektor Herr Perrier, nahm uns in seinem Hause wohlwollend auf, und führte uns zu den beiden Quellen, die nicht über hundert Schritte von einander entfernt, aus einem Kalkfelsen dringen, auf dem ein Theil der Stadt mit seinen Gärten liegt. Beide Quellen, von denen die eine schwefelichtes, die andere alaunhaltiges Wasser ergießt, enthalten einen bedeutenden Grad von Hitze. Diese Heilbrunnen waren, seit Heinrich des vierten Zeiten, der sie zu seinem

Gebrauche hatte einrichten lassen, sehr vernachläßiget worden. Die Könige von Sardinien brachten sie wiederum in Aufnahme. Zum Behuf der Badenden wurde ein besonderes Haus errichtet, und auf die Reinigung und Herstellung der Quellen die zweckmäßigste Sorgfalt verwendet. Der Raum der Badeanstalten ist mit schönen Spatziergängen umgeben, und die ganze Oertlichkeit ist anmuthig und einladend. Das Schwefelbad ist dasjenige, welches vorzüglich benutzt wird. Das Alaunwasser dringet aus vier Oeffnungen hervor und setzt in dem Behälter, der es aufnimmt, einen dicken Schlamm ab, woraus sich, wenn er umgerührt wird, eine Menge Brennluft entwickelt, die in einer blauröthlichen Flamme sichtbar wird. Beide Quellen, deren man sich sowohl zum Trinken als zum Baden bedient, scheinen gegen den Andrang der sogenannten wilden Wasser so geschützt zu seyn, daß gewöhnliche Regen und Bergströme des geschmolzenen Schnees weder in Absicht des Wärmegrades, noch der übrigen Bestandtheile keine Abweichung darin hervorbringen. Nur die häufigen Aequinoctialregen, und die außerordentlichen Schneeauflösungen im Frühlinge, bewirken eine Veränderung in diesen Quellen, die jedoch nur 24 Stunden dauern soll. Das Erdbeben zu Lissabon im Jahre 1777 hatte einen solchen Einfluß auf die Alaunquelle, daß sie mehrere Stunden hindurch ein trübes schmutziges Wasser ergoß: dagegen haben weder die verschiedenen Erderschütterungen in Unteritalien, noch

die Ausbrüche der Aetna und der Vesuvs die mindesten Einwirkungen auf diese Quellen geäußert.

Die Heilwirkungen dieses Bades haben sich, seit der Zeit der Herstellung desselben, häufig und einleuchtend bewähret, besonders wirksam ist es gegen Lähmungen, Erschlaffung, Schwäche der Eingeweide, hartnäckige Verstopfungen, und gichtische Zufälle befunden worden. Der gelehrte Doktor Socquet hat in seiner Analyse des eaux thermales d'Aix en Savoye, eine eben so belehrende, als angenehm unterhaltende Schrift geliefert. *)

Die verborgene Werkstatt, wo die Natur diese Heilwasser bereitet, ist ein dichtes Kalkgebürge, an welchem sich hin und wieder große hölenartige Risse befinden. Aus einigen dieser Hölungen dringet ein Schwefeldampf hervor, der die Brust beengt; in andern sind die Dunstausströhmungen milder und heilsam: die letzteren würden, wenn man sie dazu zweckmäßig einrichtete, die Dampfbäder in Ischia vielleicht ersetzen. Bei verschiedenen dieser Hölun-

*) Sie ist in Chambery selbst An XI. (1803) gedruckt 240 S. in 8. und enthält in 8 Kapiteln alles, was zur Topographie, zur Alterthumskunde und zum ärztlichen Gebrauch der Heilquellen gehört. Im Anhange von S. 230 an befindet sich die chemische Analyse der Quelle: Saint Simon durch Martin. Eine Kupfertafel am Ende enthält den Plan des ganzen Ortes und der alten Bäder im Aufrisse. Die Brunnenliteratur von diesen Aquis Allobrogum oder Aix ist sehr beträchtlich. Millin führt in seiner Reise 16 Schriften darüber an. B.

gen haben sich Andeutungen gefunden, daß die Alten von diesen natürlichen Dampfhölen Gebrauch gemacht haben.

Es ist außer allem Zweifel, daß schon die Römer die allobrogischen Heilquellen kannten und benutzten. Zwar ist keine Erwähnung von dem Daseyn dieses Badeortes in den Schriften des Alterthums anzutreffen: dagegen sind desto mehr Spuren des Alterthums in der Gegend desselben zu finden. Der gefällige Brunneninspektor führte uns hinab zu einem weitläuftigen antiken Bade, welches unter dem Boden seines Gartens entdeckt worden ist: und dort bewunderte ich, bei reichlicher Fackelbeleuchtung die Ueberbleibsel der alten Welt, die unter diesem Boden bedeckt liegen. *) Säulengänge, Bruchstücke von Kunstwerken, Mosaiken, Inschriften haben sich hier gefunden. In der Stadt erblickt man den Rest eines Bogens **) an welchem der Name

*) Die treueste und zierlichste Abbildung dieser unterirdischen Baderuinen hat der Britte Albanis Beaumont in seinem Prachtwerke Description des Alpes grecques et Cottiennes in dem dazu gehörigen Atlas Tafel XVII und XVIII gegeben. B.

**) Die genaueste Beschreibung und Abbildung dieses Bogens hat Millin im Magazin encyclopedique vom Jahr 1814 im Maystück p. 7 f. f. gegeben, in der Abhandlung, welche den Titel führt: Observations sur le monument sepulcral de Pompejus Campanus à Aix en Savoye. Millin nimmt sowohl in dieser Abhandlung als in seiner Reisebeschreibung Vol. I. p. 37 f. f. an, daß in

Pompejus Campanus zu lesen ist: dies beweiset, daß hier eine, mit Bädern versehene Prachtville dieses sonst unbekannten Römers gestanden. Ausser einigen Marmortrümmern, die im Garten des Brunneninspektors umher liegen, sind die ausgegrabenen Kunstsachen nach Chambery gebracht worden. Bei Gelegenheit der Ausgrabungen, welche der Bau des Badehauses veranlaßte, hat sich, wie Perrier mir sagte, eine Münze mit dem Bildnisse und dem Namen Gratians gefunden. Aus diesem Umstande haben savoysche Alterthumsfreunde die Gründung einer römisch-allobrogischen Stadt, die hier gestanden haben soll, vom Kaiser Gratian herleiten wollen. Ein solches Geldstück

der Friese dieses Bogens sich die Aschenkrüge der Familie des Pompejus Campanus befunden hätten, indem er 8 kleine Nischen in dieser Friese für Behältnisse der Aschengefäße, wie sie in den Columbariis oder Grabgewölben gefunden werden, annimmt. Man soll also unter diesen Todtentöpfen, die oben eingemauert gestanden hätten, wie durch ein Thor in die Villa des Pompejus hin und her gegangen seyn. Diese Vorstellung verträgt sich durchaus nicht mit den Begriffen von der heiligen Ruhe, die man den Gräbern zu sichern suchte und läuft ganz gegen das sogenannte ius manium. Jene Nischen haben irgend eine andere Bestimmung gehabt. Weit wahrscheinlicher ist die Muthmaßung des Beaumont in seiner Description des Alpes cottiennes. Partie II. p. 150 der diese Bogen für ein Denkmal der Dankbarkeit hält, welches die Bewohner ihrem Wohlthäter, dem Pompejus Campanus errichteten.

ist auch bei Chambery ausgegraben worden, einer Stadt deren Entstehung so offenbar der neuern Zeit angehört.

Ich bestieg noch einige Anhöhen in der Nähe, und überschaute das reizende Thal, welches von Süden nach Norden in einer Länge von acht, und in einer Breite von vier Stunden sich ausdehnt.

Es zogen sich um die Häupter der Berge Wolken zusammen, die mit einem Gewitter zu drohen schienen. Wir nahmen dankbar Abschied von unserm gefälligen Brunneninspektor und eilten, unsre Reise fortzusetzen, um nicht zu spät in Frangis einzutreffen. Kaum hatten wir Aix verlassen, so umringte uns ein Nebel, der dichter und dichter wurde, so daß endlich kein Gegenstand mehr zu unterscheiden war, und eine schwarze Nacht uns umgab. Dann fuhr ein Sturm auf, und das heftigste Gewitter, das ich je erlebte, donnerte mit tausendfachem Widerhall durch die Schluchten der Gebirge, die Blitze erleuchteten die gräßliche Wildniß vor uns. Die Maulthiere gingen instinktmäßig langsamer, und blieben nicht selten stehn. Nach einer Stunde zerflossen die Wetterwolken. In der Nähe von Frangis erblickten wir Clermont, einen recht stattlichen Ort, auf einer lieblichen Anhöhe, der viel bedeutender erschien, als Frangis, wo wir unser Nachtlager nahmen. Hier wurden wir in einem reinlichen Wirthshause von der hübschen Wirthin freundlich empfangen.

Frangis, den 15. Juny, Morgens 8 Uhr.

Mit der Bedienung in diesem Wirthshause habe ich alle Ursache, zufrieden zu seyn; aber die Theuerung übersteigt meine ganze Erfahrung. Die Wirthin trat weinend zu mir und sagte: wie leid es ihr thäte, daß ungeheure Abgaben sie zwängen, Fremde so unmäßig zu übertheuern.

Genf, Abends um 9 Uhr.

Je mehr man sich Genf nähert, desto sanfter erscheint die Natur, desto anmuthiger die Landschaft. Zwischen Fruchtland, Weinhügeln und mancherlei Waldung steigt bald hinter Frangis die Straße aufwärts nach Genf, welches 1152 Fuß höher, als die Meeresfläche liegt.

Carouge, das letzte savoyische Städtchen diesseit Genf, hat eine angenehme Lage und bietet eine ungemein blühende Aussenseite dar. Es erstreckt sich bis nahe vor Genf, so, daß es als eine freundlich einladende Vorstadt betrachtet werden kann: auch mag es von der Wohlhabenheit der Nachbarin nicht unbedeutende Vortheile ziehn. Wir erblickten Genf, diese rühmliche Stadt, welche mit ihrer gartenähnlichen Umgebung und mit ihren hellglänzenden Thürmen, einen sehr angenehmen Eindruck macht. Vor ihren Mauern vereiniget sich die Arve mit dem Rhonefluß, der in lebhaftem Wellengetümmel durch die Stadt rauscht. Mit einer gewissen Vorliebe zog ich in diese ehrwürdige

Bürgerstadt ein, von der schon eine frühere Kunde mich benachrichtiget hatte, daß ihre Einwohner trotz der Abhängigkeit von den Franzosen, fort und fort Genfer geblieben, und daß sich zwischen ihnen und jener Nation eine unüberwundene Scheidewand gebildet, innerhalb welcher sie ihre alten, feinen und redlichen Sitten bewahrten.

Die Stadt liegt über alle Beschreibung reizend an dem berühmten See dem sie ihren Namen giebt. Recht stattlich prangen die, mit weißem Blech gedeckten Thürme und die mit eben solchem schimmernden Blech eingefaßten Dächer der Häuser, wodurch die Stadt ein festliches Ansehn erhält. Die Straßen sind unregelmäßig auf und absteigend, und das Steinpflaster ist, dieser Unebenheit und Abschüssigkeit wegen, nicht durchaus im guten Stande: daher das Fahren im Innern der Stadt sehr beschwerlich und unbequem wird. Aber eine gewisse Sauberkeit, die man auf den Straßen und äußerlich an den Häusern wahrnimmt, flößt eine günstige Vermuthung für das innere Familienleben der Genfer ein.

Wir bewohnen das Wirthshaus zur goldnen Waage, welches diese Vermuthung auf eine, für uns angenehme, Weise bestätiget. Ueberall herrscht Ordnung und Reinlichkeit. Die Speisen sind gut zubereitet, und besonders ist das Weitzenbrod weiß, leicht und wohlschmeckender, als ich noch nirgend gefunden habe.

Den 16. Juli Morgens.

Die süße Nachtruhe hatte mich erquickt und mein, durch mancherlei Reiseplagen abgespanntes, Daseyn in neue Thätigkeit gesetzt. Ich trat an das Fenster, und was zuerst meinen Augen begegnete, war der entzückende Anblick des Rhoneflusses. Himmelblau gefärbt und rein gebadet, wie er aus dem herrlichen See kommt, schoß er vorüber; unendlich und rasch, wie die Zeit, fliegt er dahin. Dann traten die Beturini zu mir, welche die Reise aus Italien durch Sorgfalt und Treue mir so sehr erleichtert hatten. Sie nahmen Abschied, und ich ward innig bewegt. Es war mir, als verklängen die letzten Nachhalltöne des schönen Landes für mich nun auf immer.

Abends nach 10.

Sehr angenehm wurde ich diesen Mittag durch den Besuch des Herrn Simonde von Sismondi erfreut, dessen Bekanntschaft ich in Rom gemacht habe, wohin er die berühmte Frau von Stael begleitet hatte. Dieser junge verdienstvolle Mann, ist vielseitig gebildet und besitzt einen Reichthum von mancherlei Kenntnissen; besonders einheimisch ist er in der Geschichte: diese hat ihm die Schärfe des Blickes verschafft, der unbefangen mit Leichtigkeit und treffender Sicherheit hinter der Außenseite den Geist und das Wesen der Erscheinungen erfaßt. Anspruchslos und freimüthig legt

er seine politischen Ansichten dar, ohne Streitsucht gegen Meinungen, die mit den seinigen nicht übereinstimmen. Die litterarische Welt hat von ihm ein Klassisches Werk: Histoire des Republiques italiennes du moyen age zu erwarten. Nach den höchst anziehenden Bruchstücken, die der würdige Verfasser uns schon in Rom vorgelesen, zu urtheilen, wird dies Werk eine wichtige Stelle in der französischen Literatur behaupten. Leichtigkeit des Vortrages, und Gediegenheit der Gedanken, Fülle ohne Weitscheifigkeit in der Zusammenstellung, Klarheit und Tiefe in den Erörterungen sind die hervorstechenden Eigenschaften dieses Buches. Mit einem hellen durchdringenden Blick überschaut der Verfasser seinen Gegenstand, und mit unbefangenem Urtheil beherrscht und richtet er ihn: aber die reine, edle Gesinnung, welche die Seele des Ganzen ist, läßt uns recht erquickend fühlen: daß in diesem Buche ein Freund der Menschheit zu uns spricht. Uebrigens ist diese Schrift mit einer so kühnen Freimüthigkeit verfasset, als ob wir noch in den Zeiten der litterarischen Freiheit lebten: schwerlich dürften die neuesten Tyranneien sich einen solchen Spiegel vorhalten lassen *).

*) Das Werk von dem hier geredet wird, ist jetzt in zwölf Bänden bereits vollständig erschienen, und hat wie zu vermuthen war, den Beifall der öffentlichen Stimme, selbst in Teutschland, in einem hohen Grade erhalten. Von demselben Verfasser ist seitdem noch eine andre interessante Schrife de la

Zu diesem interessanten Besuche gesellte sich noch ein anderer, es war der Prediger Gerlach, ein geborner Gothaner, der als Pfarrer bei der hiesigen teutschen, lutherisch-evangelischen Kirche angestellt ist, und zugleich einer blühenden Erziehungsanstalt für Knaben vorsteht.

In Begleitung dieser beiden Männer besahen wir den hiesigen Dom, ein an sich gutes zweckmäßiges Kirchengebäude, welches freilich in Vergleichung mit dem Dom zu Mayland (Th. IV. S. 267.) ziemlich unbedeutend erscheint. Hier sah ich, seitdem ich Italien verließ, zum erstenmal wieder die unbeweglichen Kirchenstühle, die keineswegs ein Schmuck unsrer Kirchen sind: doch wollen wir uns gern diese Unzierde gefallen lassen, wenn nur der erhabene Zweck der öffentlichen Gottesverehrung in solchen christlichen Kirchen durch kräftige Lehrvorträge und würdige Behandlung der heiligen Glaubenswahrheiten erreicht wird.

Bei dieser Gelegenheit empfand ich es wiederum recht schmerzlich, daß die reformirte und die lutherisch-evangelische Kirche, ohnerachtet beide einander so nahe stehn, sich immer noch als getrennt

Littérature du midi de l'Europe in vier Bänden geliefert worden. d. Verf.

Der edle Sismondi wird über den Gang seines Lebens und seiner Studien selbst Nachricht geben in einer Selbstbiographie, die wir in einem der nächsten Stücke der Zeitgenossen zu erwarten haben.

B.

ansehn, durch den zwischen tretenden Schatten eines Mißverständnisses, welches, wie Geistliche beider Formen mich versichern, schon längst der Vergangenheit angehört. Keiner der Zeitpunkte, durch welche der befreite Geist der Reformation gegangen ist, hat die Vereinigung jener beiden Lehrformen dringender gefodert, als der gegenwärtige, der wohl geeignet ist, den hierarchischen Bestrebungen durch solche Zwiste den Vortheil zuzuwenden.

Wir besuchten noch einige öffentliche Spaziergänge, und kamen zu dem Platze, wo die Franzosen Rousseaus Büste aufgestellt haben, und wo sie zur Zeit der Robespierrischen Tyranneyen, vor dem Bilde des Vertheidigers der Menschenrechte die Gesetze der Menschlichkeit unter die Füße traten. Mit Entsetzen erblickte ich diesen Raum, der mit hohen Bäumen umgeben ist. Hier hat zu jener fluchwürdigen Zeit die Guillotine gestanden, und der Boden ist mit dem Blute der edelsten Bürger befleckt worden. Sismondi erzählte, daß auch er, damals ein siebzehnjähriger Jüngling, sammt seinem Vater, bestimmt gewesen sey, als Opfer jener Wüthrichslaunen zu fallen. Des Tyrannen Sturz rettete sie.

Bei meiner Zurückkunft fand ich eine Einladung für den heutigen Abend zum Thee bei der Frau von Clery, der ich von meinem Arzte und Freunde, dem Hofrath Sulzer war empfohlen worden. Sismondi begleitete mich. Die Frau des Hauses, eine ziemlich bejahrte, freundliche und leb-

haft-geistreiche Matrone; die Tochter, eine liebenswürdige, sanfte, verständige Frau, und der Sohn, ein ernster gebildeter Mann, empfingen mich mit sichtbar freudiger Herzlichkeit. Ueberhaupt mochte ich der ganzen Gesellschaft, die dort versammelt war, sehr willkommen seyn; denn ein Fremder, welcher jetzt aus fernem Lande kommt, wird gleichsam als eine verbotene Schrift angesehn, die jeder begierig an sich zu bringen sucht, um hinter den wahren Verhalt gewisser Vorgänge zu kommen, welche die politische Behandlung der Tagesgeschichte zu verhüllen, Ursache hat. Mit sichtbarer Theilnehmung hörte die Gesellschaft den Nachrichten zu, die ich von der Volksstimmung in Italien, und von der Lage der Dinge dort mitbrachte. Sehr angelegentlich befragte man mich, welche Bewandniß es mit den unzähligen lügenhaften Ausstreuungen der Franzosen habe. Ein einziger Mann in der Gesellschaft hatte, ich weiß nicht welchen Beruf, in Napoleons Thun und Treiben Spuren weltbeglückender Entwürfe zu finden: aber das allgemeine Schweigen, womit die übrige Gesellschaft seine Behauptungen vorübergehen ließ, durfte er wohl schwerlich zu seinem Vortheile deuten.

Der wechselseitige Umgang der Genfer mit einander ist, wie mir es scheint, mit einem gewissen eigenthümlichen Gepräge bezeichnet, welches französische Feinheit und jene ehrbare Förmlichkeit, welche kleinen Freistaaten eigen ist, auf eine solche

Weise verbindet, die wenigstens mir sehr wohlthat.

Den 17. Juli Abends.

Jener Hang, der uns zu solchen Stellen hinzieht, die ein hochbegabter Mensch einst bewandelte, ist wohl sehr natürlich und veranlaßte auch mich, die würdige Familie Tronchin zu besuchen, die gegenwärtig im Besitz des Landhauses ist, welches vormals Voltaire besaß, woher es noch jetzt les delices de Voltaire genannt wird. Die liebenswürdigen Bewohner, bei denen mich wiederum die redlich feinen Genfer Sitten erfreuten, kamen mir liebreich entgegen.

Das wohleingerichtete Landhaus, nebst seinem Garten, liegt etwa eine Stunde von Genf, auf einem mäßigen Hügel am See. Durch den Garten ziehen sich hohe Schattengänge hin und führen zu verschiedenen Punkten, wo man reizender Aussichten genießt. Aber Voltaire fand in dem Wonnesitz, wie er seine ländliche Wohnung nannte, so wenig die Freude, als den Frieden, dem er nachzustreben vorgab. Voltaire hatte mit Rousseau ein gleiches Schicksal. Beide waren Märtyrer ihrer philosophischen Meinungen: in allem übrigen aber — wie steht der mit Reichthum und Pracht umringte, Voltaire dem güterlosen, einfachen Rousseau gegenüber! Dieser sagte seine Meinung mit replichem wohlwollenden Ernste, jener mit hämisch-verwundendem Spott. Rousseau

redet die Sprache der Empfindung, die in seinem Herzen wohnt, Voltaire nimmt aus seinem Kopfe die Worte, welche mit großer Kunstfertigkeit den Ausdruck des Gefühles nachahmen. Bei Rousseau strömt alles aus einem vollen Gemüthe hervor; bei Voltaire kommt, was er zu sagen hat, aus einem klügelnden, witzelnden Scharfsinn. Rousseau verachtete das Geld, liebte die Menschen, die er floh, weil er sie entbehren wollte. Voltaire liebte den Reichthum, verachtete die Menschen, die er suchte, weil er Bewunderer brauchte.

Von dem durch Voltaires Andenken merkwürdigen, Landsitze der Familie Tronchin fuhren wir diesen Vormittag noch zu der in der Nähe liegenden sogenannten Campagne St. Jean, welche für diesen Sommer die Gräfin Golowkin bewohnt, deren Bekanntschaft ich schon früher gemacht hatte. Freundschaftlich wurde ich von ihr empfangen und genoß ein paar entzückende Stunden in diesem Paradiese, das nicht nur durch eine bequeme und geschmackvolle Einrichtung des Hauses, sondern vorzüglich durch die mannigfaltigen Begünstigungen der Natur hervorsticht. Aus jedem Fenster in den oberen Zimmern des Hauses blickt man in eine malerisch prachtvolle Landschaft des Thales, welches die Arve und der Rhone-strom durchfließen. Etwas entfernter leuchtete, wie von den flüchtigen Sonnenblicken entzündet, der Spiegel des herrlichen Sees. Im tieferen Hinter-

grunde ragte vor andern weißen Bergspitzen der gewaltige Montblanc hervor; und wie Lichtmassen schimmerten die Glätscher daher. Der Nebel, welcher die näheren Berghöhen umfloß und ihre Formen durchscheinen ließ, brachte in die weite Landschaft umher, gleichsam ein magisches Zauberleben, voll wandelbarer Schattengestalten. Wenn aber einmal ein heller Sonnenstrahl durchbrach: dann war es, als träte plötzlich eine frische, jugendliche Schöpfung auf die große Bühne der Natur.

Nach dieser angenehmen Fahrt brachte ich den übrigen Tag in der Gesellschaft meines treuen Begleiters, Herrn von Sismondi zu. Er munterte mich sehr auf, das berühmte Chamounithal zu besuchen, und erbot sich, mein Führer daselbst zu seyn. Ich war sogleich entschlossen, eine Reise dahin zu machen.

St. Martin, den 18. July, Abends.

Wir brachen früh auf, nur das Wetter begünstigte unsere Reise nicht. Nebelwolken verhüllten zum Theil die Naturgegenstände, an denen die Straße vorüber zog; doch entging meiner Bemerkung die Fülle der Fruchtbarkeit nicht, welche sich über die Hügel und Thäler dieser Gegend ausbreitet. Wir kamen nach Bonneville, einer kleinen Stadt, wo wir in einem reinlichen Wirthshause eine freundliche Aufnahme fanden. Das Städtchen hat ein saubres, beinahe zierliches Ansehn. So wie man in dem feinen Angesichte einer Tochter, nicht selten

die Züge der Mutter wieder erkennt, so bemerkte ich auch an diesem Orte des Genfergebietes die Feinheit und Treuherzigkeit der Genfersitte. Der Ort ist wohlgebaut und zählt ohngefähr achthundert Einwohner, welche sich noch in ziemlichem Wohlstande zu befinden scheinen. Viel blühendes Leben sah ich unter diesem Völkchen. Die Frauen und Mädchen fand ich zierlich, mehrere sogar mit feinem Geschmack gekleidet.

Nachdem wir ein kleines Frühstück genommen hatten, zogen wir durch einen Reichthum von wohlgebauten und reizend gelegenen Ortschaften, und gelangten zwei Stunden von Bonneville nach der wunderbar gruppirten Felsenlandschaft Clüse. Hier verweilten wir, bestiegen die Felsen, und blickten von dieser Höhe zu beiden Seiten des Berges hinab in die Thäler, welche wie eine kleine Welt von heitern Städten und Dörfern sich ausdehnen.

Die Stadt Clüse lehnt sich dort unten an den Fuß eines Felsens, der das Ansehn hat, als ob er jeden Augenblick auf das Städtchen niederzustürzen drohe. Der Ort ist größtentheils von Uhrmachern bewohnt. Auf unserm ferneren Wege kamen wir zu dem Arpenaz, einem Wasserfalle, der von einer breiten Felsenwand über 600 Fuß hoch niederfällt, die Wassermasse ist dieser Höhe nicht angemessen, sie zerstäubt in der Mitte des Falles, sammelt sich wieder auf einem Vorsprung der Felsenwand, wo sie sich ein Becken gewühlt hat, fällt von da herab in ein zweites solches Felsenbecken, aus dem sie

zuletzt in das Thal niederstürzt, wo diese Fluth endlich zu einem schäumenden Bergstrome wird. Die ganze Bergwand, die wir bekletterten, ist mit Felsenspitzen, wie mit Thürmen besetzt. Wir wandelten auf einem Abhange dieser Felsenmauer, und kamen an eine Stelle, wo sich eine Art von Bucht gebildet hatte, die uns wie mit hohen Tempelwänden umfing, und deren Boden mit weichem Rasen überdeckt war. Die Aussicht von dieser Stelle ist über alle Beschreibung reizend. Wir kehrten auf unsern Weg zurück und waren heiterer, als der Tag, der uns unaufhörlich mit seinem Nebel umfloß. Das bedeutendste Städtchen, das wir auf unserm Wege berührten, ist Salanche, von etwa eilfhundert Menschen bewohnt; der Verkehr dieses Ortes mit mancherlei Fabrikwaren, soll ziemlich lebhaft seyn. Vorzüglich aber haben sich Viehhändler daselbst ansässig gemacht. Salanche ist übrigens der Punkt, wo man den Riesen unter den Bergen, den Montblanc, in seiner ganzen Herrlichkeit erblickt, wenn er sich nicht wie heute, in Wolken verhüllt.

Wir kamen in St. Martin an, welches am Fuße des Montblanc liegt, und begaben uns sogleich nach der Brücke, die in der Nähe des Wirthshauses über die Arve führt. Von diesem Standpunkte aus, läßt sich die ganze Reihe der Gletscher, welche sich dem Montblanc anschließt, am vollständigsten übersehn; jedoch kein Abendstrahl drang durch das Nebelgewölk, welches alle Gegenstände

verbarg. Wir kehrten zurück, und der Abend verfloß unter heiteren Gesprächen.

Servoz, den 19. July Mittags.

Je mehr man sich dem Thale Chamouny nähert, desto ungebahnter, enger, und für das Fuhrwerk unzugängiger lassen sich die Wege finden. Wir waren genöthigt, unsern Wagen in St. Martin stehn zu lassen, und uns eines Charabanc zu bedienen, ein für schmale Felsenwege eingerichtetes Fuhrwerk, das leicht zusammengesetzt, und schnell auseinander zu nehmen ist. Wir mietheten drei tüchtige Männer, die uns auf gefährlichen Wegen unterstützen konnten, und einen vierten, der unser Gepäcke trug, welches auf dem Charabanc nicht Raum hatte. Das Wetter setzte unsre heitre Laune auf eine harte Probe, aber sie bestand. Indessen brachte uns das Nebelgewölk um manchen schönen Anblick, den Herr von Sismondi uns verheißen hatte, und wir mußten uns begnügen, in die halb verwischten Umrisse, welche der Nebeldunst durchschimmern ließ, vermittelst der Phantasie das Vermuthliche hinein zu zeichnen. Stellenweise war der Weg so gefährlich, und drängte sich an so schroffen Abhängen hin, daß wir durch unsre kräftigen Begleiter uns mußten durchhelfen lassen: da blickten wir dann nicht selten in die tiefsten Abgründe der Felsenschlüfte hinab. Endlich nach überstandenen Beschwerlichkeiten gelangten wir hieher zu dem ärmlichen Servoz, wo wir ein kleines dürftiges Mit-

tagsmahl von Erdbeeren, Honig und übelbereitetem Brodte zu uns nahmen. Armuth und Unsauberkeit lassen uns an den Gegenständen umher deutlich genug erkennen, daß wir nicht mehr in dem wohlverwalteten Genfer-Gebiete, sondern auf savoyischem Boden uns befinden. Dies elende Dorf liegt in einem schauerlichen Thale, voll Wildniß und Fruchtbarkeit, und ist mit hohen Bergen umgeben, die Bley und Kupferausbeute liefern. Die Luft ist hier so kalt und feucht, daß wir Kaminfeuer bedurften. Trotz der Rauhheit aber ist das Thal reichlich angebaut; ich fand sogar Pflaumenbäume hier, welche ich auf meiner ganzen Reise nicht gesehn hatte.

Im Jahre 1751 stürzte hier ein Theil eines Berges nieder, der dem Dorfe große Gefahr drohte; während des Falls aber erhielt die Masse eine solche Wendung, daß Servoz verschont blieb. Das Getöse und die erdbebenähnliche Erschütterung des Bodens, die der Niedersturz einer so ungeheuren Menge von Felsentrümmern verursachte, bewog die Einwohner, in die Wälder zu fliehen, wobei mehrere Kinder in den Wildnissen verlohren gegangen und umgekommen sind. Die Reibung der niederrollenden Felsenblöcke, und mitfortgerissenen Bäume hat, wie man mir erzählte, eine solche Erhitzung der Luft, und einen solchen Dampf hervorgebracht, daß man nah und ferne den Feuerausbruch eines Vulkans in dieser Gegend vermuthet hat.

Chamouny, Abends.

Die Natur scheint auf dem Wege von Servoz hieher an Rauhheit mit sich selbst zu wetteifern, und immer mehr mit den Schrecken der regellosesten Wildniß sich zu umlagern: schwindelerregende Abgründe zur Seite, und steile Höhen vor uns, die wir zu erklimmen hatten: und über das alles schattete ein undurchdringlicher Nebel, wie das geheimnißvolle Schicksal, welches kaum einen Schatten der allernächsten Zukunft durch seinen Schleier hindurch schlüpfen läßt. In den verhüllten Thälern und Bergklüften brausten die angeschwollenen Bergströme und Wildbäche; sie umrauschten uns wie Stimmen unsichtbarer Wesen aus der Unterwelt. Ueber uns aber wälzte sich im bewegtesten Tumult das Wolkengewühl hin: es war eine Ossianische Schöpfung, die uns umgab.

Die einzige freundliche Begleiterin unseres Zuges war und blieb die Arve, über welche verschiedene Brücken führten, so daß wir sie bald rechts, bald links neben uns vorüber fließen sahen. Eine dieser Brücken ist so schmal, daß wir den Charabanc auseinander nehmen und übertragen lassen mußten.

Uebrigens scheinen nördliche Strenge und ein Versuch südwestlicher Milde in dieser rauhen Wildniß sich zu begegnen. Nicht nur die nordische Tanne und der zierliche Lerchenbaum grünen hier neben einander; sondern auch der Nußbaum bekleidet die der Mittagssonne zugekehrten Seiten der Berge. Zwi-

schen durch schimmerte mit ihrem silberweißen Stamme die Birke: sie erregte in mir süße Vaterlandsgefühle; und — ich darf es ja wohl sagen, — die Erinnerungen an die Freudenstellen meiner Jugend brachten in mein Auge eine Thräne.

Dann kamen wir an eine Stelle, wo Herr von Sismondi uns empfahl, einen Wasserfall zu besehn, der in einer kleinen Entfernung, seitwärts vom Wege, merkwürdig genug sey, um betrachtet zu werden. Wir ließen den Wagen stehen und drangen auf ungebahntem Wege durch eine Wildniß zu dem Wasserfalle Chede. Er stürzt von einem mit Tannen bewachsenen Felsen in ein enges Thal herab, und ist allerdings werth, gesehen zu werden. Ohngefähr tausend Schritte von diesem Wassersturz führte uns Herr von Sismondi zu einem kleinen, von hohen waldreichen Felsen rings umschlossenen, See, in in welchem bei hellem Wetter das Spiegelbild des Montblanc erscheint, weshalb denn auch jener See der Spiegel des Montblanc genannt wird. Die Bedingung dieses Anblickes fehlte uns, wir sahen das Spiegelbild nicht, kehrten zu unserm Wagen zurück, und setzten unsern Weg fort, der uns oft nöthigte zu Fuß zu gehn. Endlich beim Eintritt in das Chamounythal, wo der Arveron uns begegnete, erblickten wir den Schimmer der hohen Eisfelder. In Chamouny fanden wir ein wohleingerichtetes Wirthshaus. Nachdem wir uns am willkommnen Kaminfeuer ausgeruht hatten, machten wir noch einen Gang in das Thal, und staunten die

Berg=

Bergspitzen an, welche hoch über die Wolken empor ragten, die in lebhafter Bewegung, unter ihnen an der Waldung hinzogen, oder sich auf den Eisflächen lagerten. Als wir zu dem Wirthshause zurückgekehrt waren, trafen wir daselbst drei sehr unterrichtete Franzosen an, denen wir bald abmerkten, daß sie mit dem bestehenden französischen System unzufrieden waren. Wir brachten einen angenehmen Abend mit ihnen zu. Sie erzählten uns viel von einem Unglücklichen, der vor wenig Jahren, von einer unheilbaren Leidenschaft getrieben, in diesem Thale verschwunden sey: zuvor aber noch seine Trauergeschichte in das hier befindliche Fremdenbuch eingetragen habe: Indessen sagten sie, wolle niemand in dem Orte, von dieser auffallenden Geschichte etwas wissen, welches sie, da die Geschichte kürzlich vorgefallen sey, gar nicht begreifen konnten

Den 20. July gegen Mittag.

Diesen Vormittag setzte das Wetter seine üble Laune gegen uns fort. Draußen war nichts zu thun. Herr von Sismondi las uns aus dem Fremdenbuche die Geschichte des Unglücklichen vor, der in diesem wilden Thale verschwunden seyn sollte. Nachdem er uns in die Unkosten der innigsten Theilnahme gesetzt hatte, entdeckte er uns, daß er vor einigen Jahren in eben diesem Wirthshause, bei sehr üblem Wetter, diesen kleinen Roman erfunden, und in das Buch eingeschrieben habe. Der Scherz

wurde belacht, und gern hätte ich ihn den gutmüthigen Franzosen verrathen.

Gegen Mittag hörte der Regen auf, und wir machten Anstalten zu einem Ausfluge in das hohe Gebirge.

Abends nach 9 Uhr.

Am Mittage stellten sich die Führer ein, die unsre Wanderung leiten sollten: sie versicherten, daß, nach gewissen Anzeigen der Berge, wenigstens keine bedeutenden Regengüsse zu befürchten seyen.

Es wurde beschlossen das Eisfeld zu besuchen, das sich von dem Glätscher Blois herabsenkt, welcher sein Daseyn vom Montblanc hat. Mein Führer war Pierre Balmat, der den berühmten Sausure auf seiner Reise durch die Glätscher, und bei Besteigung des Montblanc begleitete. Dann waren mit uns noch zwei andre Führer Balmat Guide des Dames, und Cachet le Géant. Der letztere ist derjenige, welcher zuerst den sogenannten Riesenberg durchwandert hat. Diese Männer sind von feinen Sitten, drücken sich in der französischen Sprache sehr gut aus, und besitzen nicht unbedeutende Kenntnisse in der Kräuterkunde und in der Naturwissenschaft überhaupt, wodurch sie ihre Begleitung anziehend, unterhaltend und lehrreich zu machen wissen. Außer diesen drei Führern hatten wir noch andre Männer mitgenommen, die uns an gefährlichen Abhängen zur Unterstützung dienen konnten. So zogen wir aus.

Durch das Thal fuhren wir auf dem Chara-banc; bald fing der Weg an steil zu werden, und wir mußten uns von Mauleseln tragen lassen. Als wir eine gewisse Anhöhe erreicht hatten, gab es einen Augenblick, in welchem die Nebelwolken sich von den Gipfeln zu der Waldgegend der Berge niederließen: da erschien in voller Pracht und Majestät der Montblanc mit seiner schneehellen Umgebung von Glätschern. Unter ihm zogen dunkle graue Wolken und lagerten sich in den finstern Wäldern. Der große Anblick dauerte nicht lange. Wir kletterten weiter über furchtbare Felsenruinen; dann hörten wir plötzlich ein entferntes Donnergetön, das aus allen Bergschlüften zurück hallte. Dies Getöse rührte von einer Lavine her, die irgendwo im Gebirge niedergestürzt war. Nun sagten uns die Führer, daß die kleinen und größeren Bäche zu rinnen aufhören, aber in verstärkter Fülle bald wieder vordringen würden: so geschah es. Die gefallne Schneemasse und die mit fortgerissnen Stein- und Eisblöcke hatten, wie unsre Führer sagten, die Durchgänge augenblicklich verstopft, und hielten den Lauf der Wasser so lange zurück, bis sich die angehäufte Flut wieder durchbrach. Balmat zeigte auf den ungeheuern Felsblock, auf dem ich stand, und sagte, daß dieser vor drei Jahren, während er mit drei Engländern glücklicherweise auf einer gesicherten Höhe gestanden, von dem entgegengesetzten Berge niedergestürzt sey.

Endlich kamen wir, nachdem wir eine Stunde

lang auf und nieder gestiegen waren, zu dem Eisfelde des Glätschers Blois, der den Arveron erzeugt.

Dieser Fluß entsteht aus einer ungeheuren Anhäufung von Eismassen, die von Glätschern niedergestürzt, in der Ferne glänzenden Zauberpalläst gleichen. In seine Flut ergießen sich aus den Eisritzen kleine und größere Bäche: so verstärkt, wirft er sich zersplittert über eine hohe, breite Eiswand, und strömt dann mit heftigem Geräusch, und immer zunehmend, in breiter Fülle, in das Thal hinab zur Arve. Unterweges reißt er große Eisblöcke mit sich fort, die etwa in der Mitte seines Laufes zwischen Felsengeklipp sich so aufthürmen, daß sie manches Jahr eine über zweihundert Fuß hohe Mauer bilden. Im Winter bedeckt sich der Arveron mit einer starken Eisrinde, die er aber im Frühlinge sprengt: und dann, durch die von den Glätschern niederrinnenden Wasser gewaltiger gemacht, durchbricht er die aufgethürmte Mauer, erweitert immer mehr seine Durchgangspforte, bis diese sich zu einem glänzenden Triumphthor gestaltet, durch welches er sich, nachdem er den Weg von einer halben Stunde gemacht, der Arve zustürzt. Dieser ganze Prunkaufwand der Winternatur fällt aber jedesmal gegen das Ende des Augustmonats in Trümmern.

Wir säumten nicht, dies feierliche Schauspiel der Eiswelt in der Nähe zu betrachten. Wie reizend ich mir solches auch zuvor gedacht hatte, so übertraf doch die Wirklichkeit jede Vorstellung davon in

einem Grade, der das höchste Erstaunen erregt. *) Ueber zweihundert Fuß hoch wölbte sich das prächtige Eisthor, und schimmerte, besonders bei vollständiger Sonnenbeleuchtung, in einer Herrlichkeit, der nichts gleich kommt. Mit dem Glanze der reinsten, kräftigsten Himmelbläue, wie aus dem schönsten Amethyst geschaffen, erhebt sich der majestätische Bogen auf einer Basis von 90 Fuß, und wie mit freudigem Jubellärm brauset der Strom durch die erhabene Pforte. Umher stehen dunkelblau glänzende Pyramiden und Säulen deren Spitzen wie eine weiße Lichtflamme schimmern. — Die mäßigste Phantasie kann sich nicht enthalten, bei diesem Anblick an das Wunderland der Mährchen zu den-

*) Der jüngere Vernet verzweifelte, dies „Feenthor zum Eispallast des Winters" nach der Natur malen zu können. Dennoch hat ein jüngerer Bruder des berühmten Philipp Hackert mit dem Vornahmen Carl, der seit 1778 in Genf und Lausanne lebte und dem wir schöne Schweizeransichten verdanken, dieses Zauberportal unter dem Titel: la voûte d'Arveiron in Kupfer gestochen und als Pendant zu seinem Prospect vom Eismeere von Montanvert herausgegeben. Eine verkleinerte Ansicht findet man in Bourrit's classischem Werke: Description des cols des Alpes. Das Schicksal des Genfers Moritz, der mit seinem Sohn in Anschauung dieses Schauspiels versunken, durch eine Flut fortgerissen wurde, die durch den Einsturz eines Theils der Grotte erfolgt, lebt noch im Andenken jener Gegend. S. Reichard's malerische Reise durch einen großen Theil der Schweiz (mit 60 Kupfertafeln Jena, 1805.) S. 376. B.

ken, wo die Palläste aus Diamanten bestehn, und die Bewohner Halbgötter sind.

Den heutigen Nachmittag wendeten wir dazu an, den Glätscher Bosson zu besteigen. Der Weg ging anfangs durch Wiesen und Wälder, bald aber ward er so steil, daß wir uns der Mauleſel bedienen mußten. Von allen Seiten blinkten auf dem Gebirge uns die Eisfelder an, und die Spitzen der Berge waren mit Wolken bedeckt. Ueberhaupt scheint hier die Heimath des Winters und der Wolken zu seyn. So beschwerlich die Wege sind, so belohnend erscheinen dagegen die überraschenden Naturmerkwürdigkeiten, die dem Wanderer überall in diesen Gegenden sich darstellen. Mühsam erreichten wir den Bosson; aber welch' ein Anblick entwikkelte sich dort vor unsern Augen! — Aus einer kleinen Entfernung glaubt man eine Fluth zu sehen, welche mitten im Gewühl aufgethürmter Wellen, durch den Hauch des Winters plötzlich erstarrte. In der Nähe aber sah ich auf der weiten kristallnen Fläche, Eismassen von Thurmähnlicher Höhe sich erheben: stehende und niedergestürzte Säulen, Pyramiden und wunderbare Formen, die eine Art von Regelmäßigkeit zu zeigen schienen. Ein Riese mit ausgestrecktem Arme, dessen Zeigefinger auf eine niedergestürzte Säule hinwies, und mehr dergleichen Gebilde stellten sich dar. Täglich verändern sich diese Formen. An den hohen Pyramiden schillert das reinste Weiß der Spitzen, und das tiefe Blau der Unterlagen in einander. Alles ist in das Riesen-

hafte getrieben, was hier die Natur hervorbringt, in diesem wüsten Reiche des Winters, welches sie gleichwohl mit einer kräftigen Pflanzenwelt umgiebt. Das Eisfeld des Bosson ist mit Lerchenbäumen, Tannen und kräutervollen Hügeln eingefaßt.

Den 21. July.

Gegen vier Uhr Morgens wurden wir heute zum Anblick des Montblanc geweckt. Indem sein Fuß in Nacht und Nebel verhüllt war, leuchtete die Silberkrone seines Hauptes im goldnen Morgenstrahl, und wie eine Mauer von Rubinen zogen sich ferne hin die Glätscher. So prachtvoll erhaben diese Erscheinung war, so schnell ging sie vorüber, verschleiert in Nebelgewölk. Doch blieb der Morgen regenfrei, so daß wir den Montenvert besuchen konnten. Früh um 5 Uhr zogen wir aus, und kamen nach einer vierstündigen Wanderung, auf sehr unbequemen und gefährlichen Wegen, auf dem Montenvert an: das ist auf derjenigen Höhe, an welche die Eisfläche stößt, die ihrer Ausdehnung wegen, das Eismeer genannt wird. Diese Eisfläche, deren Entstehung unmittelbar vom Montblanc herrührt, ist 10 Stunden lang, eine Stunde breit, und enthält einen Umfang von 40 Stunden. Es war eine Alpenrosenflur die uns empfing, als wir den Gipfel erreicht hatten, der gleichsam das Ufer des Eismeeres bildet. Dieses Ufer fanden wir, mit jener schönen Strauchblüte, bis an den Rand des Eises überblühet. Mitten in dieser unabsehbaren

starren winterlichen Ebene liegt eine Wiese, welche der Garten des Eismeeres genannt wird. Dieser sogenannte Garten ist ohne Zweifel der hervorragende flache Gipfel eines Berges, der sich aus dem Thale erhebt, welches gegenwärtig vom Grund aus mit der Masse des Eismeeres angefüllt ist. Auf der Höhe des Montenvert hat Herr Desportes, vormaliger französischer Konsul in Genf, zur Bequemlichkeit derjenigen, welche diese Gegend bewandern, ein kleines wirthliches Häuschen, hospice à la nature genannt, erbauen lassen, in welchem auch wir ermüdete Wanderer bei wohlthätigem Kaminfeuer uns wohl seyn ließen, und ein gemeinschaftliches Frühstück mit unsern Führern verzehrten *). Diese unterhielten uns dabei mit ihren Erfahrungen, mit den Erscheinungen und Unglücksfällen in dieser Gegend. Zu den Erfahrungen gehört leider! die Bemerkung: daß die Eisfelder mit jedem Jahre weiter in das Thal vorrücken.

Dann erzählte einer von den Führern umständlich: wie ein junger Teutscher, mit Namen Escher, vor einigen Jahren, in Gegenwart seines begleitenden Freundes, in eine 40 Klafter tiefe Eis-

*) Eine genügende Abbildung davon in Reichard's malerischen Reise n. 53. Desportes trat an Semoneilles Stelle bei der Erbauung und Ausschmückung dieses in einem schönen Geist gedachte und ausgeführten Hospice. Das Ganze hatte 95 Karolin gekostet. Allein Räuber stiegen durchs Fenster, spolirten das Zimmer und so blieben nur die vier nackten Wände übrig. B.

spalte gestürzt sey, und daß man dessen Leichnam erst nach vier Tagen und oft wiederholten Versuchen, aus der Tiefe endlich hervorgebracht habe. Das Denkmal des verunglückten Escher, von seinem Freunde ihm gesetzt, bemerkten wir bei Servoz an dem Ufer der Arve *)

Ein zweiter Unglücksfall dieser Art hat sich mit einem gewissen Egert, einem Schweizer, zugetragen. Dieser hatte sich unvorsichtiger Weise von seinem Führer entfernt, und war, unbekannt mit der Gegend und den Tücken des Eisbodens, in einen tiefen Riß hinuntergefallen, der Führer entdeckte in dem frischgefallenen Schnee die Spuren des Vermißten; glücklicherweise war er in der Eisspaltung auf einer Querwand haften geblieben, dergleichen von hineingerollten Eisblöcken zu entstehen pflegen. Cachet le Géant, ließ sich an einem Seile in die Tiefe hinab, und es gelang ihm, den Verunglückten, der noch am Leben war, aber ein Bein gebrochen hatte, zu retten. Cachet hat bei dieser Gelegenheit die Bemerkung gemacht: daß die Temperatur in solchen Eisschlünden gemäßigter als oberhalb sey.

Ein drittes trauriges Ereigniß erzählte Pierre

*) Es fängt mit den Worten an: Voyageurs! un guide expert vous est necessaire! Escher aus Eutin, ein Lieblingsschüler des Dichters der Luise, bestieg mit seinem Freunde Zimpsen den 7. August 1800 den Buot und stürzte in eine Eisspalte 105 Fuß tief. B.

Balmat. Madame le Cointe aus Genf mit einer Tochter und einem hoffnungsvollen Sohne von 23 Jahren, in Begleitung eines jungen Engländers Hill, war gekommen die Merkwürdigkeiten dieser Gegend zu besuchen. Die Gesellschaft traf frühmorgens ein. Mutter und Tochter waren beschäftiget, das Frühstück zu bereiten. Die Jünglinge lockte die Ungeduld hinaus, einen kleinen Vorflug in das Gebirge zu machen; jugendlicher Muth trieb sie, höher und höher zu klettern; und indem der junge le Cointe von einer Felsenspitze zu einer andern hinüberspringt, stürzt er in den Abgrund hinab. Todtenbleich kehrt Hill zurück. — Man denke sich den unendlichen Schmerz der Mutter und Schwester. Die zerschmetterten Gebeine des Verunglückten wurden nach mehreren Stunden im Felsengeklipp aufgefunden und den folgenden Tag in Genf beigesetzt.

Diese Trauergeschichte hatte, besonders ihrer begleitenden Umstände wegen, und durch den einfach rührenden Vortrag des guten Erzählers, einen tiefen Eindruck auf die ganze Gesellschaft gemacht, und wir wagten uns nur mit der größten Vorsicht auf das vor uns liegende Eismeer. Da erblickten wir nun Berg und Thal von Krystall, und sahen mit angelocktem und zurückgeschrecktem Erstaunen in die tiefen und breiten blauen Eisrisse hinab, an deren Wänden kleine und größere Wasserfälle mit lieblichem Geräusch niederrannen; und rings umher schimmerte und glänzte die azurne Pyramiden-

pracht. Zuweilen, aber nur auf Augenblicke, zeigte auch der Montblanc sein majestätisches Haupt.

Auf dem Rückwege konnten wir, wegen der mindern Anstrengung des Niedersteigens, mit mehr Empfänglichkeit die großen und erhabenen Naturgegenstände wahrnehmen. Frühlingswiesen und Eisflächen neben einander! — Wunderbar vereinigen sich hier, auf den Grenzen einer ewigen Eiswelt, winterliche Starrheit mit sommerlicher Milde. Wie gewaltig ergriffen und mächtig empor gehoben fühlt sich hier das Gemüth zu dem unerschöpflichen Quell dieser Wundererscheinungen der Natur. Unendlich groß und erhaben ist der Weltengeist in den starren Bildern des Todes, wie in den Gestalten des blühenden Lebens.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druckfehler.

Th. I. Seite 316 Zeile 11 von unten lies alter st. aller.
— II. S. 184 Z. 10 v. u. l. im Jahre 1455 nach anderer Meinung 1467 statt im Jahre 1445.
— III. S. 295 Z. 12 v. o. ist folgende Stelle ausgelassen:
— Jetzt stiegen zwei roth glühende Rauchsäulen auf, die sich in einer außerordentlichen Höhe vereinigten und gleichsam einen Triumphbogen von verschlungenen Strahlen bildeten, für einen Götteraufzug. Die Gegend lag schweigend, wie trunken in röthlichem Lichte. Die Schiffe in dem feuerspiegelnden Meere, schienen schwarze Riesengespenster zu seyn, die in einem Blutmeere starrten.
Th. IV. Auf dem Schmutztitel lies: Chamouny statt Chamony.
— — S. 11 Z. 20 v. oben lies Lastvieh statt Landvieh.
— — S. 12 Z. 4 v. u. fehlt das Komma nach Handlung.
— — S. 74 Z. 3 v. u. lies: der Mensch in statt der Mensch aus.
— — S. 100 Z. 13 v. u. lies auf statt aus.
— — S. 112 Z. 12. v. o. lies dem Anio statt den Anio.
— — S. 127 Z. 15 v. o. l. Sarazenen st. Vandalen.
— — S. 152 die letzte Z. lies: im Jahre der christlichen Zeitrechnung 544 statt 445.
— — S. 223 Z. 6 v. u. lies zitternden statt zitternde.
— — S. 226 Z. 11 v. u. lies Trasimen st. Trarimen.
— — S. 228 Z. 15 v. u. ist das Wort ein zu viel.
— — S. 237 Z. 7 v o. lies Arezzo, den 18. Juni statt den 17. Juni.
— — S. 293 Z. 11. v. u. lies umgaben statt umgeben.
— — S. 301 Z. 4 v. o. lies für statt fur.
— — S. 329 Z. 21 v. o. fehlt nach fassen das Komma.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Recke, Elisa von der, 1754-1833

Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien, in den Jahren 1804 bis 1806 nebst zwei Steinabdrücken

Bd.: Vierter Band

Berlin 1817

It.sing. 791 m-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467859-3